NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

NEUNUNDDREISSIGSTER JAHRGANG

1938

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS

ORD. PROFESSOR DER ROMANISCHEN PHILOLOGIE

HUGO SUOLAHTI

ORD. PROFESSOR DER GERMANISCHEN PHILOLOGIE

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN
IN HELSINKI (HELSINGFORS)

HELSINKI, HELSINGFORS, 1938
DRUCKEREI-A.G. DER FINNISCHEN
LITERATURGESELLSCHAFT

Inhaltsverzeichnis

I. Aufsätze

Seite

Aalto, P., Contribution à l'étymologie de *baraque* 375
Alessio, G., Saggi di etimologia 113
Dyggve, s. *Petersen Dyggve.*
Kolsen, A., Fünf provenzalische Dichtungen 153
—»— Sechs Gedichte des Trobadors Serveri de Girona 314
Krappe, A. H., La source polonaise du conte *Jettatura* de Théophile Gautier 370
Lerch, E., Zur Interpretation Villons ..... (vgl. S. 416) 338
Lewent, K., Das Scherzgedicht des Peire Duran 237
Marchand, H., »Children will play» 166
Petersen Dyggve, H., Le manuscrit français 1708 de la Bibliothèque nationale, II 17
—»— Les seigneurs de Broyes et la date de la *Bible* de Guiot de Provins 386
Salverda de Grave, J.-J., Gaston Paris 209
Scheludko, D., Die Troubadours, der Papst und der Kaiser ... 128
Spitzer, L., Frz. *voter socialiste* 73
—»— Eine Stelle in Calderons Traktat über die Malerei 361
Suolahti, H., Verba auf *-(l)ieren* 1
—»— Kritische Randbemerkungen 185
Tuulio, O. J., Sur les passages en espagnol d'Ibn Quzmān, hispano-arabe du XII^e^ siècle 261
Väänänen, V., Mots grecs changeant de déclinaison en latin 305

II. Besprechungen

Battisti, C., Fonetica generale (*Elise Richter*) 394
—»— I nomi locali dell'Alta Venosta (*Elise Richter*) 401
Beauvillé, Guillemette de, Gasparo Gozzi journaliste (*A. Peretti*) 199
Bédier, s. *Colin Muset.*
Coinci, s. *Gautier de Coinci.*
Colin Muset, Les chansons de —, éditées par *J. Bédier* (*H. Petersen Dyggve*) 288
Dauzat, A., Dictionnaire étymologique de la langue française (*A. Långfors*) 281
Deutsche Gedichte, 1—36 (*E. Öhmann*) 275
Dizionario di marina medievale e moderno (*A. Långfors*) 302
Gautier de Coinci, De saint Bon, évêque de Clermont, miracle versifié par —, édition critique d'après tous les manuscrits connus par *G. Lozinski* (*A. Långfors*) 286
—»— Le sermon en vers *De la Chasteé as nonains* de —, publié d'après tous les manuscrits connus par *T. Nurmela* (*A. Långfors*) 81

Seite

Gröber, G., Grundriss der romanischen Philologie. Geschichte der mittelfranzösischen Literatur, II, bearbeitet von *St. Hofer* (*A. Långfors*) 301
Herriott, J. Homer, The »lost» Toledo Manuscript of Marco Polo (*A. Peretti*) 85
Hofer, s. *Gröber.*
Jungandreas, W., Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter (*E. Öhmann*) 270
Keferstein, G., Parzivals ethischer Weg (*H. Suolahti*) 99
Kiparsky, V., Fremdes im Baltendeutsch (*P. Katara*) 409
Koenig, V.-Frédéric, Le conte de Poitiers, roman du XIII^e^ siècle (*A. Jeanroy*) 198
Levy, R., Répertoire des lexiques du vieux français (*A. Långfors*) 416
Lozinski, s. *Gautier de Coinci.*
Muset, s. *Colin Muset.*
Nitze, A., Le Haut Livre du Graal Perlesvaus, edited by — and Collaborators. Vol. II (*A. Långfors*) 84
Nurmela, s. *Gautier de Coinci.*
Puscariu, S., Études de linguistique roumaine (*O. J. Tuulio*) 88
—»— Ost- und Westromanisch im Lichte der Sprache (*O. J. Tuulio*) 98
Roedder, E., Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes (*H. Suolahti*) 269
Rooth, E., Huvuddragen av det tyska språkets historia (*P. Katara*) 413
Rosenfeld, H.-F., Der hl. Christophorus (*H. Suolahti*) 92
Stiven, Agnes Bain, Englands Einfluss auf den deutschen Wortschatz (*E. Öhmann*) 273
Storfer, A. J., Im Dickicht der Sprache (*J. Öhquist*) 102
Travaux du I^er^ Congrès International de Folklore (*O. Mäkeläinen*) 276
Wartburg, W. von, Évolution et structure de la langue française (*A. Långfors*) 284
Wirz, Wilhelmine, Flore et Blancheflor . . . neu herausgegeben von — (*A. Långfors*) 285

III. Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins

Protokolle des Neuphilologischen Vereins vom 30. April bis 30. Oktober 1937 102

IV. Eingesandte Literatur

Zur Besprechung eingesandte Arbeiten 103, 201
Schriftenaustausch 107, 206

V. Mitteilungen 112, 208, 304

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINKI

REDAKTION

A. LÅNGFORS
Professor der romanischen Philologie

H. SUOLAHTI
Professor der germanischen Philologie

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk. 35, bei der Redaktion Fmk. 30 (nur für Finnland). Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. A. LÅNGFORS (Myntgatan 3 B), den Abonnementsbetrag und Bestellungen früherer Jahrgänge an den Schriftführer der Redaktion, mag. phil. ÅKE FURUHJELM (Bergmansgatan 23 b A) einzusenden.

XXXIX. JAHRGANG 1938

Verba auf *-(l)ieren*

In dem alphabetischen Verzeichnis seiner Abhandlung »Der französische Einfluss auf die mittelhochdeutsche Sprache in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts»[1] führt Rosenqvist das Verbum *bersilieren* an, welches nur einmal, im Spruchgedicht von Salomon und Markolf, belegt ist. Er zitiert die betreffende Stelle in dem im 14. Jh. entstandenen Denkmal nach dem Abdruck der im 15. Jh. geschriebenen Handschrift E, welcher in dem Sammelwerk Deutsche Gedichte des Mittelalters hrsg. von v. d. Hagen und Büsching Band I (Berlin 1808) enthalten ist: *Morolf der verstalte sich Mit gewande wonderlich; Ich will uch sagen czware Eyn hube mit schonem hare Ene mit der selben czijt wart; Sin schopp, sin brahen, sin bart Worden yme gebersilieret (:gezieret).*

Nach Rosenqvist »scheint das Wort »(ab)schneiden, stutzen» zu bezeichnen», und er führt es auf afrz. *besillier* »verheeren, vernichten» zurück. Das *r* der ersten Silbe sei später unorganisch eingefügt.

[1] Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors IX, 86.

Diese Herleitung hält Öhmann in seiner Besprechung von Rosenqvists Abhandlung in den Neuphilologischen Mitteilungen XXXIII, 235 schon wegen der Bedeutung für falsch, ohne jedoch eine andere Erklärung zu geben. Eine solche gibt Spitzer in den Neuphilologischen Mitteilungen XXXIV, 41, indem er *bersilieren* von dem afrz. *bresillier* »teindre en rouge avec du brésil» herleitet und meint, an der betreffenden Stelle sei die Rede von dem Färben von Markolfs Haaren, Augenbrauen und Bart.

In demselben Jahrgang der Neuphilologischen Mitteilungen, in dem die obengenannte Besprechung von Öhmann erschien, habe ich S. 205 f. das Wort *bersilieren* besprochen und die Vermutung geäussert, dass es eine korrumpierte Wortform sei. Für meine Vermutung hat dann die von Hartmann im Jahre 1934 herausgegebene kritische Ausgabe des Spruchgedichts von Salomon und Markolf, welche die Varianten von drei anderen Handschriften bekannt machte, eine wertvolle Stütze geliefert. Von diesen drei Handschriften, die alle aus dem 15. Jh. stammen, schreibt nämlich die der Handschrift E am nächsten stehende Berliner Handschrift B *gebetzieleret;* die Darmstädter Handschrift *D* und die mit dieser nahe verwandte Heidelberger Handschrift *H* haben die Form *gemutzelieret.* Die Übereinstimmung des Auslauts *tzelieren* in B und der von EB weiter abstehenden Gruppe D deutet darauf, dass wir bei der Erklärung des Verbums von einer Form mit diesem Auslaut auszugehen haben. In *bersilieren* haben wir offenbar ein unorganisches *r*, das auch sonst in der Handschrift E vorkommt: *scharlckheit* im Vers 1502.

In den Neuphilologischen Mitteilungen a. a. O. habe ich bei der Besprechung unseres Verbums auf die in Heinrich von Veldekes Eneide vorkommenden Wortformen *gebalsieret* und *gebuszlieret* hingewiesen und die Ansicht ausgesprochen, dass die letztere kaum von *bersilieren* getrennt werden kann. Dass das Verbum in der Eneide eine ähnliche Bedeutung hat wie im Salomon und Markolf, geht aus der Situation hervor, die dort geschildert wird: *Si* (*Kamille*) *gebârde als ein jongeling*

*End skoep alle her dinc Als si ein ridder solde sîn — — — — —
Met einer borden waser dat hâr wale gewalkieret Si was gebalsieret
Alse ein ridder lussam* (Eneide, hrsg. von Behaghel, V. 5202). Statt *gebalsieret*, das in 6 verschiedenen Handschriften der Gruppe G, des Vertreters von dem Zweig X, steht und das Behaghel in den Text eingesetzt hat, schreibt h, das der beste Vertreter des Zweiges Y in dem Handschriftenstammbaum ist, *buszlieren*.

Der Textzusammenhang, in welchem das Verbum erscheint, gibt keinen absolut sicheren Aufschluss darüber, ob dieses im Sinn von »schmücken» überhaupt oder speziell von dem Frisieren des Haares gebraucht ist. Mit Rücksicht auf ahd. *balz* »Schopf» hat man nach dem Vorgang Lexers im Mhd. Wb. I, 118 *balsieren* mit »das Haar in einen Schopf zusammenwickeln, in Locken legen, kämmen» übersetzt. Wenn man aber die Varianten *gebalsieret*, *gebuszlieret* in der Eneide mit den Varianten *gebetzieleret*, *gebersilieret* bzw. **gebesilieret* und *gemutzelieret* im Salomon und Markolf vergleicht und in Betracht zieht, dass die Situation, in der sie in den beiden Denkmälern erscheinen, eine ähnliche ist, so kann man sich des Verdachts nicht erwehren, dass sie irgendwie miteinander zusammenhängen und dass *gebalsieret* für *gebaslieret* verschrieben und mit *gebersilieret* bzw. **gebesilieret*, *gebetzelieret* identisch ist.

Die Annahme liegt nahe, dass das Verbum **basilieren*, **besilieren*, *betzilieren*, das also auf mittelfränkisch-niederfränkischem Dialektgebiet belegt ist, eine Ableitung von dem aus dem afrz. *bacheler*, *bachelier* entlehnten mhd. *ba(t)scheler*, *be(t)schelier* »Knappe, junger Ritterbürtiger, Adliger» ist, welches auch in den Varianten *batzeler*, *basseler*, *basselerer* = mndl. *batselaer*, *basselaer* erscheint. Die Bedeutung des Verbums wäre dann etwa »jemand wie einen Ritter schmücken». Sie würde gut zu der Stelle in der Eneide *Si* (*Kamille*) *was gebalsieret Alse ein ridder lussam* passen. An der oben zitierten Stelle im Salomon und Markolf *Sin schop, sin bran, sin bart worden ime gebetzelieret*[1] scheint *betzelieren* speziell »frisieren»

[1] Zitiert nach Hartmann, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf V. 1756.

zu bedeuten, was auch nicht gerade gegen die obige Ableitung sprechen würde.

Es bleiben noch übrig die Formen *buszlieren* in der Eneide und *mutzelieren* im Salomon und Markolf.

Ich bin geneigt, sie für Weiterbildungen der einfachen Verba *butzen* und *mutzen* zu halten, welche beide sowohl im Sinne von »abschneiden, scheren» wie von »schmücken, zieren» erscheinen. Für *butzen* bzw. *botzen* finden wir die ersten Belege im 15. Jh. Diese weisen, ebenso wie die meisten Belege des 16. Jh., in die Rheingegenden, nach Strassburg, Worms und Frankfurt, vgl. Diefenbach-Wülckers Wb. S. 326 und Grimms Wb. II, 592 ff. und VII, 2282 f. Das Verbum ist auch in das Niederländische gedrungen, wo es als *boetsen* und *poetsen* in denselben Bedeutungen wie im Hochdeutschen erscheint; die ersten Belege im Frühneuniederländischen, s. Verwijs-Verdam Wb. XII, 3009. Besonders zu bemerken ist die Bedeutung »den Bart scheren, rasieren»; so z. B. bei Goethe gebraucht (s. Grimms Wb. a. a. O.), lothringisch *de bart butze* »rasieren» (Follmann, Wb. der Lothr. Ma. s. v.), ndl. *iemand poetsen* »den baard scheren».

Das Verbum *mutzen* ist im Sinne von »abschneiden» und »schmücken» seit dem 14. Jh. sowohl in oberdeutschen wie in mitteldeutschen Quellen belegt, s. Lexer Wb. I, 2261 und Grimms Wb. VI, 2841 f. Auch dieses Verbum ist in das Niederdeutsch-Niederländische gedrungen, s. Lübben-Walther, Mnd. Wb. S. 239 und Verwijs-Verdam, Wb. IV, 2034. Die beiden Verba *butzen* und *mutzen* werden vielfach miteinander verbunden, so in Sprengs Ilias: *als sich die göttin hett gebutzt: und, wie gemeld, schön aufgemutzt*, in Sebastian Franks Weltbuch: *man thut die altär auf, butzt und mutzt die heiligen auf*, im Simplicissimus: *ehe sie sichs versahe, war die jungfer gebutzt und gemutzt*, in Fischarts Bienenkorb: — — *kleinot und gezierd, damit alle die kirchen der heiligen uberreichlich gestaffiert, geschmuckt, aufgemutzt und gebutzt werden*, s. Grimms Wörterbuch II, 592. Ich will auf die verschiedenen Versuche, die Etymologie der Worte *butzen* und *mutzen* zu erklären, hier nicht näher eingehen, sondern stelle nur fest, dass sie in der

Bedeutung »schneiden, scheren« und »schmücken, zieren«, »durch Frisur schmücken«, »frisieren« gebraucht werden. Für die Annahme, dass die letztere Bedeutung aus der ersteren hervorgegangen sei, spricht der parallele Bedeutungsübergang bei dem Verbum *stutzen*.

Bei der Betrachtung der verschiedenen Varianten *balsieren*, *buszlieren*, *betzelieren*, *mutzelieren* stellt sich die Vermutung ein, dass sie vielleicht alle etymologisch zusammengehören. Von der Form *butzelieren* bzw. *botzelieren* ausgehend, könnte man nämlich annehmen, dass dies Verbum sich sekundär an das Substantiv *baschelier*, *batzeler*, *basseler* angelehnt hätte. In ähnlicher Weise scheint die Entwicklung einer anderen Bildung auf *-ieren*, des Verbums *haselieren*, vor sich gegangen zu sein.

Dieses Verbum begegnet zum ersten Mal in dem oben erwähnten Spruchgedicht von Salomon und Markolf im folgendem Textzusammenhang:

V. 1503 ff. Da der konig solde riden,
dar machte er sich beziden
des morgens *haselieren*.
Er kroch uff allen vieren
— — — — — [1]

Lexers Wörterbuch I, 1193 übersetzt es mit »unsinnig tun«.

In den älteren Wörterbüchern wird *haselieren* meistens als eine Ableitung von *Hase* erklärt, und Rosenqvist hat sich in seiner Abhandlung über den frz. Einfluss auf die mhd. Sprache in der ersten Hälfte des XIV. Jh. S. 117 dieser Auffassung angeschlossen. In Grimms Kleineren Schriften I, 357 wurde das Verbum dagegen von frz. *harceler* »necken, quälen« hergeleitet, und auch diese Ansicht hat viel Zustimmung gefunden. Dabei nimmt man (so z. B. Moriz Heyne in Grimms Wörterbuch IV, 2, 532) allgemein an, dass das deutsche Verbum später an *Hase* angelehnt worden sei. Eine dritte Erklärung

[1] Ed. Hartmann S. 64.

haben Staub und Tobler in dem Schweizerischen Idiotikon II, 1674 gegeben, indem sie *haselieren* mit *Hasel* in Zusammenhang bringen. Da die *Hasel* oft zu allerhand Zauber gebraucht wird, so könne man annehmen, dass das Wort *haselieren* davon abgeleitet sei, um zunächst den mit der Hasel getriebenen Hokuspokus zu bezeichnen. In den Germanisch-romanischen Studien (Annales Academiae Scientiarum Fennicae Ser. B XXX) S. 598 hat Rosenqvist seine oben erwähnte Auffassung preisgegeben und eine neue Deutung dargestellt, nach welcher *hasilieren* auf das mittelniederländische *assaelgeren*, *asselgeren* »bestürmen, angreifen» zurückgehen würde; das anlautende *h* sei bei Anlehnung an *hase* erklärlich. Die Herleitung aus frz. *harceler* findet er unsicher und er begründet diese ablehnende Haltung damit, dass das mhd. Verbum, das anscheinend ursprünglich ein mittelniederrheinisches Wort sei, eigentlich »toben, lärmen» bedeute und dass das frz. *harceler* im Mittelniederländischen nicht belegt sei.

Gegen diese Argumentation Rosenqvists kann man jedoch einwenden, dass die Bedeutung »toben, lärmen» nicht als die ursprüngliche erwiesen ist und dass auch die Annahme, dass es sich um ein ursprünglich niederländisches Wort handle, durch keine Beweise gestützt wird.

Heute ist *haselieren* in verschiedenen Bedeutungen weit verbreitet. So im ganzen Moselfränkischen und Ripuarischen, wo es in folgenden Bedeutungsschattierungen erscheint: zanken, streiten, necken, quälen, doch ohne geradezu feindselige Gesinnung, aus Unzufriedenheit Lärm machen; mit Unruhe und vielem Geräusch hin- und herhantieren, wirtschaften; mit den Händen eifrig gestikulieren; mit vielen Gesten, laut und eindringlich (verworren) reden; sich lärmend bewegen, unterhalten, lärmvoll arbeiten; prahlen, gross tun; phantasieren; unsorgfältig mit einer Sache umgehen; gemütlich hausen; Kurzweil treiben; eilig flott sein und arbeiten; planlos herumgehen; schwärmen; auf rohe Weise brüllen, toben bei der Kirmes, ausschweifend sein, verschwenden, s. Müller, Rheinisches Wörterbuch III, 292.

Aus dem Elsässischen verzeichnet Martin-Lienharts Wörterbuch I, 1380 das Wort in der Form *hasselieren* und zwar in der Bedeutung »zanken», und Staub-Toblers Idiotikon II, 1674 bezeugt sein Vorkommen in den schweizerischen Mundarten. Hier erscheint *haselieren* in den Bedeutungen: sich unanständig aufführen, besonders indem man unnötiges Geräusch macht; lärmen; spez.: bei Hantierungen, wüten, toben, im Zorn herumfahren; mit Worten a) seinem Ärger, Zorn in lauter, derber Weise Luft machen, poltern; klagen; ausschelten, abkanzeln; b) grossprechen, prahlen; seiner Freude nach Herzenslust freien Lauf lassen (mit Scherzen, Lachen, Singen, Tanzen), ausgelassen fröhlich sein. Fischers Wörterbuch III, 1208 bezeugt den Gebrauch von *haselieren* im Schwäbischen in der Bedeutung »reizen, quälen; mit spitzigen Worten necken, toben, schelten, wüten, lärmen, ausgelassen sein». Nach Vilmar Id. 153 ist das Wort heute in Kurhessen im Sinne von »laut und hastig reden» sehr üblich. Müller-Fraureuths Sächsisch-erzgebirgisches Wörterbuch II, 480 gibt für *haselieren* die Bedeutung »Possen, Narretei treiben» an. Aus dem Westfälischen führt Woestes Wörterbuch (neue Ausgabe aus dem Jahre 1930) S. 94 *hasseleren* mit der Erklärung »haselieren, windbeuteln» und aus Münster im Sinne von »lärmen» an. Bauer-Collitz' Waldeckisches Wörterbuch gibt *haseleren* mit der Bedeutung »zum Besten haben; einfältig schwätzen».

Im Niederländischen bedeutet *hazelieren* »herumlaufen, hinlaufen, weglaufen; flüchten»; *in iets hazelieren* »mit Wohlbehagen in etwas herumspringen, in etwas zu Werke gehen, sich an etwas ergötzen», s. Woordenboek der Nederlandsche Taal s. v. Dijkstras Friesch Woordenboek I, 498 kennt den Ausdruck *hazzelieren gean* im Sinne von »fliehen» (»het hazenpad kiezen»).

Es ist nicht leicht, alle diese verschiedenen Bedeutungen, in denen *haselieren* erscheint, miteinander zu vereinigen.

Wenn wir uns zunächst an den obenerwähnten ältesten Beleg im Salomon und Markolf halten, so geht aus dem Textzusammenhang hervor, dass das Verbum eine solche Bedeutung

haben muss, die Lexer a. a. O. angibt, also »Unsinn, Possen treiben». Der Beleg steht ganz vereinzelt in mittelhochdeutscher Zeit da. Von den hier in Betracht kommenden vier rheinfränkischen Handschriften des 15. Jh. geben drei das Wort richtig wieder, aber der Schreiber der vierten, der Darmstädter Hs. ändert den Reim *haselieren: vieren* zu *hosen luren* (= auf Hasen lauern): *buren*, woraus erhellt, dass das Verbum ihm ungeläufig war.

Im 15. Jh. ist *haselieren* in diesem Sinne nicht zu finden, aber im 16. und 17. Jh. finden sich dafür wieder Belege. Von den älteren Wörterbüchern übersetzt Stielers Teutscher Sprachschatz (1691) *haselieren* mit »nugari, insipidum esse, desipere, insanire». Daneben stehen die Ableitungen *Haselirer*, *Haselirung*, *haselirisch*. Heyne gibt in Grimms Wörterbuch IV, 2, 532 Belege aus der Literatur: *er war ungemein gern lustig oder auf deutsch zu sagen, er haselierte gern* bei Melissus Irrgarten 303 u. a.

Schon im 16. Jahrhundert kommt die Form *hasieren* in derselben Bedeutung wie *haselieren* vor: *dann der sanguinisch hase hat an im die eigenschaft: so bald er einen trunk empfeht hasieret er und lacht* in der Hasenjacht durch Leporinum Hasenkopf aus dem Jahre 1593 (Grimms Wb. a. a. O. S. 543). Dazu die Ableitung *hasierlich* bei Logau (*Lachrich lacht so gern: ist es wol hasirlich*) und *Haserei* in zwei Belegen aus dem Ende des 16. Jh.: *es ist aber haserei ein solcher gebrechen, der zu entspringen pflegt fürnemlich im hirn. da entweder die witz und kunst gar zu schwer oder gar zu leicht ist* (Fragen und satzreden von der haseley) und *letzlich nun folgt die haserei, genant leichtfertigkeit* (Hasenjacht durch Leporinum Hasenkopf), s. Grimms Wb. IV, 542 f. Die letztere Ableitung ist schon in der Form *haserîe* mit der Bedeutung »Narrentreiben, Narrheit» in Lasch-Borchlings Mittelniederdeutschem Wörterbuch I, 2,240 verzeichnet. Neben *hasilieren* und *hasieren* nebst Ableitungen findet sich auch das einfache Verbum *hasen* bei Stieler, wo es mit *ineptire* übersetzt ist.

Die Beziehung auf den Hasen ist überall leicht fühlbar.

Es sind nicht nur die Wörterbücher, die in den etymologischen Erklärungen den Zusammenhang mit dem Hasen hervorheben. Ausser den oben zitierten Versen in der Hasenjacht durch Leporinum Hasenkopf sind z. B. folgende Verse bei Hagedorn zu beachten: *kaum kann der hohe Storch zum Froschfang ausspazieren, kaum können hasen selbst im busche haselieren* (Grimms Wb. IV, 2, 532). Der Hase gilt als närrisch oder töricht, besonders wenn er das Hasenmännchen macht (die Gebärde, die der Hase macht, wenn er auf den Hinterfüssen sitzend sich mit den vordern den Kopf und den Bart putzt). Grimms Wörterbuch IV, 2, 529 gibt aus der Zeit seit dem 16. Jh. Zeugnisse dafür, dass das Wort *Hase* für einen albernen Menschen, einen Narren gebraucht wird.

Das Auftreten von *haselieren* bzw. *hasieren* im 16. Jh. fällt in eine Zeit, in welcher das Aufleben der klassischen Studien massenweise lateinische Worte und Wortbildungen in die deutsche Sprache brachte und in welcher gerade auch die Bildungen auf *-ieren* wucherten und aus deutschen Verben Nachbildungen schufen. Dass das Wort *haselieren* besonders in den gelehrten und studentischen Kreisen gebräuchlich war, geht u. a. daraus hervor, dass es in latinisierter Form auftritt und dass davon verschiedene Ableitungen mit lateinischen Suffixen gebildet wurden. Schon Stielers Teutscher Sprachschatz nennt neben den schon erwähnten Ableitungsformen *Haselarius*. Lasch-Borchlings Mittelniederdeutsches Wörterbuch I, 2, 1240 verzeichnet aus einer späten Quelle *hazilizare* und *hasibilitas: haseleren* (haselieren), swv., Possen treiben, töricht sein ('met dem höltgen oder Liehmstange laupen Dimissio dominorum Metaphysicorum 1697, vgl. ebenda in scherzhafter Latinisierung *hazilizare*, und am Ende der Possen erringt man das »Testimonium *hasibilitatis*«'). Woestes Westfälisches Wörterbuch S. 94 erwähnt die Bildung *Hasseliscus* »Windbeutel« neben *Hasselitcher* »Schelte, etwa Hanswurst« und *hasselitsig* »flatterhaft«. Zu dieser Gruppe von Bildungen gehört auch *Haselant*, welches Heyne in Grimms Wb. a. a. O. Sp. 530 in der Bedeutung »derjenige, der haseliert, sich

als Narr, Geck, Prahlhans gebärdet» mit Belegen aus Melissus' Irrgarten, Jean Paul, Immermann und Tieck anführt (auch in Bahrdts Lebensgeschichte (1790) II, 5)[1], *haselantisch* in Philippi Reimschmiedekunst aus dem Jahre 1743 S. 295[1]. Bauer-Collitz' Waldeckisches Wörterbuch kennt ebenfalls *haselant* im Sinne von »Possenreisser».

Aus der Bedeutung »unsinnig tun, Possen machen, sich närrisch, toll benehmen, ausgelassen sein» entwickeln sich die Bedeutungsnüancen »Lärm machen, toben, mit Geräusch hin- und herhantieren», die oben aus den Dialekten zitiert wurden. Zu diesen Bedeutungsschattierungen gehört der Beleg in Schillers Räubern II, 3: *itzt pfeif ich, und meine Kerls drauszen fangen an zu stürmen und zu hasselieren, als käm der jüngste Tag, und hinein mit bestialischem Gepolter in die Zellen der Schwestern;* ferner *hasellanten* im Sinn von Lärmmacher bei Laukhard Leben IV, 2, 119 aus dem Jahre 1797.[1]

Die Bedeutung »verliebt tändeln, schäkern» lässt sich leicht von »närrisch sein» ableiten: — — *dass der Student den andern in dem Genusse seines Gutes aus gleichem Triebe sofort beneidet, und mit scheelem und eifersüchtigem Blicke es ansiehet, wenn Kleon an der Seite der artigen Luzinde gehet; oder aber es rühret daher, dass diejenigen, die für ihnen zu dem öffentlichen Umgange mit Frauenzimmer berechtigt sind, demjenigen gar zu nahe kommen, was man haseliren nennt* in einer Erfurter Zeitschrift »Vergnügte Abendstunden» III, 186 aus dem Jahre 1750[1]; *Doch muss er niemals probieren mit der Kammerjungfer zu haseliren; Denn solchen Unfug leide ich durchaus nicht* in Kortums Jobsiade (86) aus dem Jahre 1799[1]; *frau Beatrix ist nicht halb so spröde als sie aussieht, wenn sie schon nicht dergleichen thut, so hat sie es doch gern, wenn man ein wenig mit ihr haseliert* bei Wieland (in Grimms Wb. IV, 2, 532). Schon bei von Birken Ostländischer lorbeerhain aus dem Jahre 1657 (Grimms Wb. IV, 2, 533) die deutsche Form

[1] Von Otto Basler freundlich mitgeteilt.

häseln in diesem Sinne: *wer will es den verliebten verargen, wenn sie schon unterweilen ein wenig häseln; sie sind nicht bei sich selber.*

Auch die obengenannten Bedeutungsnuancen »laut und hastig reden, einfältig schwatzen, phantasieren, planlos herumgehen, ausschweifend sein» sowie »grossprechen, prahlen» stehen nicht weit ab von dem Begriff des Närrischen. So auch nicht die Bedeutung »necken, quälen» in den rheinischen Mundarten und »reizen, quälen, mit spitzigen Worten necken» im Schwäbischen, »zum Besten haben» im Waldeckischen.

Diese transitiven Bedeutungsnuancen sind bei der Erklärung des Ursprungs von *haselieren* wichtig, denn sie stützen – wie in Fischers Wörterbuch hervorgehoben wird – die Annahme Grimms, dass das Verbum in letzter Linie auf das frz. *harceler* »reizen, necken» zurückgeht. Das frz. Wort ist in Rabelais' Gargantua aus dem Jahre 1542 belegt: *Un singe en une famille est toujours mocqué et herselé*, weiter in Vauquelin, Idill. II, 54: *Comment estimeriez vous bien que je ne sois fille de bien pour m'avoir ainsi hercelée*, s. Godefroy IX, 746.

Die Form *harzelieren, harselieren,* die dem frz. *harceler* entsprechen würde, findet sich allerdings nicht, aber wenn man bedenkt, dass Bildungen auf *-ieren* bereits so früh wie Ende des 12. Jh. (in der Eneide) vorkommen, so ist es nicht zu verwundern, dass das frz. Lehnwort im 14. Jh., als es zum ersten Mal im Salomon und Markolf uns begegnet, mit dem Wort *hase* in Verbindung gebracht worden ist und in der Form *haselieren* (später oft in der Form *hasselieren*) auftritt. Da hat auch bereits die Bedeutungsentwicklung von »necken» zu »närrisch auftreten, Possen treiben» stattgefunden. Diese Entwicklung des Verbums lässt sich deutlich im Schwedischen und Dänischen beobachten, wohin es aus dem Deutschen übernommen ist. Schwed. *has(e)lera, hass(e)lera, hasellera* bedeutet »jemand beunruhigen, quälen», dann auch »jemand necken, reizen, zum Besten haben» und in absoluter Verwendung »scherzen», ferner »wie ein Tor auftreten, sich tölpisch benehmen, unvorsichtig mit etwas hantieren», s. Ordbok över

Svenska Språket, utg. av Svenska Akademien XI, 439. Dän. *hasselere, haselere* wird in gleicher Bedeutung gebraucht: »plagen, necken, jemand zum Besten haben; Spektakel machen, lärmen; wie ein Narr auftreten, Possen treiben», dazu *hasselist, haselant* »Spassvogel», s. Ordbog over det Danske Sprog VII, 875.

Die in deutschen Dialekten vorkommende Bedeutungsnuance »zanken, streiten» steht nicht weit ab von »necken, reizen» und hat eine Entsprechung in frz. *harceleur* »zänkisch» und *harcelage* »Gewohnheit zu zanken».

Es bleibt aber noch eine Bedeutung des Verbums *haselieren*, die nicht ohne weiteres mit den vorhin genannten in Einklang zu bringen ist. Im 15. Jh. begegnet *hesilieren* in einer im Kölner Stadtarchiv befindlichen Handschrift: *Isenbart saz uf sin phert und dett es hesilieren und sprengt es wol 15 schûwe wît ûf glîchem velde* (s. Lexers Mhd. Wörterbuch Nachtrag S. 259). Offenbar in derselben Bedeutung erscheint das Verbum im Glossar des Kriegsmanuals von Wallhausen aus dem Jahre 1616: *haselirn*, ausreissen oder im halb traap auff her ziehen. Auch in dieser Bedeutung findet sich neben *haselieren, hesilieren* die Form *hasieren, häsieren*. So in Reuschels hippopronia (Strassburg 1599) S. 17: *das 3tz mal lasz von unden hinauf auf die furch hinauf häsieren, aufgehen und hebieren* und in Fischarts Gargantua (Ausgabe vom Jahre 1594): *da muszt es (das ross) traben, treischlagen, rennen, gengen, anhalten, passen, schreiten, hässieren, zabelen, galopen, luftspringen* — —. Grimms Wb., dem die beiden Belege entnommen sind (IV, 2, 542), gibt an, dass das Verbum hier von einer Gangart des Pferdes gebraucht ist. Fischers Wb. III, 1208 zitiert eine württembergische Urkunde aus dem Jahre 1622: *häsieren und galopieren*. Im älteren Neudänischen kommt *haselere* ebenfalls im Sinne von »galoppieren» vor, s. Ordbog over det Danske Sprog a. a. O.

In etwas abweichender Bedeutung begegnet *hasieren* in Sebastian Franks Chronik aus dem Jahre 1531 S. 246[a]: *die Husern, Stradiothen und Dathern haben bei XI meilen vom haufen hasiert* und in der Zimmerischen Chronik IV, 111: *da*

het einer wunder gesehen, wie es im weiten closterhoff zu Waldt ein umbher hesieren und ain jagen wer gewesen, iez do, dann dort hinausz; das auch so lang hat geweret, dann die non lief so geschwindt, das sie niemands erlaufen kont. Die Belege stammen aus dem Schwäbischen. Fischers Schwäbisches Wb. übersetzt *hasieren, häsieren* mit »rennen, schweifen», Grimms Wb., nach dem die Zitate angeführt sind, mit »nach hasenart umherschweifen». Es ist diese Bedeutung, die das Wort *hazelieren* im Niederländischen hat: »herumlaufen, weglaufen, flüchten», s. oben. Zu derselben Bedeutungsgruppe gehört *Haselant* im Sinne von Vagabund in Mettm.-Vohwinkel (s. Müller, Rheinisches Wb. s. v.).

In den genannten Fällen ist wieder die Beziehung auf den Hasen erkennbar. Es ist die Schnelligkeit und die Feigheit des Tieres, an die angeknüpft wird. Aber in letzter Linie können auch diese Bedeutungen auf die des frz. *harceler* zurückgeführt werden. Das frz. Wort wird in der Bedeutung »necken, reizen» speziell als militärisches Wort von dem Beunruhigen des Feindes gebraucht: *harceler* les ennemis, les inquiéter, les fatiguer par de fréquentes attaques[1]. Diese Bedeutung hat auch das schwedische *harcelera, harcellera,* das seit 1742 bis zur Neuzeit neben der Form *hasselera, haslera* belegt ist. Die letztere Form erscheint schon früher: *vi hasselerede medh våre hester alt intil Skogen* in einem Beleg vom Jahre 1612[2]. Auch dän. *harcelere* milit. »beunruhigen, durch fortwährende Angriffe ermüden»[3].

Da es die Kavallerie ist, welche gewöhnlich ausgeschickt wird, um den Feind zu beunruhigen, und welche in Patrouillen herumschweift, so kann man annehmen, dass der Ausgangspunkt für die zuletzt behandelten Bedeutungen ebenfalls in dem frz. Verbum zu suchen ist und dass das deutsche Wort, auch was diese Bedeutungen betrifft, erst später an das Wort

---

[1] Littré Dictionnaire 1980.
[2] Ordbok öfver Svenska språket a. a. O.
[3] Ordbog over det Danske Sprog a. a. O.

Hase angelehnt worden ist. Schmeller-Frommanns Wörterbuch I, 1166 führt die Form *harsieren, hersieren* und den Ausdruck *Harsier reiten* im Sinne von »gestreckter Trab, Galopp» an.

Die Annahme, dass *baslieren, betzelieren* in ähnlicher Weise wie *haselieren* durch sekundäre Anlehnung an ein Substantiv seine endgültige Gestalt erhalten hätte, ist nur unter der Voraussetzung möglich, dass die Bildungen auf *-ieren* sich schon zu Veldekes Zeit in der lebendigen Sprache festgesetzt hatten. Rosenqvist ist in seiner oben genannten Abhandlung in den Germanisch-romanischen Studien S. 611 zu dem Ergebnis gelangt, dass dies nicht der Fall war. Um den nötigen Hintergrund für die Beurteilung dieser Frage zu bekommen, wollen wir uns das Erscheinen und die Verbreitung der Verba auf *-ieren* in der betreffenden Periode vor Augen halten.

Etwa zwanzig Jahre bevor Veldeke seine Eneide dichtete, finden wir den ersten Beleg für den Typus auf *-ieren* als *behurdiren* im König Rother; zum zweiten Mal erscheint das Wort in dem um 1172 verfassten Gedicht vom Grafen Rudolf. Bei Veldeke, der in einer Art mittelfränkischer Schriftsprache dichtete, finden wir ausser den französischen Lehnworten *justieren, pungieren, zimieren* das mit *balsieren* im Reim stehende *walkieren,* das höchst wahrscheinlich eine Ableitung von dem deutschen Worte *walke* »Kopfbinde» ist.

Nicht viel später als Veldeke seine Eneide schrieb, dichtete auf alemannischem Sprachgebiet Hartmann von Aue seinen Erec. In diesem Gedicht begegnen wir einer Anzahl Bildungen auf *-ieren,* die alle aus dem Französischen übernommen sind: *buhurdieren, entschumpfieren, justieren, kondwieren, kroijieren, parrieren, pungieren, saluieren, turnieren, zimieren.* Einige von diesen erscheinen auch in dem später gedichteten Iwein: *justieren, kroijieren, turnieren;* dazu hier noch *kunrieren, leisieren, ritieren, walopieren.* Von den im Erec erscheinenden Verben auf *-ieren* entspricht *entschumpfieren* dem französischen *desconfire,* ist aber bereits nach deutscher Art umgemodelt, indem der Anlaut als das Präfix *ent-* erscheint. Ungefähr in

dieselbe Zeit wie die Werke Hartmanns fällt der ebenfalls auf alemannischem Sprachgebiet gedichtete Lanzelet Ulrich von Zatzikhovens. Hier finden wir ausser den schon früher belegten *buhurdieren, justieren, kroigieren, kundewieren, leisieren, pungieren, saluieren, turnieren, zimieren* noch die Verba *parelieren, feilieren, fischieren.*

In den ersten Jahren des 13. Jh. häufen sich die Belege für die Bildungen auf *-ieren.* Interessant ist *vernogieren* im Nibelungenlied, das dem frz. *renoier* entspricht; das französische Präfix ist hier zu *ver-* verdeutscht. In Wirnt von Gravenbergs Wigalois finden wir ausser mehreren schon früher belegten Verba auf *-ieren* noch *parrieren.* Wolfram von Eschenbach bietet im Parzival eine Anzahl solcher Bildungen, die früher nicht belegt sind: *amesieren, loschieren, hardieren, heistieren, movieren, parlieren, partieren, pensieren, rottieren, samlieren, feitieren, floitieren, florieren, furrieren, zequaschieren, zerhurtieren.* Von diesen entspricht *samlieren* dem afrz. *assambler,* hat sich aber volksetymologisch an das deutsche *samelen* angelehnt. Das Verbum *rottieren* hat keine Entsprechung im Altfranzösischen, es scheint von *rotten* bzw. *rotte* (= afrz. *rote*) »Schar, Gefolge» abgeleitet zu sein. Die Verba *zequaschieren* und *zerhurtieren* sind mit einem deutschen Präfix versehen. In dem um 1210 gedichteten Tristan Gottfried von Strassburgs finden wir mehrere von den bei Hartmann und Wolfram belegten Verba auf *-ieren* wieder: dazu noch *brunieren, enbrazieren, geprüevieren, kordieren, organieren, figieren.* Ob das Verbum *teilieren* ursprünglich auf afrz. *tailler* »schneiden» zurückgeht, ist zweifelhaft; jedenfalls ist es als eine Ableitung von *teil* bzw. *teilen* aufgefasst. Eine andere rein deutsche Bildung ist *wandelieren* 'wandeln'. Es ist wohl eine Übersetzung des vom lat. *mutare* gebildeten *mutieren,* das in dem Jugendwerk Hartmanns, dem sog. Ersten Büchlein erscheint. Schwer zu beurteilen ist der Terminus des Reitens *sambelieren* (*mit schenkeln sambelieren*), das in den Handschriften des Tristan in den Varianten *samlieren, sammelieren, samilieren, schabilieren* erscheint. Von den bis jetzt gegebenen Erklärungen ist die

wahrscheinlichste die, nach welcher das Verbum eine Ableitung von afrz. *jambe* »Schenkel» ist. Das Wort ist jedenfalls später an das Verbum *samlieren* »sammeln» angelehnt. Der durch Gottfried beeinflusste Konrad von Würzburg gebraucht dafür den Ausdruck *schenkelieren*.

Wenn das Verbum *sambelieren* bzw. *schambelieren* von afrz. *jambe* abgeleitet ist, so haben wir hier den ersten Beleg für eine Bildung mit dem Suffix *-lieren*, das in diesem Fall an ein französisches Wort gefügt ist. Den Anlass zu solchen Bildungen haben die auf *-lieren* endenden Verba gegeben, in denen *l* zum Stamme gehört: *baliren* in Eilharts von Oberges Tristan, *parelieren*, *feilieren* im Lanzelet, *parlieren*, *samlieren* im Parzival, *teilieren*, *wandelieren* in Gottfrieds Tristan.

Das oben behandelte Wort *haselieren* ist zwar spät belegt, zum ersten Mal im 14. Jh., aber wenn es, wie höchst wahrscheinlich ist, auf afrz. *harceler* »necken, reizen», besonders »den Feind reizen» zurückgeht, so haben wir wohl darin einen ursprünglich als Terminus des Turniers gebrauchten Ausdruck zu sehen, der ein Synonymon des schon im Parzival belegten *hardieren* ist.

Um 1250 ist *swenzelieren* »einherstolzieren» bei Berthold von Regensburg belegt, um 1300 *knutelieren* »mit Knütteln schlagen» in der hessischen Erlösung, um 1500 das nach dem Typus von *haselieren* gebildete Ausdruck *buobelieren* in Sebastian Brants Narrenschiff, um nur einige später sporadisch auftretende Bildungen auf *-lieren* zu nennen.

Aus dem Angeführten geht hervor, dass in dem letzten Viertel des 12. und im ersten Jahrzehnt des 13. Jh. die französischen bzw. lateinischen Bildungen auf *-ieren*, die meistenteils der technischen Sprache der Ritter angehörten, sich bereits so festgesetzt hatten, dass einige mit deutschem Präfix versehen und andere volksetymologisch umgestaltet auftreten und dass auch von deutschen Worten derartige Bildungen abgeleitet wurden. Manchmal erscheinen die Bildungen auf *-ieren* neben den einfachen Verben, wie *prüevieren* neben *prüeven*, *rottieren* neben *rotten*.

Unter diesen Umständen ist es möglich, dass zu einem Verbum *botzen* eine Bildung *botzelieren* geschaffen wurde, welche dann an das Wort *batzelier, betzelier* angelehnt wurde, so dass sie die Gestalt *batzelieren, betzelieren* erhielt.

Wenn, wie ich angenommen habe, das im Salomon und Markolf begegnende *betzelieren* schon in der Eneide vorkommt und das in dem genannten Spruchgedicht erscheinende *haselieren* schon mehr als hundert Jahre früher gebildet ist, so ist daraus der Schluss zu ziehen, dass Bildungen auf *-ieren* in den Mundarten um den Mittelrhein lebendig waren, obgleich Belege — teilweise infolge des Mangels an Quellen — uns nicht erhalten geblieben sind.

Mit diesen Betrachtungen glaube ich nicht die Ergebnisse, zu denen Rosenqvist in seiner wertvollen und gründlichen Untersuchung der Verba auf *-ieren* in bezug auf die in der Eneide vorkommenden Bildungen gelangt ist, widerlegt zu haben, aber meines Erachtens bleibt die Frage, ob diese Bildungen in der lebendigen Sprache zu Veldekes Zeit schon gebräuchlich waren oder nicht, unentschieden. Vielleicht bringen neue Quellen und Funde darüber Klarheit.

Hugo Suolahti

Le manuscrit français 1708 de la Bibliothèque nationale

Les dix souhaits. — Le dit de l'ortie. — Le dit du roi d'Angleterre. — Poème sur la captivité de Jean II, etc.

Second article [1]

VI

Le dit de l'ortie (fol. 28 r°, 28 v°, 31 r°, 31 v°). De ce poème, où l'auteur exprime sa vive réprobation des calomniateurs et

[1] Pour le premier article, voir *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXVIII (1937), p. 335.

des faux amis, il existe, outre la copie de notre manuscrit (*P*), une version contenue dans le manuscrit Nouv. acq. fr. 4237 de la Bibliothèque nationale et publiée par Ernest Langlois, *Recueil d'Arts de seconde Rhétorique* (dans la *Collection de Documents inédits sur l'histoire de France publiés par les soins du ministre de l'Instruction publique*), Paris, 1902, p. 34. Ce manuscrit, que nous utiliserons pour l'édition critique qui va suivre et auquel nous donnons le sigle *L*, date du premier tiers du XV^{e} siècle.

Les Arts de seconde rhétorique, c'est-à-dire manuels de l'art d'écrire en vers, voulant simplement enseigner la versification et partant ne s'occupant que des formes extérieures de la poésie, il ne faut pas se faire d'illusions sur la portée du fait que notre poème a été inséré dans un tel manuel. Tout ce qu'on en peut conclure, c'est qu'il a été correctement versifié et que, par là même, il a pu être regardé comme un représentant typique, et convenablement court, de son genre. — C'est dans le second des manuels de versification publiés par E. Langlois, savoir les *Règles de la seconde rhétorique*, contenant un recueil de pièces modèles servant de spécimens des divers types de strophes, qu'on retrouve le *Dit de l'ortie*. Il y est anonyme. »Mais, dit Langlois, s'il est peu probable qu'on connaisse jamais le nom de l'auteur, on peut, à l'aide de certains rapprochements, fixer approximativement sa patrie et l'époque où il a écrit son livre». Puisque le manuel mentionne Jean Froissart comme décédé, il date certainement d'une époque postérieure à 1411. D'autre part, il a été rédigé avant 1432, car, comme le montre Langlois, en cette même année Baudet Herenc s'en est servi pour écrire son *Doctrinal de la seconde rhétorique*. Quant à la patrie de l'auteur des *Règles de la seconde rhétorique*, Langlois s'exprime en ces termes: »Ce n'est aussi qu'entre des frontières très vagues et encore hypothétiques qu'on peut placer la patrie de notre auteur. Les pièces qu'il a insérées dans son traité ne paraissent pas être de lui; du moins, s'il pouvait en revendiquer quelques-unes, il ne l'a pas fait, et nous ne savons pas quelles elles sont . . .

Je crois cependant qu'il habitait le pays des puis, plus spécialement la région du Nord ou du Nord-Est. L'auteur était un clerc.» Pour ce qui regarde l'identité de l'auteur du *Dit de l'ortie* avec celui du traité, on doit sans doute la nier: comme il est tout à fait vraisemblable que les pièces de notre manuscrit *P* ont toutes été composées avant la fin du XIV^{e} siècle, il paraît certain qu'on a affaire ici à des personnages différents.

La forme poétique représentée par le *Dit de l'ortie*, la onzième des formes énumérées, la *taille doublette*, est l'une des plus usitées dans l'ancienne poésie française: c'est la série indéterminée de vers octosyllabiques réunis deux à deux par la rime. L'auteur des *Règles de la seconde rhétorique* en dit (p. 34) lui-même: »Autre taille commune est ditte doublette [1], si comme le *Rommant de la Rose;* et en fait on toutes manieres de farsses et de tous aultres diz communement, si comme il s'ensuit cy dessoubz escript» (suit le *Dit de l'ortie*).

Un poème de Watriquet de Couvin porte également le titre *Li dis de l'ortie*.[2] Il est composé de 480 vers se répartissant sur quarante douzains de vers octosyllabiques. Cette pièce et la nôtre n'ont rien de commun que la rubrique.

Nous prenons pour base le manuscrit *P* et donnons les variantes de l'autre.

L'examen de la langue révèle les faits suivants: *ou*, non *eu* (*amour* : *seignour*, v. 65); *ch* : *c* (*blanches* : *semblances*, v. 5); *veïr* pour *veoir* (: *couvrir*, v. 48).

---

[1] Note de E. Langlois: Sur les différents noms français donnés au moyen âge à cette taille, cf. *Romania*, XXIII, p. 1 3. Nicolas de Tybyn la nomme *rithmus renovatus*, »quia semper inducuntur nove consonantie» (éd. G. Mari, p. 101); Blaise d'Auriol l'appelle »rime bourdonnée».

[2] Éd. Aug. Scheler, *Dits de Watriquet de Couvin*, Bruxelles, 1868, p. 137 (inc. *Li sages nous moustre et descuevre*).

Le dit de l'ortie *(fol. 28)*

Pour moy deduire et deporter
M'en alay l'autre jour jouer
En un bosquet vert et fueilli
Et par terre moult bien flouri
De fleurs bleues, jaunes et blanches;
Et la vy de maintes semblances,
Odorables et deliteuses
Et au remirer gracïeuses,
Et l'erbe delez digne et belle,
Qui de la rousee nouvelle
Estoit moult doulcement mollie;
Chascune flour en fu chargie,
Pour quoy plus beles en estoient. *(fol. 28 v°)*
Aprés moult grant odour gettoient.
Ainsi con je les resgardoie
Et que si belles les veoie,
Voulenté me prist de cuillir
Des plus belles que peu choisir;
Adont a terre me baissay
Ainsi qu'une prendre en cuiday;
Une hortie poignant forment,
Qu'en l'erbe fu couvertement,
Me fist si forment angoisseux
Qu'oncques puis ne fu convoiteux
De cuillir flour celle journee.
Et quant j'eu l'angoisse passee
De l'ortie qu'ainsi m'eut point,

3 En un vergier *L;* v. et flouri *P* — 4 *manque dans P* — 5 *et* 6 *sont intervertis dans P* — 5 bleues *manque dans L* — 6 Vermeilles de pluseurs s. *L* — 7 Agreables *L;* delicieuses *P* — 8 Et a regarder *L* — 9 dessoubz drue et b. *L* — 13 Par qu. *L* — 14 En a. g. o. rendoyent *L* — 15 A. que *L* — 17 m'en print *L* — 18 pos ch. *L* — 19 m'abessay *L;* bassay *P* — 20 Sy q'une flour pr. c. *L;* que une *P* — 22 Qui en *P;* estoit *L* — 24 Que o. *P;* Que puis je ne fus envieux *L* — 26 Et q. j'oz *L* — 27 qui si *L,* qui ainsi *P* — 29 aucunes *P.*

Je m'avisay que tout a point
Il est ainsi d'aucune gent,
Qui moustrent trop appertement
Amours, biau semblant, biau parler,
Et puis ailleurs est leur penser;
Car cilz qui le plus bel semblant
Portent et moustrent en devant,
En darriere plus mordent fort,
En tel semblant, en tel deport,
Que bien semblent d'amours parés,
Et en derriere est faussetés,
Haÿne, rancune et envie,
Qui comparé sont a l'ortie
Qu'entre les fleurs couverte fu. *(fol. 31)*
Et par ainsi sont deceü
Touz ceulz qui en telz gens se fient,
Qui mordent, poignent et mal dient
Et si moustrent signe d'amour,
Si qu'on ne se peut par nul tour
Contre leurs crüelz colps couvrir;
Car cilz ne peut le cop veïr
Par droit que on fiert par derriere,
Et cop de langue malparliere
Qu'en darriere est poins et ferus
Fait assez pis et grieve plus
Que ne feroit un cop de taille
Qu'on aroit en une bataille,
Dont la plaie iroit jusqu'au tez,
C'on en guariroit bien aprez,

30 espertement *L* — 31 A. biaux semblans biaux p. *P* — 32 Et p. en mal *L* — 34 M. et p. par d. *L* — 35 En d. les m. f. *P* — 36 a let destort *L* — 37 Quant *L P;* semble amours *P* — 38 par d. *L* — 39 H. corine *L* — 41 Qui entre *P* — 43 s'affient *L* — 44 Qui p. m. et mesdient *L* — 45 Et qui *L* — 46 que on *P;* scet p. n. t. *L* — 47 corps *P*, coulz *L* — 49 qui on *L* — 51 Qui en *P;* En desriere p. et f. *L* — 52 Vault a. p. *L* — 54 Que on *P* — 55 jusques trois doiz *P* — 56 Car il le saneroit bien apres *P*.

Car trop plus a paine est sanee
Playe de langue que d'espee;
Mais on acquiert tel mauvais nom,
Par mauvaistié et sanz raison,
Qui jamais jour ne lui faudra
Tant que corps durer li porra.
Et si peut on bien tel mesler
A son seignour pour mal parler
Que jamais puis confort n'amour
Ne trouvera a son seignour,
Et c'est sanz raison et a tort.
Las, pour quoy cilz qui ainsi mort
Ne resgarde il au grant meffait
Que premierement pour lui fait,
Quant ainsi pour grever autrui *(fol. 31 v°)*
Pert sanz rachat l'ame de lui?
Tielz gens valent pis que Judas,
Car moult grievent en pluseurs cas;
Leur cuer est crüel par mesdiz,
Et en leur semblant, en leur ris
Apert qu'il veulent en leur sain
Mucier ceulz qui fierent a plain
De coulz invisibles, crueux,
Faulx et malvais et perilheux.
Point ne veul trop long parlement
Faire oresendroit de tel gent,
Car on n'en peut a dire voir
Bon cuer ne bonne bouche avoir
A nulle heure, soir ne matin,

---

57 *et* 58 *manquent dans P* — *Au lieu des vers* 59 *à* 66 *on lit dans L:* Et si puelt on donner tel nom A un homme par traison A qui jamais jour ne cherra Tant que corps durer li pourra — 67 Et est *L* — 68 P. quoy cellui *L* — 69 Ne se r. au *L* — 74 C. ilz gr. en trop de cas *L* — 75 par *manque dans P;* Par leurs fellons mauvaiz m. *L* — 76 leurs semblans et leurs diz *L* — 79 De ses i. cremeurs *P* — 80 *Le premier* et *manque dans P* — 82 orendroit *L;* telle *L P* — 83 ne p. *P* — 83 *et* 84 *manquent dans L.*

Car leur faulx trais porte venin.
Or n'y voy nul bon apparant;
Pour ce m'en veul je taire a tant,
Car il n'a en leur fait qu'envie.
C'est que Dieu gart la compaignie.

VII

Des . IIII . gleves (fol. 31 v°—34 r°), douze douzains d'octosyllabes disposés ainsi: a a b a a b b b a b b a.

Le sujet de cette pièce est la leçon donnée par un roi pieux et charitable, dédaignant les plaisirs mondains, à son frère qui lui reprocha un jour sa vie austère et triste. L'épisode raconté ici semble appartenir en propre à la légende des saints Barlaam et Josaphat[1], mais se lit aussi ailleurs, entre autres dans *Li Mireoirs as princes* de Watriquet de Couvin (poème daté de 1327),[2] et dans *Li Dis dou Roi et des hiermittes* de Jean de Condé.[3] Nous ne croyons pas que l'auteur de notre dit se soit inspiré ici directement des deux poètes nommés; il est plus probable qu'il s'est servi d'un modèle où le récit primitif avait été déjà enrichi de l'épisode des quatre glaives, si caractéristique de notre version et ne se trouvant pas dans celle des deux autres poèmes. Tant y a que le sujet traité par les trois auteurs est au fond le même, et que des rubriques comme *Li Dis d'entendement* chez Jean de Condé (voir l'ouvrage cité en dernier lieu de A. Scheler, t. III, p. 49) et *Li Dis de l'ortie* chez Watriquet (voir ci-dessus, p. 19) se retrouvent telles quelles chez notre auteur (les n^{os} II et VI). Quoique la similitude, dans

---

86 C. leurs f. diz portent v. *L* — 87 Sy n'y v. n. bien a. *L* — 88 P. ce brief nen taray a t. *L* — 89 *et* 90 *manquent dans P.*

[1] Voir par exemple la *Légende dorée.*

[2] Voir Aug. Scheler, *Dits de Watriquet de Couvin*, Bruxelles, 1868, p. 199 et 468.

[3] Activité littéraire de 1313—1337; voir Aug. Scheler, *Dits et contes de Baudouin de Condé et de son fils Jean de Condé*, t. II, *Jean de Condé*, Bruxelles, 1866, p. 63 et 397.

ce dernier cas, se borne aux seules rubriques, on pourrait néanmoins voir dans les faits relevés un indice de ce que l'auteur de notre pièce a connu les œuvres de ses prédécesseurs. Il est même possible qu'il ait été leur compatriote. Watriquet et Jean sont originaires du Hainaut: sur des relations présumées des auteurs de nos dits avec le Nord de la France, notamment avec Mons en Hainaut, voir ici-même plus haut, p. 338. Mais il a très bien pu trouver son sujet ailleurs dans la littérature française; voir Paul Meyer, *Romania*, VI (1877), p. 28—35, et XIII (1884), p. 591—3 *(Les deux frères, celui qui rit et celui qui pleure)*.

Quant à la langue, on trouve: *eu* : *u* (*jeux*, de j o c u m, v. 128, *feux*, de f o c u m, v. 131: *ferus*, *ça jus*); *aille* : *ale* (*paile*, v. 105, *tressaille*, v. 101, de *tresaler* : *palle*, *salle*, *avale*); le poète ne confond pas *en* et *an*: dans le couplet VI, la rime *a* est en *ant*, la rime *b* en *ent; s* : *z* (*confonduz* : *ça jus*, v. 126); la rime *mi*, *ti* : *respondi*, 3^{e} p. passé déf., v. 38, assure *mi*, *ti*.

Des .iiij. gleves

I Femme et homs qui quiers tes delis, *(fol. 31 v°)*
Pense et fay ce que fist jadis
Uns rois qui fu moult saiges hom.
En lui n'avoit ne jeu ne ris,
Ains estoit tristes et pensis
Et plains de grant contriction.
Un frere avoit, moult hault baron, *(fol. 32)*
Qui manoit pres de sa maison,
De qui estoit souvent repris
De ce qu'instrumens ne chançon
Oïr ne voult, mais plorison
Tantost estoit en son cuer mis.

II Le roy ainsi son temps usa.
A son frere moult em pesa

3 homs — 4 *Le premier* ne *manque* — 9 De qui il e. — 10 que i. — 11 vouloit mais en p. — 12 en *manque*.

De ce que si tristes estoit,
Et tant qu'un jour il demanda
Son frere pour quoy tant plora
Et pour quoy si se doulousoit.
Quant le bon roy se apperçoit
Qu'il veult savoir ce qu'il pensoit,
Crueusement respondit a:
«Tu le savras quanque ce soit,
Mais ja pour riens qui nee soit,
Frere, joye ton cuer n'avra.»

III Quant cilz oÿ parler le roy,
«Sire, dist il, je tieng et croy
Que nulz ne porroit feste faire
S'il fust ainsi com je me voy.
Car je voy cy tout entour moy
Quatre gleves a mon contraire;
D'elles ne me puis ja sustraire,
Si voy de ma mort l'exemplaire.
Se je fay dueil, bien say pour quoy;
Et se le corps le doit bien faire,
L'ame ne s'en doit pas retraire: *(fol. 32 v°)*
En peril est, plourer en doy.»

IV Quant le bon roy son frere oÿ,
Tout em plourant li respondi,
Mais ains le fist bien escouter:
»Frere, par la foy que doy mi,
Nyent mieulx ne m'est il comme ty;
Devant touz le te veul moustrer
Que nulle ochoison de fiester
Ne de grant joye demener
N'ay en nul temps, jour ne demi.

---

16 que un j. li d. — 23 nee *manque* — 28 comme — 31 ja *manque* — 35 taire — 43 occasion de fierte.

Tu me reprens de tant plourer,
Mais je te veul moustrer tout cler
Qu'en saison sont touz temps my cry.

V Frere, or enten que je veul dire.
Me doy je bien tenir de rire,
Quant a mon dos me point la mors
Qui me guette pour moy oscire?
Cestui glayve me fait tout frire
Qui me traira l'ame du corps;
Contre cestui n'est nulz confors.
Par l'autre glayve suy mieulx mors,
Qui devant est; quant le remire,
Adoncques croist mon desconfors:
Ce sont les pechiés dont mon corps
Et m'ame soufferront martire.

VI Dont cestui glayve bien tranchant,
L'un derriere et l'autre devant,
Il n'est mie aise qui les sent; *(fol. 33)*
Mais encore y a plus poignant,
Plus aspre et plus ataignant:
C'est le glayve du jugement.
Cestui et l'ame et le corps sent,
Cest est plus aspre que les cent.
Mais le quart, cestui doubte tant;
Sa grant crualté mon cuer fent:
C'est enfer, frere, qui m'atent
Ou tuit yrons ou feu ardant.»

VII Quant cilz oÿ le roy parler,
Si se print a espouenter,
Car moult forment le redoubtoit,

46 tant *manque* — 48 Que en — 51 mort — 58 desconfort — 62 Lune — 64 encores — 65 *Hiatus* — 67 *Le premier* et *manque* 68 Ceste e. — 69 M. la quarte celle.

Si le laissa a tant ester.
Le roy fist sa court aüner
Et manda que chascun y soit.
En cest païs coustume avoit,
Quant uns frans homs morir devoit,
Le roy faisoit sa mort corner
Devant l'ostel ou il estoit:
Quant cilz l'oÿ, certains estoit
Que pres fu de son trespasser.

VIII Quant la court fu toute assemblee,
Le roy si fist a l'ajournee
Devant l'uis son frere corner
Sa mort, qui moult li desagree.
Quant des cors oÿ la meslee,
Ne pot tenir de souspirer.
Au matin, quant fist bel jour cler, *(fol. 33 v°)*
Le roy ala merci crïer
Tout nu piez, teste eschevelee.
Le roy voit, le va saluer
Et droit a ses piez encliner
Par devant toute l'assemblee.

IX Le roy, qui eust la couleur palle,
A fait son frere en mi la salle
En pur les braies despoullier.
Le sanc de son chief li avale
Es piés, a pou qu'il ne tressaille,
Quant il voit sa mort aprochier.
– — — — – — — — —
Quatre glayves tranchans d'acier
Aussi luisans qu'or de fin palle.
A son frere les fist bailler,

79 En cellui p. — 94 si le va s. — 101 que il — 103 *Lacune* — 105 que or.

Au ventre li fist apouier
La plus tranchant et la plus male.

X En aprés fist prendre le rois
Deux [plus] tranchans glayves des troiz
Et a ces deux costés tenir,
Et le quatresme, a fer grigoix,
Fist mettre au dos, ainsi qu'en croix.
Or ne scet cilz quel part guenchir.
Le roy fist menestriers venir
Et devant lui feste ferir
Et lui disoit a haulte voix:
«Frere, chante pour toi joïr,
Fay feste, ne t'en dois tenir;
Merveilles ay pour quoy doulois. *(fol. 34)*

XI Frere, or vois tu pour quoy je pleure,
Et certes, je ne garde l'eure
Qu'a un coup en soie ferus,
Helas, et s'enfer me demeure
Et paradis pers la desseure,
Dont suy je mors et confonduz.
Certes mieulx aing laissier ça jus
Le mont des orguilleux, les jeux,
Et estre envers Dieu que j'aoure,
Qu'en enfer avec le reffus
La ou si crüelz est li feux
Qu'i ne faudra ne jour ne heure.»

XII Le roy son frere promis a
L'ochoison pour quoy il ploura
Par devant chascun qui la fu.
Saichés que moult en chastia

109 En *manque* — 110 *Vers trop court* — 116 feste faire — 118 ch. la p. - 120 doulois *manque* — 121 je *manque* — 123 Que a — 124 se enfer — 128 monde — 130 Que en — 133 Le r. a s. fr.

Par l'exemple que il moustra,
Et puis cecy a moult valu.
Le frere au roy ont revestu
Dont toute la court joyans fu,
Et li roy tout li pardonna.
Briefment trespassa et saint fu:
Il mena vie de salu
Et par cest point es cieulx monta.

VIII

C'est le dit du roy d'Angleterre (fol. 34 v°, 29 r° et v°, 35 r° —36 r°), pièce présentant une suite de 156 vers octosyllabiques rimant deux à deux.

Le contenu de ce dit est calqué sur un épisode de la légende de sainte Lucie, ajouté plus tard à la vie primitive de cette sainte et ne se trouvant, par exemple, pas encore dans la *Légende dorée* de Jacques de Varazze: un adolescent s'étant épris d'elle à cause de ses beaux yeux, sainte Lucie se creva les yeux et les fit porter sur un plat chez celui-ci. Le jeune homme, bouleversé, se fit chrétien, et Dieu donna à la jeune fille de nouveaux yeux, plus beaux encore que les anciens.

La langue de l'auteur: *ou*, non *eu* (*amour* : *ardour*, v. 141; *tour* : *seignour*, v. 66); *s* : *z* (*propos* : *mos*, v. 7; *reffroidiez* : *griefs*, v. 45; *remez* : *navrez*, v. 90); la rime du v. 44, *li* : *parti*, assure pour l'auteur la forme *li* pour *lui; vo*, fém. sing., v. 37; *vo*, masc. sing., v. 40, 65, 112; la forme monosyllabique *el* pour *ele*, v. 30.

C'est le dit du roy d'Angleterre

(fol. 34 v°)

Moult plaist a cellui qui accorde
Aucun beau dit, quant on s'acorde
A l'entendre et a l'escouter.

143 Car il.

Mais quant on li va recopper,
Sa raison et son dit empire,
Car il ne le peut si bien dire
Ne revenir a son propos,
Que ce qu'on li laissat ces mos
Former sanz mal entendement.
Mais ainsi est de toute gent:
Li uns voulentiers les escoute,
Li autre en est cas et n'ot goute,
Entente n'y a ne plaisance,
En lui n'a tant de congnoissance.
Mais on ne fait pas les biaus dis
Pour les rustes villains asnis,
Mais pour les certains entendeurs
Dont le bien vient et li honneurs.
Or revendray a ma matiere.
Il ot un roy en Angleterre
Jadiz qui moult estoit poissans,
Nobles, en touz faiz souffissans.
Mais, combien qu'il fust poissans roys,
Amours, qui peut prendre en son choiz
Chascun et mettre en son dangier,
L'ala si forment justicier *(fol. 29)*
Que tout son penser, soir et main,
Estoit d'amer une nonnain
Et, ou qu'il fust, tout son retour
Estoit a el: se fist Amour.
Le roy souvent veoir l'aloit
En l'abbaÿe ou elle estoit,
Et souvent fu de li prïee
Qu'elle vousist estre s'amie.
Mais la nonne moult saigement
Lui dist pluseurs foiz humblement:

5 et *manque* — 8 que on — 12 Li autres — 22 N. et en — 30 elle — 33 prïee *(voir la rime) est pour la forme picarde trissyllabique* priïe.

«Sire roys, en vo region
Dont sires estes, ce dit on,
Des autres trouverez assez
Dont a vo gré serez amez,
Et plus belles et plus plaisans
Que je ne suy, voire cent tams.»
Ainsi le roy de la parti,
Qu'autre response n'ot de li.
Mais pour son parler reffroidiez
Ne fu point, ains en fu plus griefs
Ses maulx, et tant plus fort l'ama:
C'est le droit de tel mal qu'il a.
Messagiers et letres secrees,
Bien closes et bien seellees
Le roy souvent y envoia,
Car sa merci moult desira.
Une foiz le roy y avoit
Envoié cellui qu'i creoit *(fol. 29 v°)*
Le plus de touz ses messagiers,
Car cilz n'estoit mie laniers
De bien son messaige fournir
Et le secré au roy couvrir.
Quant il ot sa letre moustree
Et la besongne au roy contee,
La nonne qui fu coye et simple,
Belle et blanche dessoubz sa gimple
Et de bonne condition
A dist par moult doulce raison:
»Frere, demandés vo seignour
A quel chose ne pour quel tour
Il est si de m'amour espris
Et qui l'a en tel voie mis.
Je suis engrande du savoir
Que pour lui en saiche le voir;

40 vostre gre — 43 de la sen p. — 49 secretes — 65 a vo s. — 68 tele.

Saichés le moy dire briefment,
Dites que je l'em pri forment.»
Le messagier dist: «Ains demain
Vespre en savrez tout le certain,
Se Dieux vie et santé me donne.»
A tant se parti de la nonne,
Tant fist que son seigneur trouva
Et la nouvelle li conta.
Adont eust le roy moult grant joye;
Au messagier dist: «Va ta voye
Sanz nul arrest et si li dy
Que quant premierement la vy, *(fol. 35)*
Pris fu par les yeux de son vis
Resgarder, car a mon advis
Oncques ne vy sur creature
Si tres biaux, car oultre mesure
Nature en beauté la forma.
Es lieux qu'elle me resgarda
En l'eure en fu trais et navrez
Si que le cop y est remez.»
Le messagier n'atarga pas,
Ains ala le trot et le pas,
Tant qu'a la nonne bonne et saige
Devisa et dist son messaige
Et li conta de chief en chief
Coment par les yeux de son chief
Ses sires li roys fu attains
Et que son cuer en fu certains.
La nonne, qui ot tout assis
Son cuer au roy de paradix,
Quant le messagier entendi,
»Frere,' dist elle, entendez cy,
Car assez briefment revenray
Et respons vous aporteray.»
Adont en une chambre entra,

71 a d. br. 93 que a — 104 responce.

D'un coustel son destre oeul creva
Et tout hors de son chief le mist
En sa main et semblant n'en fist,
Et s'en revint au messagier
Qu'arriere devoit repairier. *(fol. 35 v°)*
«Frere, dist elle, je vous pri
Qu'au roy vo seigneur sanz detry,
S'i vous plaist, porterez mon oeul,
Car mie consentir ne veul
Qu'il n'ait ce que premierement
Li donna pensee et talant
De moy amer, ad ce qu'il dist.
Et ce cestui ne lui souffist,
Voulentiers avra le senestre:
Dittes que vous portés le destre.»
Son oeul print et l'envolepa
En un bel drap, le lui livra.
Cilz ne l'osa pas refuser,
Car se il s'en peut excuser,
Ja tel present n'eüst porté,
Car de la nonne ot grant pité.
Congié prist sanz plus d'arrest faire;
A son seigneur dit a l'affaire
Et li compta de mot a mot
Ainsi que la nonne fait ot.
L'oeul lui donna qui ou drap gris
Estoit envolepés et mis.
Mais si tost que le roy le vist,
Pas n'eüst joye ne delit,
Ains en fu moult forment dolans,
Tristes, mas, [mornes] et pesans,
Quant par lui fu deffiguree
La nonne en touz biens esmeree. *(fol. 36)*

---

110 Que a. — 112 Que au — 125 ne eust — 131 ou drap mis — 136 *Vers trop court.*

Bien vit que elle fait l'avoit
Pour ce que elle le vouloit
Retraire de celle aspre amour
Dont il avoit au cuer ardour,
Et que cure n'avoit du monde,
Ains estoit pure, nette et monde,
A Dieu avoit toute s'entente,
Siques le roy acquist grant rente
A l'abbaÿe a touz jours maiz
Et laissa la nonnain en paix,
Qui tres religïeusement
Maintint son orde saintement
Toute sa vie, a son pouoir.
Dieux qui pour nous d'anfer ravoir
Volt en la croix pendre et morir
Nous doint trestouz si maintenir,
Et toutes, que nous puissons estre
En sa sainte gloire celestre.
Amen.

IX

Le dit du soleil et de la lune (fol. 36 r°—40 r°). Ce dit comprend dix-huit couplets de douze vers octosyllabiques rimant: a a b a a b b b a b b a, type très populaire en ancien français, qui est celui de cinq autres pièces de notre collection (II, III, IV, V, VII).

Au début, l'auteur déclare vouloir, à l'aide des signes du zodiaque, du soleil et de la lune, décrire l'état qui à l'époque de la composition du poème régnait dans le monde. Il s'agit de deviner les allusions qui se cachent sous les différentes dénominations allégoriques.

La lune, dit le poète, avait pris en haine le soleil (v. 8—9); le soleil ne luisait plus en France. C'est la lune qui régnait

---

139 quelle — 140 quelle — 154 N. d. estouz.

dans toute sa puissance (v. 25—26); le soleil se trouvait au delà d'une »dune» où la lune avait grand pouvoir (v. 41—42), et, renseignement plus précis, la lune tenait le soleil emprisonné dans sa forteresse (v. 66). Qui est le soleil, qui la lune? La première question aura sa réponse aux vers 179—183: le roi Clovis, qualifié le premier titulaire de la royauté, était, dit le poète, le premier soleil (v. 183). Il s'ensuit donc que l'auteur, par le soleil, entend le roi de France. Le roi de France était donc prisonnier de la lune. Le seul roi français qui, pendant le XIV^e^ siècle, — c'est bien de ce siècle qu'il s'agit ici, — ait été fait prisonnier est Jean II, dit le Bon, emmené, après la bataille de Poitiers, par le Prince Noir à Londres comme prisonnier du roi anglais Édouard III. La première partie de l'énigme est donc résolue. Étant prisonnier à Londres, Jean se trouvait en effet *oultre une dune Ou la lune a grant poesté* (voir plus haut), car le mot *dune*, provenant du néerlandais *duin*, était dès l'origine employé dans le sens spécial ou de la côte du comté de Kent en Angleterre ou bien du littoral hollandais-flamand.[1] — Il ne saurait y avoir de doute sur l'exactitude de cette interprétation: par surcroît, les derniers vers du poème où l'auteur exhorte tous à prier pour la paix entre Anglais et Français prouvent formellement que, lors de la composition de notre poème, la France était en guerre avec l'Angleterre.

Ce premier résultat obtenu nous fournit les éléments permettant de fixer la date du poème. Un premier t e r m i n u s a q u o est la date de la journée de Poitiers, savoir le 19 septembre 1356, jour où commença la captivité du roi Jean. Mais comme, à l'époque que décrit l'auteur, le roi de

[1] Cf. aussi *la bataille des Dunes*, du 21 oct. 1639, qui eut lieu non loin des côtes du comté de Kent, et une autre *bataille des Dunes*, près de Dunkerque, le 14 juin 1658 (Larousse). — Il en était de même en allemand. Friedrich Kluge (*Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Strassburg, 1915) dit expressément: »Zunächst wurde das Wort nur von der holl.-flandr. und der kent. Küste gebraucht.»

France n'était pas seulement prisonnier des Anglais mais se trouvait de plus en Angleterre, dans »la forteresse» du roi anglais, nous sommes à même de préciser: notre poème a été composé après le 25 mai 1357, date où le roi Jean arriva à Londres. Le terminus ad quem nous est fourni par la date du 25 octobre 1360, jour où, enfin, le roi recouvra sa liberté. — Le seul renseignement donné par l'auteur sur le roi d'Angleterre n'est pas en contradiction avec les dates obtenues jusqu'ici. Pour engager le roi anglais à se montrer plus conciliant, le poète s'est avisé de lui rappeler son âge relativement avancé: aux v. 119—120 et 142 il lui rappelle qu'il ne lui reste plus beautemp de temps à vivre, qu'il a déjà vécu la plus grande portion du temps accordé aux humains et que la mort pourra le surprendre à n'importe quelle heure; aux v. 205—208 il prie le roi de faire en sorte qu'il puisse gagner *le regne durable*, car, dit-il, *puis qu'on passe cinquante ans Passé sont li fait delitable.* Remarquons que le poète ne dit pas expressément que le roi ait déjà cinquante ans passés, mais seulement que dès cet âge il serait un peu tard de s'amender. Quel âge le roi d'Angleterre avait-il à l'époque en question? Étant né le 13 novembre 1312, Édouard III avait le 25 mai 1357 — la date la plus ancienne qui puisse entrer en considération ici — à peu près quarante-quatre ans et demi; le 25 octobre 1360, la date la plus avancée à laquelle on puisse penser, nous mène à quarante-huit ans à peine. Nous voyons donc que le roi anglais avait, lors de la composition du poème, déjà atteint un âge assez mûr pour que les admonestations de l'auteur fussent à leur place: il approchait de la cinquantaine.

Sur la question de chronologie on est donc fixé, de même que sur le sens symbolique du soleil et de la lune. Mais pour la symbolique des autres corps célestes, les choses se compliquent.

Voici d'abord une remarque préliminaire: il n'est peut-être pas nécessaire de voir sous le nom de chaque corps céleste un personnage précis visé par l'auteur. C'est ce qu'il semble nous dire lui-même concernant l'un d'entre eux. Aux v. 47—49

on lit que *Virgo* pourrait avoir une influence bienfaisante, et le poète ajoute cette explication: *Virgo signifie doulçour*, ce qui veut évidemment dire esprit conciliant, bonté, sentiment d'humanité. *Virgo* signifie donc ici une qualité, ou un état d'esprit, et non pas nécessairement un personnage déterminé. A ce que nous voyons, il en est de même de *Libra*. Aux v. 55—60 le poète dit que tout viendrait à souhait et on verrait le soleil luire en France de nouveau, si la lune *regnait en Libra*. *Libra* semble bien être ici employé pour équité, justice; selon la symbolique qui a cours encore de nos jours, la balance est l'un des attributs de la Justice personnifiée. Nous comprenons donc de la manière suivante l'expression que nous venons de citer: si le roi anglais voulait agir selon les principes de la justice, tout irait bien.

Un troisième signe bon et utile, capable de favoriser la cause de la paix est *Geminy*. La lune est exhortée à *regner en Geminy*, c'est-à-dire à régner d'accord avec *Geminy*, à s'accorder avec lui (v. 61), à délibérer avec lui (v. 73). Aux v. 75—76 l'auteur ajoute ce renseignement: Geminy *signifie le bon gendre, extrais est de la fleur de liz.* — *Gendre* veut dire »rejeton». Ces mots nous disent clairement que, cette fois-ci, on a affaire à un personnage et non plus à une qualité quelconque personnifiée, et ce »rejeton issu de la fleur de lis», nous croyons pouvoir l'identifier. La fleur de lis est sans doute la famille royale de France, ou le roi de France, et le bon rejeton doit donc désigner un membre de cette maison, de préférence un fils du roi. Parmi tous les personnages susceptibles d'entrer en considération, il y en a un seul qui s'impose, savoir le fils aîné du roi Jean, le dauphin Charles, duc de Normandie, régent pendant la captivité de son père. Si cette conjecture est juste, il faut comprendre les vers 121–124 (voir le texte ci-dessous) ainsi: Lune, le soleil ne peut s'éclaircir si tu n'es pas conciliante et juste et si tu ne prends pas conseil chez le dauphin, régent intérimaire, si tu ne t'accordes pas avec lui.

Contrairement à ces trois signes zodiacaux, les autres semblent tous appartenir aux ennemis du soleil. Parmi ceux-ci

il y en a un derrière lequel nous croyons entrevoir un personnage qu'il est possible d'identifier. Nous entendons *Saigetraieür*, c.-à-d. *Sagittarius*. Il a attaqué le Soleil pour être agréable à la Lune (v. 33—36), il a, ensemble avec *Leo*, semé la discorde entre le soleil et la lune (v. 44—46), et ils ont tous les deux excité l'esprit belliqueux de celle-ci (v. 50—53). Nous voudrions identifier le *Sagittarius* à Charles II, dit le Mauvais, petit-fils de Louis X le Hutin, devenu roi de Navarre en 1349, à la mort de sa mère, Jeanne de France. Ayant des prétentions sur le comté de Champagne du chef de sa mère, il suscita continuellement des troubles en France dans l'espoir d'arriver à son but. En 1355 il passa ouvertement au roi d'Angleterre, ce qui fut le signal de la reprise des hostilités avec les Anglais.

Nous n'avons pas réussi à identifier *Leo* nommé en connexion avec *Sagittarius*. Nous aurions bien voulu voir dans ce signe, qui, à en juger aussi d'après le v. 43, où il est dit de la lune qu'elle *regne en Leo*, exerce une grande influence sur la lune, Édouard, prince de Galles, surnommé le Prince Noir, fils d'Édouard III d'Angleterre, si le contexte où est nommé une dernière fois ce signe ne nous semblait rendre impossible une telle supposition. Le passage en question se lit dans le couplet XI (v. 121—132). Il contient un conseil, un avertissement: Si tu as auprès de toi, ainsi dit le poète à la Lune, d'autres signes que *Virgo*, *Libra* et *Geminy* (voir, pour l'explication, plus haut), *Cancer* te fera reculer, *Ariés* te donnera des coups de corne, *Leo* sera violent, *Sagittarius* tirera de son arc et *Piscis* te fera repousser à l'eau honteusement. Or tous ces cinq derniers signes semblent des adversaires du Soleil: *Leo* et *Sagittarius* le sont sûrement, comme nous venons de le voir; *Cancer* l'est d'après les v. 62—63, où la Lune est invitée à se débarrasser de lui pour obtenir la paix; *Ariés* et *Piscis* le sont, pensons-nous, parce qu'ils sont nommés dans le même contexte, et voici comment nous comprenons le passage. Le poète dit que, dans les conditions posées, ceux qui jusque là avaient été les alliés de la Lune l'abandonneront et se tourne-

ront même contre elle. Chose curieuse, c'est ce qui arriva en effet finalement. Peu de temps avant le traité de Brétigny, Édouard III avait offert une paix si humiliante pour la France que les États Généraux autorisèrent le régent à la repousser. »Alors, dit M. Jacques Bainville (*Histoire de France*, Paris, 1924, p. 97), Édouard III se prépara de nouveau à envahir la France et cette menace eut un effet salutaire: Charles le Mauvais lui-même eut honte de ne pas paraître bon Français et conclut un accord provisoire avec le régent . . . Édouard III, débarqué à Calais avec une puissante armée, se heurta partout à des populations hostiles, à des villes qui s'enfermaient dans leurs murs.» Cette résistance unanime fit que le roi anglais rabattit de ses exigences, et on put signer le traité de Brétigny. — Pour revenir à notre texte, *Leo* ne pourrait représenter le grand personnage à qui nous avons pensé, puisqu'on ne saurait supposer chez le poète la pensée absurde que le Prince Noir lui-même abandonnerait son père et sa cause.

Trois des quatre signes zodiacaux qui nous restent encore à mentionner sont aussi des adversaires du soleil: *Taurus*, selon les v. 62 et 79 un personnage influent, en grande partie responsable de l'état de guerre qui régnait, *Escorpio* (v. 98—100), qui veut mener le soleil par les brides, et *Capricornus* (v. 102—103), qui fait fuir et reculer le soleil. Le quatrième, *Acarïeux*, semble au contraire représenter un personnage important qui ne s'était pas encore mêlé aux hostilités entre la France et l'Angleterre, et dont les sympathies étaient du côté français. Aux v. 112—115 on lit que si seulement *Acarïeux* se mettait en mouvement, il ranimerait le courage perdu, de sorte qu'on pourrait vaincre la Lune, et au v. 115 la Lune est priée de prendre garde de ce signe annonçant l'orage.

Nous n'avons aucun moyen d'identifier *Cancer*, *Ariés*, *Piscis*, *Taurus*, *Escorpio* et *Capricornus*. Quant à *Acarïeux*, il est peut-être permis de conjecturer qu'il représente Charles IV de Luxembourg, empereur romain de 1347 à 1378, frère de Bonne de Luxemburg, femme de Jean le Bon. Puisqu'il était le gendre du roi français, il serait naturel de lui supposer des

sympathies pour la France dans la lutte contre l'Angleterre. En effet, comme nous le verrons plus loin, jusqu'à une certaine date de l'année 1358, on était en droit de s'attendre à une intervention de l'empereur en faveur de la France.

Nous ne savons que faire des cinq planètes, *Jupiter*, *Saturnus*, *Mars*, *Venus* et *Mercurius* (coupl. XIV et XV), appelées *planetes de pris* et des *estoilles royaulx* auxquelles le soleil donnait *substance et norreture*, qui luisaient clair comme le soleil, mais qui, de même que la Lune, ne peuvent pas luire dès que le Soleil ne luit plus: une nuée obscure était venue du côté de Roncevaux (c.-à.-d. de Navarre et du Midi de la France, occupé par les Anglais) pour faire injure à ces étoiles et anéantir le roi de France. Faut-il voir dans ces »étoiles royales» des membres de la famille royale? L'auteur fait-il allusion aux cinq princes de sang royal faits prisonniers en même temps que le roi lui-même dans la bataille de Poitiers?[1] Ou bien, a-t-il pensé à de grands vassaux de la couronne, loyaux et fidèles au roi de France?

Des considérations qu'on vient de lire il est possible de tirer quelques nouvelles conclusions concernant la date du poème. Si *Sagittarius* est identique à Charles le Mauvais, il devient tout à fait vraisemblable que notre dit a été composé après le 8 novembre 1357. Fait prisonnier le 5 avril 1356 par Jean le Bon, Charles le Mauvais resta en prison jusqu'à cette date-là.[2] Puisque *Sagittarius* est représenté dans le poème comme un personnage actif et dangereux, il va sans dire que nous devons nous le figurer comme jouissant de sa liberté. — D'autre part, si c'est avec raison qu'*Aquarius* a été identifié à l'empereur d'Allemagne Charles IV, notre poème aurait été composé avant l'époque, en 1358, où il a été manifeste pour tout le monde que l'empereur allemand ne voulait pas

---

[1] Fait mentionné p. ex. par le P. Anselme, *Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de France*, 3e éd., Amsterdam, 1713, p. 60.

[2] Voir Ernest Hoepffner, *Œuvres de Guillaume de Machaut*, t. III, Paris, 1921, *Introduction*, p. 1.

s'immiscer dans le conflit. Nous nous appuyons sur le passage suivant dans l'*Histoire de France* de Lavisse (t. IV, 1, p. 117; A. Coville): »Le 5 décembre 1356, le dauphin était parti pour Metz; il allait visiter l'empereur Charles IV, son oncle, qui avait convoqué pour Noël dans cette ville la diète de l'Empire. . . . Le dauphin, qui avait été chargé de demander à l'empereur une alliance effective, n'obtint à peu près rien. Charles IV, en 1358, après avoir fait semblant de réunir une armée pour secourir son neveu, se contenta de laisser aux seigneurs, chevaliers et soudoyers allemands la liberté de s'engager à la solde du dauphin.»

Notre poète n'est pas le seul que le désastre de Poitiers et la captivité du roi aient inspiré[1]. Il n'est pas non plus le premier qui ait eu l'idée de traiter les planètes et les signes zodiacaux comme des êtres vivants qui aiment et qui haïssent, et qui se combattent, reflétant par leurs luttes les discordes et les guerres terrestres. C'est là une conception familière aux auteurs d'écrits astrologiques dès l'antiquité et encore pendant tout le moyen âge. Un auteur latin qui, à cet égard, fut pour le moyen âge d'une grande influence était Lucain, par sa *Pharsale*, où, tout comme dans notre dit, la Lune a cherché querelle au Soleil dont l'éclat s'était obscurci et qui ne répandait plus qu'une lueur triste. Et — c'est encore comme dans notre poème — cette lutte a non seulement son retentissement parmi les signes du zodiaque, elle se rattache à des discordes et des guerres sur la surface de la terre. — Geoffroi de Monmouth (mort en 1154), qui a connu la *Pharsale* de Lucain et en cite un passage[2], se sert, dans le tableau

---

[1] Mentionnons ici le lai *En demantant* de Guillaume de Machaut et l'éloge que fait ce même auteur, dans le *Confort d'ami*, de la bravoure du roi Jean sur le champ de bataille, en exprimant des vœux pour sa prochaine délivrance (voir l'éd. Hoepffner, t. III, p. XIII).

[2] *Historia regum Britanniae*, chap. 62, ligne 17; voir Edmond Faral, *La légende arthurienne*, *Première partie*, *Les plus anciens textes*, t. III, p. 136.

allégorique qu'il donne dans le livre V de son *Historia regum Britanniae* des destins futurs de la Grande-Bretagne, des planètes et des signes zodiacaux pour désigner des princes, des chefs d'armées, des peuples et des pays; là aussi c'est la Lune qui attaque le Soleil. — On le voit, le procédé de notre auteur n'a rien de très original, partant rien de surprenant.

Les traits linguistiques suivants sont dignes d'être relevés: *ie* : *iee* (*prisie* : *jolie*, v. 95; *changie* : *faillie*, v. 21; *fie* : *seignorie*, v. 13); *eu* : *au* (*solaux*, *vermaux*, v. 170, 173, = les formes du français central *soleuz*, *vermeuz* : *royaulx*, *principaulx*); *e* : *ai* (*net* : *fait*, *trait*, v. 59); *ch* : *c* (*mette*, v. 70, écrit pour *meche*, forme picarde analogique, 3e p. sing., prés. subj. *seche*, v. 71, 3e p. sing., prés. ind. de *sechier* : *noblece*, etc.); *ti* pour *toi* (*ty* : *merci*, v. 62); *veïr* pour *veoir* (: *venir*, v. 121).

Citons les locutions proverbiales qui se trouvent dans notre texte: *Tant vente qu'i pleut* (v. 144); *La ou n'a chat souris revelle* (v. 192), dont la forme moderne serait »Quand les chats n'y sont pas, dansent les rats»; *Mal pense cil qui ne repense* (v. 204).

Le dit du soleil et de la lune

(fol. 36)

I Aux enseignes du firmament *(fol. 36 v°)*
Et au saint soleil qui resplent
Sur tout le monde et enlumine
Et a la lune proprement
Doy figurer parfaittement
L'estat dont le monde s'afine
Trop contraire sivant le signe,
Quant la lune print en haÿne
Soleil qui luisoit clerement
Et qui nous donnoit medicine,
Si devons haïr la bruÿne
Qui cele clarté nous deffent.

9 Le s.

II On a veü plus d'une fie
Soleil de tele seignourie
Que toute la lune esclipsoit.
Or a sa clarté amendrie,
Car le soleil qui reflambie
Par la poissance qu'il avoit,
Contre la lune s'arrestoit
Et de sa clarté le couvroit.
Mais or est ceste oeuvre changie,
Car le soleil qui luire doit
Ne rent clarté, ne chaut ne froit,
Dont joye est en France faillie.

III Or ne luist mais soleil en France,
Mais la lune regne en poissance
Dont aucun ont pou de deduit.
Car le soleil donnoit naissance
A l'arbre de florir la branche *(fol. 37)*
Qui nous aportoit maint bon fruit.
Par la lune qui luit par nuyt
La bonne herbe seche et fuit.
Mais j'ay en ce ferme creance
Que Saigetraieür qui bruyt
Y a trait d'un bougon qui ruyt
Pour donner la lune plaisance.

IV La terre se plaint de la lune
Que le soleil fait par fortune
En France perdre la clarté
Si c'on l'appelle mataburne.
Li solaux est oultre une duine
Ou la lune a grant poesté;
En Leo regne par fierté.

13 Oon; foiz — 15 Que contre la — 32 *Hiatus.* — 41 drune.

Ces deux signes que j'ay nommé
Ont fait long temps tenir rancune
Ou avoir deüst amisté;
Quant Virgo y avra ouvré,
Bon sera pour l'erbe commune.

V Virgo signifie doulçour,
Mais Leo ou n'a que fierour
Et Saigetraieür qui trait
Ont soubstenu en grant errour
La lune de fiere coulour
Qui souvent se fait et deffait.
Mais s'en Libra qui tout parfait,
Quant justement peser se fait,
Regnoit la lune en sa valour, *(fol. 37 v°)*
La chose venroit a souhait
Et verroit on le soleil net
En France luire chascun jour.

VI Lune, regne en Gemini,
Hoste Taurus en sus de ty
Et Cancer, c'est noms d'ecrevesse!
Se tu luis, si rens Dieu merci,
Laisse le soleil luire aussi
Que tu tiens en ta forteresse.
Se li solaux pert sa haultesse,
Tu amendriras de noblesse,
Car par le doulx soleil joli
Et par toy, c'est droit qu'on t'y mette,
Deüst florir herbe qui seche
Et li arbre qui sont failli.

VII S'en Geminy prens ton avis,
C'est uns signes gays et jolis

52 grant *manque* — 61 *Hiatus* — 70 que on — 73 Si en.

Qui signifie le bon gendre;
Extrais est de la fleur de liz.
Et se tu prans aucuns deliz
A faire la flor de toy mendre,
Taurus t'i fait hardiment tendre,
Car tu dois savoir sans mesprendre
Qu'estre doiz au soleil amis,
Car lune ne peut clarté rendre,
S'au doulx soleil ne la va prendre
Par qui maint jardins sont faillis.

VIII Faillir voy en maint bel jardin *(fol.* 38*)*
La fleur de lix et le percin
Et mainte herbe bonne et jolie
Par la faulte du soleil fin,
Et si voy sanz porter roisin
Mainte vigne belle et feullie;
Pour ce que soleil ne luit mie
Y est la vendange faillie.
Si fort failli y sont li vin
Que pis assez qu'en Lombardie
En terre qu'estre deust prisie
Sont regnant Guelphe et Guibelin.

IX Tout est pour le temps umbraige:
Escerpio regne en oultraige;
Pour faire des longes courir
Le soleil, point et fait dommaige.
La lune regne en grant haussaige;
Capricornus le fait fouir,
Reculer, sanz riens assentir.
Ces deux signes pour tout honnir
Ont erré en tesmoingnage

---

78 A fane la florir — 83 Se au — 95 qui estre d. prisee — 96 guelphes et guibelins — 97 *Vers trop court* — 102 Capicornus — 105 *Vers trop court.*

— — — — — — — — —

Pour hurter et pour esbahir
Et puis veult livrer passage.

X Et puis nous va signifiant
Que moult va l'arbre desirant,
Et si veult la lune mener,
Mais s'Acarïeux vint avant,
Assez tost m'iroie doubtant
Que coraige ne feist lever *(fol. 38 v°)*
Pour ceste lune tempester.
Lune, tu peuz moult bien regner
Avec le doulx soleil luisant;
Laisse le luire de ça la mer,
Car tu n'as qu'un pou a durer:
Ton jour vient, et si ne sces quant.

XI Lune, ad ce que je puis veïr,
Soleil ne se peut esclarsir,
S'en toy n'est Virgo et Libra
Et Geminy pour souvenir.
Je dy donc: Diex te fist venir,
Mais s'en toy autres signes a,
Cancer reculer te fera
Et Arïés y hurtera,
Leo fera fierté tenir
Et Sagitarius traira
Et Piscis aussi te venra
Mettre en l'eaue pour toy honnir.

XII Ce est uns signes qui t'esmeut
A faire ce qu'estre ne peut:

---

106 *Lacune* — 108 *Vers trop court* — 110 li arbre — 117 Avecques — 118 *Vers trop long;* L. la l. — 119 que un — 121 veoir — 123 Se en — 126 si en — 133 Ce sont les signes — 134 que estre.

Or te garde d'Acarïus;
C'est uns signes qui toudiz veult
Plouvoir, et se altre te sieut
Dont mainte foiz est revenuz,
Tost se porra estre esmeüz,
Pour toy, oraiges mal deüz,
Car il n'est mais ce qu'estre seult.
De ton temps as passé le plus. *(fol. 39)*
A! lune, giete tes argus,
Que on dit: tant vente qu'i pleut.

XIII Lune de fiere contenance,
Repren au soleil cognoissance,
Car tu dois a lui obeïr.
Le soleil doit avoir poissance
Sur toy, tu vis de sa naissance,
Si dois par droit de lui tenir.
Quant ou ciel doit lune faillir,
Si la doit le soleil finir
Et si le remet en croissance
Et le fait luire et esclarsir.
A! lune, pense de tenir
Des cieulx et sa jus l'ordonnance.

XIV Car le soleil suppellatifs
Doit bien estre, se m'est avis,
Et je croy que, s'il ne luist plus,
Que le monde sera honnis,
Car pluseurs planetes de pris
Perdroient toutes leurs vertus:
C'est Jupiter et Saturnus,
Mars, Venus et Mercurius;
Par le soleil qui est faillis
Ne peuent mais luire sa jus.

135 Or te g. des trayeux — 139 este — 144 dit que tant.

Or est li deluges venus;
Par tout voit on les ennemis.

XV Ces planetes especiaulx
Luysoient cler comme solaux, *(fol. 39 v°)*
Regnant en droit cuer de Nature;
C'estoient estoilles royaulx
Qui le soleil doulx et vermaux
Donnoit substance et norreture,
Et luisoient par sa figure.
Or est une nuee obscure
Venue devers Ronsevaux
Pour faire aux estoilles injure
Et oster la noble pointure
Dont roy Clovis fu principaulx.

XVI Ceste pointure noble et belle,
Roys Clovis l'eut toute nouvelle
Qu'on clama soleil premerain,
Mais plus ne luist ne estincelle,
Et la nue, qu'on y appelle,
Deluge sur le peuple humain
Fu et s'en fait plouvoir a plain.
Li courtois deviennent villain
Qui chevauchent a plate selle
En maint lieu dessuz Fauvain.
En France dit on pour certain:
La ou n'a chat souris revelle.

XVII Ainsi court ceste pestilence
Sur ces planettes d'une excence
Qu'il n'y a clarté ne lumiere.
La lune y a mis difference

183 Que on — 185 nuee que on — 190 *Vers trop court* — 192 La ou il n'a; *peut-on lire* Lou il n'a?

Qui au soleil a fait deffence
De faire luire sa baniere. *(fol. 40)*
Or fait tout ce devant derriere
Le monde en mainte maniere.
Loyaultés n'est mais pris a cense,
Mais tieulx a la voulenté fiere
Qui puiscedi li donne chere.
Mal pense cil qui ne repense.

XVIII Bon fait avoir pensee estable
Pour aler au regne durable,
Car puis qu'on passe cinquancte ans
Passé sont li fait delitable
— — — — — — — — —
Qui est en cest siecle regnans,
Car je croy qu'il soit desirans
Que le soleil ne soit luisans.
Et se mon parler est notable,
Prions Dieu qui est tout poissans
Qu'entre les Angloiz et les Frans
Mette paix bonne et veritable.
Amen.

X

Une pastourelle des quatre miroers de Paris (fol. 40 r° et v°, 30 r° et v°). Ce dit, qui a la forme d'une pièce lyrique, se compose de cinq couplets de seize vers octosyllabiques groupés selon le schéma suivant: a b a b b c c d d e e f f g f G (ie oit i iez oir é is), suivis d'un envoi de 7 vers disposés ainsi: e e f f g f G. Le refrain: *Les quatre miroers de Paris*, se répète dans tous les couplets.

---

200 *Hiatus* 203 di *manque* — 204 cil *manque* — 207 que on — 209 *Lacune.*

Voici le thème développé par l'auteur de ce dit: le berger Gobin, à qui son amie a reproché de ne lui avoir rien apporté au retour d'un voyage à Paris, s'en excuse en alléguant l'impression terrible qu'a produite sur lui l'aspect des »quatre miroirs de Paris». Il ne faut pas confondre cette pièce avec une chanson, commençant: *Une pastourelle gentille Et ung berger en ung verger*, d'un contenu tout autre, qui se trouve dans la collection *Trente et huyt chansons musicales a quatre parties nouvellement imprimees a Paris par Pierre Attaingnant demourant en la rue de la Harpe pres leglise saint Tosme*, fol. XI (Bibliothèque nationale, *Réserve* Vm⁷. 179).

Des quatre miroirs, le premier est le *Saint-Innocent*, appelé aussi les *Saints Innocents*, le très ancien cimetière de Paris.[1] Le second est le *Chastellet*, le Grand Châtelet, à la fois siège de la justice prévôtale de Paris et prison redoutée où il y avait des cellules meurtrières, sans air et sans lumière, dont le sol restait détrempé par les crues de la Seine. Le troisième miroir, on pouvait le voir à l'*Ostel-Dieu sainte Marie*. L'Hôtel-Dieu, l'hôpital vénérable de Paris, portant anciennement les noms *hospitale Beate Marie*, *hospicium Dei*, *domus Dei*, *hospitale pauperum*, se trouve mentionné pour la première fois dans un acte de l'année 829; vers 1230 l'institution était définitivement fixée.[2] L'intérêt que manifestaient, selon notre dit, les dames de la société parisienne pour l'Hôtel-Dieu, a été constaté par ailleurs. Écoutons ce qu'en dit Ern. Coyecque (*o.c.* p. 174): »C'était alors (au moyen âge) un usage d'aller de temps à autre à l'Hôtel-Dieu, de se mettre en rapports avec la prieure et ses sœurs, de parcourir les salles, en faisant quelque aumône aux malades en traitement.» — Le *Parlement de seignorie* est le quatrième des miroirs de Paris. Il s'agit du Parlement de Paris, la cour de justice du roi, depuis 1302 sédentaire à Paris.

[1] Voir, pour des détails, Ern. Coyecque, *L'Hôtel-Dieu de Paris au moyen âge, histoire et documents*, t. I, Paris, 1891, p. 67, 112—115.

[2] Voir *o. c.* à la note précédente, p. 21.

Langue de l'auteur: *s* : *z* (*chevaliers* : *radressiez*, v. 25; *deniers* : *espargniez*, v. 41); les rimes que nous venons de citer prouvent aussi qu'un *r* ajouté ne gêne pas la rime; *t* final s'est amui (*conroy* : *trouveroit*, *baignoit*, v. 52; *je vous affy* : *surrexi*, 3e p. passé déf., v. 70).

Une pastourelle des quatre miroers de Paris *(fol. 40)*

I Une pastourelle jolie
Delez un bergier qu'elle amoit
Vi l'autre jour tout prés de Brie
Soubz une ente qui florissoit. *(fol. 40 v°)*
La belle ses cheveux pignoit
D'un pigne d'yvoire joli,
Et la disoit a son ami:
«Gobin, se vous bien m'amissiez,
Pieça aporté m'eüssiez
De Paris un tresbel miroer.
Vous en venistes hier au soer,
Si ne m'avez rien aporté.
— Belle, dist cilz, c'est verité,
Car mon corps devint touz oublis,
Quant en mon cuer eu figuré
Les quatre miroers de Paris.

II A saint Innocent, douce amie,
Si tost que mon corps y entroit,
J'y vi mainte teste sanz vie.
Lors de vous ne me souvenoit.
Belle, qui bien s'i mireroit
Du pechié d'orgueil diroit fy,
Le monde metroit en oubli,

2 vergier — 3 tout *manque* — 11 revenistes — 19 Je y.

Vers Dieu il seroit radressiez.
Nulz n'i congnoit des chevaliers
Les os ne ne peut percevoir.
La peut on bel miroer veoir,
Car tout ainsi sont figuré
Chevalier, prelat et abbé
Com les bons laboureurs de pris.
De Dieu soient boneüré
Les quatre miroers de Paris. (fol. 30*)*

III En Chastellet, je vous affye,
Qui bien souvent y hanteroit,
De l'autrui ne prendroit envie,
Ne homicide ne feroit,
Ne femme aussi n'esforceroit,
Car le mal y est mout pugny.
Maintes gens y sont prins au bry;
Lïens n'est nullui espargniez.
Entre la bourse et les deniers
N'y va on point pour nul avoir,
Ains y fait on cognoistre voir
A ceulx qui se sont mal usé.
Et quant se sentent condempné,
Adont s'escrient a haulz cris:
Las! trop avons mal remiré
Les quatre miroers de Paris!

IV A l'Ostel Dieu sainte Marie
Le tiers miroer y trouveroit.
Mainte dame de noble vie
Y vi et de noble conroy.
L'une un enfant y baignoit,
L'autre les couchees servi,

---

24 V. dieu qui s. r. — 30 Comme — 46 a hault cris — 53 *Hiatus* — 54 acouchees.

La tierce un povre revesti,
La quarte estendoit draps deliez,
La quinte avoit les liz dreciez.
Ainsi font vers Dieu leur devoir.
Belle, vous devrïez vouloir
Que vostre corps fu la hanté, *(fol. 30 v°)*
Car les pechiés qui sont tempré
Et a mal faire sont mis
Devroient bien avoir hanté
Les quatre miroers de Paris.

V En Parlement de seignourie,
Qui bien souvent y hanteroit,
Du jugement du fruit de vie,
Je croy, trop mieulx li souvendroit.
La donne on sentence de droit,
En Parlement, je vous affy,
Et aussi Diex qui surrexi
Depuis qu'en croix fu travailliez
Monstera ses mains et ses piés;
Sur l'arc du ciel venra seoir,
La fera fremir et doloir
Ceulx qui vers lui ont meserré,
Se nostre Dame n'a pité
De ceulx dont son corps est servis.
La nous seront mal reprochié
Les quatre miroers de Paris.»

VI Princeps, je vous fay assavoir:
La pastoure ot le cuer si noir
De ce que cilz li ot compté,
Que ses cheveux furent coppé,
Et ot ses pechiés espannis,

---

56 quatre — 61 *Sens obscur. Faut-il corriger* pecheurs? — 62 *Vers trop court* — 72 que en — 79 La n. font m. r.

Car en son cuer furent planté
87 *Les quatre miroers de Paris.*
Explicit.

Appendice

A propos du deuxième texte publié ci-dessus, *Le dit des dix souhais des dix compaignons* (voir p. 369 ss.), je saisis l'occasion de mentionner ici brièvement quelques autres pièces d'un contenu similaire qu'on pourrait réunir dans un groupe à part, formant le genre des »Souhaits». Ce qui caractérise notre genre, c'est que le poète fait passer en revue divers personnages appartenant à des classes sociales différentes ou à différents métiers, et qui énoncent des vœux conformes à leur caractère ou à leur métier, soit qu'il se fasse lui-même leur interprète, soit - c'est ce qui semble être le cas le plus fréquent - qu'il amène divers personnages qui se présentent eux-mêmes et forment leurs vœux. — Ce genre a dû être assez populaire, à preuve le nombre relativement grand des pièces conservées jusqu'à nos jours. Nous en voyons une nouvelle preuve dans une rubrique de copiste. Le troubadour provençal Pistoleta, en parlant pour son propre compte, exprime, dans une de ses chansons (*Ar agues eu mil marcs de fin argen*) [1], des souhaits banals, comme celui d'être riche et de pouvoir mener une vie facile, etc. Cette pièce, devenue populaire à force d'être interpolée et modifiée dans la patrie du poète et en Italie, a en outre été traduite et diversement interpolée dans le domaine de la langue d'oïl, au moins quatre fois. Or le copiste de l'une de ces versions a muni sa transcription de la rubrique suivante: *Cestes sunt cinq agura[n]ces li qual se fistrent cinque cavalers, zascun por soi meesme.* S'il s'exprime ainsi, c'est qu'il se souvenait de compositions dont chaque couplet contenait des souhaits exprimés par un nouveau personnage.

Nous connaissons en tout six pièces appartenant au groupe littéraire des »Souhaits». Ce sont:

I. — *Le dit des dix souhais des dix compaignons*, se trouvant dans les manuscrits suivants: le ms. fr. 1708 de la Bibliothèque nationale, fol. 18r° 21v°, le ms. Ottobonien 2523, fol. 51 c, et le ms. 179bis de la Bibliothèque de Genève, fol. 55. Ce *Dit*, qui doit dater d'environ 1360, est publié ci-dessus, p. 371.

[1] Voir P. Meyer, *Des rapports de la poésie des trouvères avec celle des troubadours*, *Romania*, XIX, 1890, p. 43 ss.

II. — *Lez menuz souhais*, petit poème de 136 vers octosyllabiques rimant deux à deux, transcrit aux fol. 58v°—61r° du ms. 179bis de la Bibliothèque de Genève. Publié par Eugène Ritter, *Notice du ms. 179bis de la Bibliothèque de Genève*, dans *Bulletin de la Société des anciens textes français*, t. III, 1877, p. 109-113.

Ce poème est la seule des six pièces que nous avons à énumérer qui ne présente pas l'élément dramatique de la mise en scène de toute une série variée de personnages faisant leurs vœux l'un après l'autre: ici c'est l'auteur lui-même qui parle.

III. — *Les souhaitz des hommes*, composé de trente-quatre quatrains de vers octosyllabiques, rimant a b a b, suivis d'une *Ballade* comprenant trois strophes de huit vers de dix syllabes avec cette disposition des rimes: a b a b b c b c et un envoi de quatre vers dissyllabiques rimant: b c b c. Des rimes de la ballade, *a* est en *ure*, *b* en *ent* et *c* en *us*. Le dernier vers est répété dans chaque couplet comme un refrain. Chaque quatrain est réservé à l'expression des vœux d'un personnage distinct. Cette pièce, qui se retrouve dans plusieurs anciennes éditions, a été réimprimée, d'après l'une de celles-ci, par Anatole de Montaiglon, *Recueil de poésies françoises des XVe et XVIe siècles*, t. III, Paris, 1856, p. 138 ss. — La mention, dans le souhait du changeur (n° XXIX), parmi diverses monnaies, des *saluts*, qui furent frappés en France sous Charles VI (1380—1422) et en Angleterre par Henri V (1387—1422), nous donne comme t e r m i n u s a q u o 1380. Mais en réalité le poème est beaucoup moins ancien, comme le prouve l'apparition, dans le couplet XXXIV, de *l'impresseur*, ce qui veut dire imprimeur. Il faut donc penser au dernier tiers du XVe siècle.

IV. — *Les souhaitz des dames* est un pendant à la pièce précédente, évidemment composé par le même auteur et présentant une structure analogue. Ici il y a d'abord vingt-neuf quatrains de vers octosyllabiques (rimant a b a b) où apparaissent vingt-neuf différentes dames exposant leurs vœux; suit un dernier quatrain où l'auteur déclare vouloir faire une ballade adressée à la sainte Vierge. La ballade elle-même comprend trois couplets de sept vers de dix syllabes et un envoi de quatre vers disposés ainsi: a b a b b c c et b c b c (eve ais ure). Le dernier vers est partout le même et forme refrain. Cette pièce se lit, réimprimée d'après une ancienne édition, chez Anatole de Montaiglon, *Recueil de poésies françoises des XVe et XVIe siècles*, t. III, Paris, 1856, p. 147 ss. Signalons ici que nous l'avons retrouvée dans un incunable portant à la Bibliothèque nationale le sigle *Réserve:* p Y c. 7. (Acquisition n° 89057). — Cette pièce doit dater, comme la précé-

pente, du dernier tiers du XV^e^ siècle, étant donné que ces deux pièces sont visiblement du même auteur. Nous croyons que les lecteurs experts dans la matière pourraient trouver, dans un détail du poème, une confirmation de cette date. Nous entendons le souhait n^o^ VII, celui de la *Dame de chambre. Je souhaite*, dit-elle, *avoir le corps droit, Hault estomac sans estre cambre, Le faulx du corps lassé estroit.* Le costume que souhaite la jeune femme est sans doute conforme à une mode qui n'était pas encore courante, mais réservée à la haute société. La description du costume qui fait saillir l'estomac et présente une taille étroitement lacée est celle du costume en vogue pendant presque tout le XV^e^ siècle. Il n'y a qu'une seule chose qui n'y convienne pas: la jeune femme ne veut pas avoir le dos cambré. Or, toutes les miniatures du temps nous montrent, au moins jusqu'au milieu du siècle, une silhouette de femme avec le dos cambré, effet produit surtout par l'estomac saillant et la robe collant au dos. Le souhait de la chambrière indique sans doute une nuance caractéristique de la mode, une nouveauté rendant la robe plus déliée dans le dos. Ce changement a dû se produire dans la seconde moitié du siècle.

V. — *Les souhaitz du monde*, comprenant 224 vers de huit syllabes. Après une introduction de dix-sept vers (disposés a b a b b c b b c c d c c d d e e) commence une série de vingt-trois couplets (rimant a b a b b c b b c) contenant les souhaits d'autant de personnages divers. Le texte a été publié dans le *Recueil de poésies françoises des XV^e^ et XVI^e^ siècles*, t. I, Paris, 1855, p. 304—315, par Anatole de Montaiglon, qui s'est servi d'une ancienne édition. *Les souhaitz du monde* peuvent être datés exactement. La mention par l'*Aventurier* (coupl. XXII), à propos des guerres d'Italie, de Milan parmi les adversaires des Français, semble, des trois règnes possibles, savoir ceux de Charles VIII, de Louis XII et de François I^er^, exclure celui du premier, étant donné que ce ne fut que dès le règne de Louis XII que l'armée française fut en guerre avec les Milanais. Et c'est en effet du temps de ce règne que Montaiglon fait dater le poème. Partant du vers 37, dans le vœu du roi, où celui-ci se souhaite: *Dame a mon gré pour successeurs produire*, M. met ces mots en rapport avec l'époque du veuvage de Louis XII, de 1513 à 1514: on sait que de son mariage avec Anne de Bretagne ne survécurent que deux filles mais aucun héritier mâle. Montaiglon a parfaitement raison: le roi a bien pu se désirer un fils et héritier beaucoup plus tôt et même plus tard, jusqu'à sa mort, mais lui faire souhaiter une autre femme tant que la reine vivait

encore, aurait été d'une rare inconvenance qu'on aurait peine à vouloir imputer à l'auteur. — Montaiglon appelle encore l'attention sur un passage se trouvant dans le souhait que prononce le pape (25—26). Il désire pouvoir *Adnichiller le contenu et faict De certains poinctz, aussi la Pragmatique.* La pragmatique sanction, conclue par Charles VII à Bourges en 1438, avait été abrogée par Louis XI en 1461 mais plus tard rétablie et fut, comme on sait, définitivement abolie en 1516, - les négociations avaient déjà commencé en 1515—, et remplacée par un concordat passé, l'année suivante, entre François Ier et le pape Léon X. Il va sans dire que justement quelque temps avant que la pragmatique ne fût rapportée, ce problème était une question plus actuelle que d'ordinaire et que justement alors un auteur aurait pu naturellement mettre dans la bouche d'un pape un souhait concernant cette affaire; c'est ainsi que se trouve confirmée la date à laquelle nous sommes déjà arrivés pour la composition de notre pièce, c'est-à-dire celle de 1513 ou 1514.

VI. — *Les souhaits au duc Charles de Bourgogne.* Cette pièce, qui est de Georges Chastellain, a été imprimée dans les *Œuvres de Georges Chastellain*, éditées par le Baron Kervyn de Lettenhove, t. VII, Bruxelles, 1865, p. 335 ss., d'après le manuscrit fr. 1717 (anc. 7686) de la Bibliothèque nationale de Paris. Elle se compose de vingt-quatre couplets de cinq vers octosyllabiques disposés ainsi: a a b b a. *Le Noble*, *l'Homme d'Église*, *le Clerc* et *le Marchand* débitent leurs souhaits à tour de rôle, six fois chacun. — Ces *Souhaits* sont faciles à dater. Georges Chastelain (né en 1405, mort en 1475) avait toujours entretenu de bonnes relations avec les ducs de Bourgogne: il était conseiller et de Philippe le Bon et de Charles le Téméraire, et ce dernier l'avait nommé *indiciaire* ou historiographe officiel de sa maison. Quelques semaines après l'avènement, en 1467, du duc Charles, Chastelain lui avait adressé un mémoire en prose portant le titre *Advertissement au duc Charles*, dans l'intention de le disposer en faveur des communes flamandes auxquelles il se montrait plus hostile encore que ne l'avait été son père (voir *o.c.* de Kervyn de Lettenhove, *Introduction*, p. XV). Notre poème fait voir la même tendance, les mêmes sentiments que le mémoire. Il y a lieu de fixer sa composition à la même date, à peu près. Étant donné que Charles est traité comme duc régnant dans le poème, il est tout d'abord clair que celui-ci a dû être écrit après le 15 juin 1467, date de la mort de son père Philippe le Bon. Comme d'autre part, au couplet X, le poète lui fait souhaiter une femme et une abondante progéniture, il s'ensuit que le poème date d'une époque antérieure à son troisième

mariage, qui eut lieu en 1468.[1] Si l'on considère cependant que le motif de la composition du poème semble avoir été le désir de donner, sous la forme de souhaits prononcés par des représentants de ses sujets, certains conseils généraux pour son règne, on est plus enclin à penser à une date coïncidant avec ou suivant d'assez près l'avènement même: on s'imagine difficilement un moment plus convenable pour la présentation de d e s i d e r a t a de la part des sujets, car, pour ne pas choquer et faire preuve d'une trop grande témérité, on devait les présenter déjà avant que le souverain n'eût eu le temps de s'engager, par des actes décisifs, trop loin dans l'une ou l'autre direction.

Index des noms propres

Acarïeux, IX, 112; **Acarïus**, IX, 135, *le Verseau, signe du zodiaque.*

Adam, I, 393, 404, 516, 535, *le premier homme.*

Alixandre, III, 83; **roy A.**, IV, 98, *Alexandre le Grand, pris comme type d'homme généreux.*

Angleterre (roy d'), VIII, *rubrique, et v.* 20, *titre que porte, dans cette version d'un épisode de la vie de sainte Lucie, l'adolescent amoureux d'elle.*

Anglés (les), I, 507; **Angloiz** (les), IX, 215, *les Anglais.*

Arïés, IX, 128, *le Bélier, signe du zodiaque.*

Asumpcion (l'), II, 14, *la fête de l'Assomption (le 15 août).*

Auffrique, I, 389, *Afrique.*

Ayse, I, 389, *Asie.*

Brie, X, 3, *Brie-Comte-Robert, Seine-et-Marne, arr. Melun, ch.-l. cant.*

Cancer, IX, 63, 127, *le Cancer, signe du zodiaque.*

Capricornus, IX, 102, *le Capricorne, signe du zodiaque.*

Cathon, IV, 101, *Caton, pris comme type d'homme sage.*

Chastellet, X, 33, *le Grand Châtelet, siège de la juridiction criminelle de la vicomté et de la prévôté de Paris.*

Clovis (roy), IX, 180, 182, *Clovis I^er^, fondateur de la monarchie franque.*

Coquaigne (gens de), II, 8, *expression signifiant probablement »coquins».*

Dame (nostre), X, 77, *la sainte Vierge.*

Escorpio, IX, 98, *le Scorpion, signe du zodiaque.*

Espaigne (gens d'), II, 7, *dans le sens de maraudeurs, voleurs de grands chemins, etc.*

Eve, I, 395, 534, *la première femme.*

[1] Sa deuxième femme était morte en 1465.

Fauvain, IX, 190, *symbole de l'hypocrisie, de la fausseté.*
France, IX, 24, 25, 39, 60, 191.
Frans (les), IX, 215, *les Français.*
Gabriel (saint), I, 914, *l'archange.*
Gemini, IX, 61, 73, 124, *les Gémaux, signe du zodiaque.*
Gobin, X, 8, *ami d'une bergère.*
Guelphe, IX, 96, *guelfe, partisan des papes en Italie.*
Guibelin, IX, 96, *gibelin, partisan de l'empereur d'Allemagne.*
Heroppe, I, 389, *Europe.*
Innocent (saint), X, 17, *l'ancien cimetière des Innocents, à Paris.*
Jhesuscrist, I, 928.
Judas, VI, 73, *le traître.*
Jupiter, IX, 163, *la planète.*
Leo, IX, 43, 50, 129, *le Lion, signe du zodiaque.*
Libra, IX, 55, 123, *la Balance, signe du zodiaque.*
Lombardie, IX, 94.
Livre de gentillesse (le), IV, 107, *manière de s'exprimer, pour »noblesse».*
Mars, IX, 164, *nom de planète.*
Mercurius, IX, 164, *Mercure, la planète.*
Michiel (saint), I, 913, *l'archange saint Michel.*
Mons (Michiel de), I, 923, *voir ci-dessus, p. 338.*
Navarre (gens de), II, 8, *dans l'acception de maraudeurs, voleurs de grands chemins, etc.*
Ostel-Dieu sainte Marie (l'), X, 49, *Hôtel-Dieu, le plus ancien hôpital de Paris.*
Othovïen, IV, 102, *Octave, nom que porta Auguste, avant d'être élevé à la dignité impériale; symbole d'un homme puissant.*
Paris, X, *rubrique, refrain, et v.* 10.
Parlement, X, 65, 70, *l'ancienne cour de justice siégeant à Paris.*
Piscis, IX, 131, *les Poissons, signe du zodiaque.*
Puis amoureux, I, 729, *sociétés littéraires qui organisaient des concours de poésie.*
Ronsevaux, IX, 177, *Roncevaux, le célèbre défilé* (*Espagne, prov. de Pampelune*).
Saigetraieür, IX, 34, 51; **Sagitarius**, IX, 130, *le Sagittaire, signe du zodiaque.*
Salmon, IV, 100, *Salomon, type d'homme sage.*
Saturnus, IX, 163, *Saturne, la planète.*
Taurus, IX, 62, 79, *le Taureau, signe du zodiaque.*
Venus, IX, 164, *la planète.*
Vierge (la), I, 757, *la sainte Vierge.*
Virgiles, IV, 101, *Virgile, type d'homme sage.*
Virgo, IX, 47, 49, 123, *la Vierge, signe du zodiaque.*
Ynde la majour, I, 387, *identique à* India Maxima, *appelée aussi* Mangia, *noms donnés autrefois à la Chine méridionale* (*voir Ivar Hallberg*, L'extrême orient dans la littérature et la cartographie de l'occident des XIII^e^, XIV^e^ et XV^e^ siècles, *diss. d'Upsal, Göteborg, 1907, p. 334*).

Ynde menour, I, 388, *probablement l'Inde orientale.*

Ynde moragne, I, 388, *peut-être l'ancienne Mauritanie. — Doit-on corriger:* Ynde moienne? *Dans ce cas on aurait une allusion à l'ancien* Empire du milieu *des Tatars, appelé* Imperium Medium, *parce qu'il était situé entre la Perse et la Chine* (*voir* o.c. *de Ivar Hallberg*, p. 346).

Ypocras, III, 95, *Hippocrate, dont on cite ici un passage.*

Ypres, V, 98, *ville de Belgique, connue pour ses »draps».*

Glossaire

Accorder, I, 2, *réconcilier*; I, 16; VIII, 1, *raconter.*

accort, I, 792, *volonté, avis;* par a., I, 15, 269, 567, 575, d'a., I, 247, *d'un commun accord, tous ensemble, unanimement.*

acouchement (faire), I, 392, *se coucher* (*en parlant du soleil*).

acquerre, V, 102, *obtenir, accomplir;* a. a, VIII, 146, *procurer à, donner à.*

acquiter, V, 94, *gagner, obtenir.*

adjoindre, I, 322, *v.réfl., s'unir.*

advis, III, 35, *attention, zèle.*

affaire, III, 20, *caractère, disposition.*

afferir, I, 610, 688; II 93, *convenir, appartenir.*

affier, III, 61; X, 33, 70, *assurer.*

afiner, IX, 6, *v.réfl., finir, périr.*

aguet, V, 56, *ruse, fraude, artifice.*

ahannaige, I, 500, *labourage.*

ahenner, I, 408, *labourer, cultiver.*

ainsneeté, I, 437, *droit d'aînesse.*

ainssi tost que, IV, 1, *aussitôt que.*

alliance, I, 583, *accord, bonne intelligence.*

amender, II, 180, *pardonner à, excuser.*

amendrir, IX, 16, *s'amoindrir, diminuer.*

amenevi, I, 297, *dispos, alerte.*

aparoir, VI, 77; III, 19, *v.réfl., paraître, se montrer.*

apateler, I, 330, *repaître, nourrir.*

apparant, VI, 87, *indice, manifestation.*

appareiller, IV, 14, *apprêter, créer.*

apperir, I, 327, *mettre ensemble, accoupler.*

appertement, VI, 30, *ouvertement.*

appliquer, II, 120, *v.réfl., se réunir, se trouver.*

aprendre (*pour* esprendre), I, 747, *saisir, allumer.*

araisnier, I, 721, *adresser la parole à;* II, 32, *v.réfl., s'exprimer, s'expliquer.*

ardure, V, 86, *désir ardent.*

argu, III, 78, *pensée;* geter ses argus, IX, 143, *regarder attentivement.*

arroy, I, 156, *contenance, manière d'être.*

article, I, 390, 410, *discours, propos.*

as (par deux et), III, 87. *M. Arthur Långfors* (Li abecés par ekivoche et li significations des lettres par Huon le Roi de Cambrai, *dans* Annales Academiae Scientiarum Fennicae, *série* B., *t.* IV, *n°* 3, *Helsinki*, 1911, *p.* 24, *note du v.* 129) *s'exprime en ces termes: »Je pense que »as et deus» désigne un mauvais coup dans le jeu des dés». C'est ainsi qu'on aurait ici à peu près la traduction: »dans le malheur».*

asni, VIII, 16, *qui ressemble à un âne.*

aspre, VIII, 141, *violent, vif, ardent.*

assavoir, II, 141, *savoir, éducation. Cf.* essavoir.

assener, I, 703, *décider;* III, 111, *désigner.*

assens, I, 702, *consentement; avis.*

assentir, I, 498, *v.réfl., consentir;* sans riens a., IX, 103, *sans rémission, sans pardon.*

asservi, III, 34, *assujetti, engagé;* estre a. de, I, 848, *être disposé à, vouloir bien.*

assés, I, 421, 776; VIII, 103, *très.*

assignacions (sans bailler), I, 422, *sans recevoir une (nouvelle) citation devant le juge.*

ataignant, VII, 65, *piquant, au sens matériel.*

atargier, I, 555; VIII, 91, *s'attarder.*

attraire, IV, 33, *attirer;* III, 23, *s'attirer.*

attrait, II, 41, *intrigue, manège;* II, 40, *caractère, nature des personnes.*

auctorité (par), V, 90, *d'autorité privée, tout à son aise, selon ses caprices.*

aüner, VII, 77, *réunir.*

aussi, I, 676; III, 75, *ainsi;* a. que, I, 241, *ainsi comme;* a. (tout), I, 266, 375, *de même.*

aval, I, 856, *en bas;* I, 153, 229, *dans.*

avaler, VII, 100, *descendre, couler.*

avant, I, 617, 628, 635, *le premier.*

avantaige, *action d'avancer;* faire bel a. a, I, 822, *s'approcher courtoisement de qn.*

averer, I, 450, *vérifier, juger.*

avers, II, 5, *ennemi (adj.).*

avis; par a., I, 562, *sagement;* prendre son a. en, IX, 73, *porter ses regards sur, s'en tenir à.*

avisance, II, 70, *considération, honneur.*

aviser, I, 236, 919, *voir, découvrir;* I, 223, *regarder;* I, 25, *établir, prouver;* I, 742, *v.réfl., réfléchir.*

avoier, II, 176, *conduire, guider.*

avoir; sans petit d'a., I, 672, *sans rien posséder du tout.*

bailler, VII, 106, *porter.*

batre, V, 46, 95, *dans deux locutions obscènes.*

beance, V, 28, *désir, attente.*

benel, II, *coupl. intercalé,* 6, *banneau.*

besongne, VIII, 60, *affaire, commission.*

bien, V, 82, *bonnes mœurs, bienséance.*

blesser, I, 180, *v.a., nuire à, faire tort à.*
boneüré, X, 31, *béni.*
bougon, IX, 35, *trait d'arc.*
bourse; aler entre la b. et les deniers, X, 41, *voler.*
braies (en pur les), VII, 99, *sans autre vêtement que les braies.*
bry, X, 39, *évidemment le même mot que* bric, *engin pour prendre les oiseaux, piège.*
car, I, 625, *que.*
cas, VIII, 12, *fatigué, ennuyé.*
caure, V, 93, *chaleur (le ms. porte* tendre).
cause, I, 59, *chose;* I, 357, 417, *plaidoyer, argument.*
cense, *cens;* prendre a c., IX, 201, *prendre à ferme, faire grand cas de.*
cent (les), VII, 68, *une centaine.*
certain, VIII, 17, *sûr, fidèle, sérieux;* VIII, 98, *résolu, décidé.*
chaleur, II, 113, *inflammation (terme méd.).*
chastïer, VII, 136, *instruire.*
chere, chiere, II, 18; V, 62, *visage, mine;* donner c. a, IX, 203, *faire bonne chère à.*
chevaulx, V, 97, *pl. de* chevel, *chevet, oreiller.*
chief (de chief en), VIII, 95, *d'un bout à l'autre.*
choiz (prendre en son), VIII, 24, *choisir.*
clanche, I, 294, *gauche, maladroit.*
cointoier, V, 30, *v.réfl., s'enorgueillir.*
compaigne, II, 3, *compagnie, cercle d'amis.*
comparer, IV, 36, *expier, être puni de.*
concordance, I, 584, *accord.*
concorder, I, 5, *v.réfl., s'accorder, tomber d'accord.*
confés, I, 397, *confesseur, saint.*
congnoissance, IV, 35, *reconnaissance, gratitude;* VIII, 14, *connaissances, instruction;* avoir c. de, I, 321, *être capable de, pouvoir;* reprendre c. a, IX, 146, *renouer des relations amicales avec.*
conjurer, I, 572, 576, *adresser à ses vassaux l'invitation dite* conjure *par laquelle ils étaient appelés à venir juger une affaire de leur compétence; convoquer.*
conquester, V, 76, *conquérir, gagner.*
conroy, X, 52, *état, extraction.*
conseil, III, 41, *avis, propos;* V, 63, *aide, secours.*
consistoire, I, 581, *assemblée.*
contenement, II, 57, *maintien, conduite; habileté, adresse.*
contraire (tourner au), V, 53, *être déçu;* a mon c., VII, 30, *dirigé contre moi.*
contrester, I, 53, *résister, s'opposer.*
couchee, X, 54, *accouchée.*
coup (a un), VII, 123, *tout à coup, soudainement.*
courtil, II, *coupl. intercalé,* 3, *jardin de campagne.*
couvert, VI, 41, *caché.*
couvertement, VI, 22, *en secret, caché.*
couvrir, VIII, 58, *garder, cacher.*
cremu, III, 83, *craint, redouté.*
creveure, V, 96, *fente (obsc.).*

cruеusement, VII, 21, *cruellement.*
cure; avoir c. de, I, 172, 354, *convoiter;* metre sa c. a., I, 171, *avoir soin de.*
dangier, I, 556, *refus, résistance, difficulté;* V, 8, *caprice;* VIII, 25, *pouvoir, domination;* faire d. de, I, 482, *rebuter;* mener ses dangiers, II, 90, *faire imposer sa volonté.*
debat; metre d. a, I, 605, *s'opposer à.*
debatre, I, 353, *v.n., s'opposer.*
debouter, I, 431, *repousser, pousser.*
decevement, V, 14, *déception, tromperie, trahison.*
deduire, VI, 1, *v.réfl., se divertir.*
deffaire, IX, 54, *v.réfl., être dans son décours (en parlant de la lune).*
deffendre, IX, 12, *empêcher, priver de.*
defferrer, III, 88, *délivrer des fers.*
deffermer, III, 85, *v.réfl., délier les cordons de la bourse, être généreux.*
deffuler, I, 804, *ôter.*
delié, X, 56, *délicat, fin.*
delit, VII, 1; VIII, 134; IX, 77, *plaisir, joie, délice.*
delitable, IX, 208, *agréable, charmant.*
deliteus, VI, 7, *agréable, charmant.*
delivrer, *v.a.*, I, 421, 561, *rendre la sentence, le jugement à qn;* I, 574, *v.réfl., se dépêcher.*
demener, VII, 44, *témoigner de, montrer.*
demoustrement, *action de montrer, d'expliquer;* faire d. de, I, 905, *expliquer.*
demoustrer ses paroles, I, 834, *dire ce qu'on a à dire.*
denier, *voir* bourse.
deport, VI, 36, *manière d'être, conduite.*
deporter, VI, 1, *v.réfl., s'amuser.*
derriere (par), V, 65, *après.*
desconseiller, V, 108, *déconcerter, décourager, réduire au désespoir.*
desevrer, II, 173, *séparer, discerner.*
desolation, I, 188, *insolence, qualité mauvaise.*
despendre, III, 67, 82, *dépenser;* V, 88, *être supprimé, effacé, oublié.*
despens, V, 33, *dépense;* V, 85, *effort.*
despit, III, 31, *honte, humiliation.*
despit, V, 29, *méprisable, misérable.*
desposer, I, 697, *débrouiller, démêler.*
desserrer, III, 85, *v.réfl., desserrer les cordons de la bourse, être généreux;* III, 93, *v.a., dissiper, chasser, bannir, détruire.*
destourbé, I, 102, *contrarié, ennuyé.*
destourbier, I, 407, *gêne, empêchement.*
destrimens, I, 138, *p.-ê. faute pour* detrïemens, *retardement.*
destroit, I, 54; III, 70, *gêne, embarras.*
desvoier en, V, 32, *v.réfl., se fourvoyer dans, tomber dans.*
detry, VIII, 112, *délai, retard.*

deü (mal), IX, 140, *qu'on n'a pas mérité, injuste, inattendu, imprévu.*
devant (par), V, 65, *avant;* d. derriere, IX, 199, *à tort et à travers.*
devis (par), I, 149, *en bel ordre.*
deviser, VIII, 94, *exposer, raconter.*
devoir, II, 136, *dette.*
difference, IX, 196, *différend, querelle.*
digne, II, 116, *bon, utile, propre;* VI, 9, *magnifique, bien nourri.*
dileccion (en), II, 21, *à sa fantaisie, à son gré, comme il lui plaira.*
discerner, I, 653, *préciser, formuler;* I, 784, *juger, se prononcer.*
dispenser, III, 60, *dépenser.*
dit, I, 734, *chanson, poésie.*
doloir, X, 75, *souffrir.*
doubtance, I, 665, *hésitation.*
douloier, VII, 120, *se désoler.*
doulouser, VII, 18, *v.réfl., se désoler.*
doutable, I, 45, *redoutable, terrible.*
drap, X, 56, *vêtement, habit.*
drapel, II, *coupl. intercalé*, 11, *vêtement.*
droit, VIII, 48, *ce qui est l'habituel, le cas ordinaire;* aler parmi le d., III, 63, *aller droit au but.*
drüerie, II, 123, *amitié, tendresse.*
duine, IX, 41, *pour* dune (: une), *dune.*
duire, II, 163, *v.réfl., se conduire, se comporter.*
durer, IX, 119, *vivre.*
ecrevesse (: forteresse), IX, 63, *écrevisse.*
encliner, VII, 95, *se précipiter.*
endroit (cy), I, 271; III, 67, *ici.*
enferm, II, 116, *mauvais, malsain.*
engrant, VIII, 69, *désireux, soucieux.*
engravir, V, 71, *v.a., blâmer, reprocher.*
enquerre, I, 532, *rechercher, faire des recherches.*
enseigne, II, 10, *instruction; conduite.*
ensement, I, 283, 553, 757, 887; IV, 10, 49, 88, *pareillement.*
enserrer, III, 86, *v.réfl., resserrer les cordons de la bourse, être avare.*
ensruiné, III, 57, *appauvri, dépouillé.*
ente, I, 338, 829; X, 4, *arbre nouvellement greffé, arbre fruitier.*
entencion; venir a s'e., V, 47, *réaliser son intention, atteindre son but.*
entendant a, I, 488, *désireux de.*
entendement (mal), VIII, 9, *inattention, manque d'attention.*
entendeur, III, 113, *homme sage, sensé.*
entendre, VIII, 102, *attendre.*
entente, I, 136, *impression, conception;* VIII, 13, *attention, envie d'écouter, intérêt;* VIII, 145, *pensée, désir, effort.*
enteriner, I, 614, *accomplir.*
entier, I, 505, *vrai, véritable.*
entierement, I, 504, *loyalement.*
entillier, V, 101, *v.réfl., inventer, imaginer, démêler.*

entremés, III, 45, *entremise.*
entretenir, V, 116, *v.réfl., se tenir ensemble, entrelacés.*
enumbrer, I, 523, *v.réfl., s'incarner.*
errer, IX, 105, *marcher, voyager, aller.*
esbanoier, I, 724, *amuser, divertir.*
esbatement, II, 170, *divertissement.*
escïent (a mon), I, 693, *selon mon entendement, de mon mieux.*
esclarsir, IX, 154, *v.n., briller;* IX, 122, *v.réfl., devenir resplendissant, briller.*
escondit, I, 483, *excuse, prétexte.*
escout (avoir), I, 608, *être écouté.*
esforcier, X, 37, *violer.*
eslongier, I, 35, *éloigner, écarter.*
esmay, I, 406, *frayeur, crainte.*
esmeré, VIII, 138, *distingué, exquis.*
esmovoir, IX, 133, *v.a., exciter;* IX, 139, *v.réfl., se mettre en mouvement.*
espani, I, 313, *épanoui, adulte.*
espanni (*pour* espeni), X, 85, *expié.*
esparnir, I, 62, *faire épargner, faire pardonner, expier.*
especial, I, 158; IX, 169, *puissant.*
essavoir, *savoir, sagesse;* faire son e., V, 45, *faire de son mieux, faire tout son possible. Cf.* assavoir.
essillier, *v.a. exiler;* V, 97, *v.n., être exilé, disparaître, tomber.*
esso(i)ngne, I, 378, *affaire, circonstance;* II, 34, *embarras, souci.*
estable, III, 59, *étable.*
estat, III, 2, 94, *faculté, qualité.*
estature, I, 125, *élévation, structure.*
estendre, X, 56, *distribuer.*
ester (laissier), VII, 76, *laisser tranquille;* laire e. de, V, 73, *ne plus s'occuper de, cesser de parler de.*
estre, I, 712, *maison.*
estre (en), I, 612, *provenir.*
estudie, V, 1, *esprit, cœur.*
esveiller, V, 98, *s'agiter.*
etique, II, 112, *étisie, phtisie, langueur.*
eure (en l'), VIII, 89, *sur l'heure.*
eüreux (mal), IV, 62, *méchant.*
excence, IX, 194, *substance, nature.*
excuser; sanz e., I, 698, *franchement, sans réserve.*
exemplaire, I, 76; V, 52, *exemple;* I, 832, *image, représentation;* VII, 32, *exemple, avertissement.*
extrait, IX, 76, *descendu, originaire.*
façon, IV, 74, *création.*
failli, IX, 165, *sans force, sans vigueur, épuisé.*
faillir, IX, 24; VII, 132; II, 84, *finir, cesser;* IX, 72, 84, 85, *se faner;* IX, 92, 93, *manquer, réussir mal;* IX, 151, *décroître, être à son déclin (en parlant de la lune);* f. a, VI, 61, *quitter, abandonner.*
faire, IX, 54, *v.réfl., être dans son croissant (en parlant de la lune).*

fait, V, 99, *état;* II, 77, *juridiction, ressort.*
fanni, V, 68, *fané, décoloré, blême.*
faulte, IX, 88, *manquement, absence.*
fausir, II, 75, *manquer.*
ferir, VI, 51, 78; VII, 123, *frapper;* feste f., VII, 116, *jouer comme aux jours de grande fête.*
fermeure, I, 626, *porte.*
fie, IX, 13, *fois.*
fier, IX, 202, *hardi;* IX, 53, *terrible.*
fierour, IX, 50, *humeur fière et sauvage.*
fierté, IX, 43, 129, *violence.*
figure, I, 859, 893, *parabole, allégorie.*
figurer, IX, 5, *décrire, caractériser;* X, 15, *se figurer, se former l'idée de;* X, 28, *former.*
finement, I, 38, *véritablement.*
finir, IX, 152, *v.a., restaurer, rétablir.*
foier (: destourbier), I, 408, *probablement même signification que* fouer, *creuser, labourer avec le hoyau, bêcher.*
foiz (a la), V, 53, *parfois.*
forser, I, 323, *frayer (en parlant des poissons).*
fort, I, 576, *brusquement.*
fortune, IX, 38, *malheur.*
fouir, I, 404, *déterrer.*
fourfaiture, II, 79, *crime.*
fournir, VIII, 57, *exécuter;* furni de, V, 18, *combiné avec.*
foy, I, 573, *absol., par la foi;* par vo f., I, 601, *pour tout de bon;* par la f. que doy mi, VII, 40, *certainement, ma foi!*
franchise, I, 167, *noblesse de caractère.*
frire, VII, 53, *frissonner, trembler.*
fuerre, *paille, chaume;* faire f. de son avoir, V, 104, *gaspiller son argent, le réduire à rien.*
furni, *voir* fournir.
gaignier, I, 304, 461, *v.a., donner à manger à, nourrir.*
garder, VII, 122, *voir, prévoir, connaître.*
gendre, IX, 75, *rejeton.*
generaument, I, 319, *tous ensemble.*
gent, III, 59, *gens de service, domestiques.*
gimple, VIII, 62, *sorte de coiffure.*
glai, II, 125, *glaïeul.*
gloser, III, 43, *examiner, expliquer.*
gouverner, I, 312, 344, 376, 462, 745, 897, *entretenir, nourrir.*
grant, I, 922, *long, de longue durée.*
grant, *taille, grandeur;* d'un gr., I, 238, *de même grandeur, de la même taille.*
grever, VI, 52, *blesser;* VI, 71, 74, *nuire à.*
greveux, I, 85, *lourd, pénible.*
guenchir, VII, 114, *se tourner.*
hardement, II, 52, *hardiesse, audace.*
haussaige, IX, 101, *orgueil, arrogance.*
hoe, II, 139, *oie.*
honneur, I, 598, *magnificence, pompe.*
hoquet, II, 99, *terme de jurisprudence, objection, difficulté, chicane.*

hostage, II, *coupl. intercalé*, 12, *demeure.*
housel, II, *coupl. intercalé*, 10, *houseau, sorte de haute guêtre de toile ou de cuir formant botte.*
illec, V, 115, *là; alors.*
imaginer; imaige, *voir* ymaginer, ymaige.
incarnation (batre l'), V, 46, *chair (sens obscène). Cf.* creveure *et* qualité.
istoire, I, 152, *tableau, décor.*
ja, I, 352, *maintenant.*
jamais jour, VI, 61, *jamais.*
jeu, VII, 4, 128, *ébat, divertissement; goût pour s'ébattre, pour se divertir.*
joli, IX, 74, *brave, loyal.*
jouer, VI, 2, *se divertir; chanter.*
jouvent, IV, 50, *gaîté, divertissement.*
joye, V, 27, *jouissance.*
joyel, V, 74, *joyeux; celui qui jouit des voluptés de l'amour.*
jugier, II, 111, *faculté de juger, d'apprécier, de voir.*
justement, I, 689, *sincèrement, tout droit.*
justicier, VIII, 26, *dominer.*
lait, V, 59, *honte, outrage, injure.*
lanier, VIII, 56, *lâche, couard.*
laydure, I, 765, *préjudice, détérioration.*
lés, *côté;* a touz l., I, 856, *de tous côtés;* de l., I, 192, *à côté de.*
lever, IX, 114, *s'élever, se relever.*
li, *voir* ens.
lïement, I, 766, 775, *gracieusement, avec douceur.*
ligier, I, 297, *dispos, agile.*
longe, IX, 99, *rêne, guide.*
loer, I, 622, *conseiller.*
los, II, 54, *louange, honneur.*
lours, V, 110, *c. suj.sg., lourd, grossier, bestial.*
loy, I, 645; IV, 32, *religion.*
luyte, V, 117, *accouplement.*
main, VIII, 27, *matin.*
mainaige (: labourage), II,*coupl. intercalé*, 5, *ménage.*
maintenant, I, 356, *immédiatement, tout à l'heure.*
maintenir, V, 11, *s'occuper de, avoir affaire à;* VIII, 154, *se comporter.*
majour, III, 117; IV, 119, *grand, magnifique.*
mais, IX, 25, 141, 166, 201, *plus;* mais que, V, 50, *pourvu que;* a touz jours m., VIII, 147, *pour toujours, à jamais.*
maisnee, II, 83, *serviteurs, domestiques, gens de la maison.*
maistrie, II, 58; III, 16, *puissance, force.*
mal, VII, 108, *redoutable.*
malparlier, VI, 50, *médisant.*
manier, II, 29, *souple, habile.*
maniere, V, 61, *modération, mesure.*
mat, VIII, 136, *accablé, affligé.*
mataburne, IX, 40, *pour* matabrune (: une), *qui obscurcit la brune, qui augmente, redouble la brune* (*cf.* mater, *v.réfl., s'obscurcir*). *Le mot n'est pas dans les dictionnaires.*
matiere, II, 11, *propriété, bien.*
matir, I, 649, *mater, dompter.*
medicine, II, 114, *remède, médicament;* IX, 10, *santé, salut.*
memoire, I, 582, *pensée.*
mendre, IX, 78, *moindre.*

merelle, II, 107, *sorte de jeu qu'on jouait avec des disques, semblables au jeu de dames.*
meserrer, X, 76, *s'écarter du devoir, mal agir.*
meslee, VII, 89, *accord, ensemble.*
mesler a, VI, 63, *brouiller qn avec qn.*
mesprendre; sans m., IX, 80, *certainement.*
mestier, I, 562; IV, 21, *besoin, nécessité;* I, 723, *office, art des jongleurs et des ménestrels.*
metre, V, 34, *mettre en jeu, risquer.*
mirer, X, 21, *v.réfl., réfléchir, fixer sa pensée.*
molester, V, 74, *blâmer.*
moralité, *bon sens;* par m., I, 840, *raisonnablement, judicieusement.*
mors, *part. passé de* mordre, VII, 56, 126, *tourmenté.*
morsure, II, 44, *blessure, affliction.*
moyenner, I, 494, *influencer, régler.*
mu, I, 309, *muet.*
mucier, VI, 78, *cacher.*
müel, I, 295, *muet.*
navel, II, *coupl. intercalé,* 3, *navet.*
naissance, IX, 28, *commencement; impulsion, force;* IX, 149, *existence.*
né, VII, 23, *existant, au monde.*
norresson, IV, 77, *nourriture.*
obligier, I, 604, *engager, donner en garantie de l'exécution d'une convention.*
ochoison, IV, 73; VII, 43, 134, *cause, motif.*
odorable, VI, 7, *parfumé, qui sent bon.*
oeuvre, IX, 21, *état des choses;* I, 494, *manière d'agir.*
oppinion, IV, 97, *renom.*
orains, I, 830, *tantôt, il y a peu de temps.*
orde, VIII, 150, *ordre, règle; cf.* ordre.
ordonnance, I, 278, *décision, jugement;* IX, 156, *ordre, règlement;* IV, 34, *arrangement, disposition;* I, 322, *espèce, genre.*
ordonner, I, 580, 641, *décider;* I, 697, *nommer, désigner;* I, 350, *juger;* I, 707, *rendre (en parlant d'un jugement);* I, 194, 638, 746, *guider, gouverner, diriger;* I, 510; IV, 48, 111, *façonner, créer.*
ordre (d'ordre en), I, 149, *se suivant l'un après l'autre; cf.* orde.
orendroit, I, 258, *naguère;* II, 86, *maintenant.*
oresendroit, VI, 82, *maintenant.*
orine, II, 111, *urine.*
ort, IV, 82, *sale.*
ottroier, I, 932, *accorder;* V, 83, *permettre.*
oublif, X, 14, *oublieux.*
ouvrer, I, 539; II, 78; V, 90; IX, 47, *opérer, agir.*
palle (*pour* paile), VII, 105, *riche drap d'or ou de soie rayée.*
paré, I, 372, *achevé, accompli, parfait.*
parlement (faire), IV, 86; VI, 81, *parler.*
parquerir, V, 39, *rechercher avec soin, chercher à atteindre.*
parti, I, 240, *part. passé, miparti, rayé.*
partir, I, 166, *juger.*

pasture, I, 332, *pâturage.*
payennie, II, 59, *terre des païens, des Sarrasins.*
pelé, I, 292, *garni de poils, poilu.*
penance, I, 867, *pénitence.*
percin, IX, 86, *probablement bleuet* (*cf. vaud.* fl'u perša, *bleuet*).
peresse, I, 64, *paresse.*
pers, I, 184, *livide* (*selon* Godefroy), *couleur intermédiaire entre le vert et le bleu* (*selon* Larousse); *étoffe de cette couleur.*
pesant, VIII, 136, *affligé, chagriné.*
peuture, I, 331, *nourriture.*
phisicïen, II, 109, *médecin.*
phisique, II, 30, *médecine;* II, 110, *art de guérir, habileté dans cet art.*
piteux, III, 10, *compatissant.*
plain (a), VI, 78, *pleinement, vigoureusement;* II, 161; IX, 187, *en abondance, abondamment.*
plaisance; prendre en p., I, 27, *prendre en gré.*
plait, II, 48, *parole, discussion, objection;* II, 105, *procès, jugement, querelle;* V, 55, *dessein, action;* V, 10, *plaidoyer; thèse;* II, 100; III, 40, *tribunal, assises.*
planté, II, 87, 135, 151, *abondance, grande quantité.*
plorison, VII, 11, *pleurs.*
plouvier, II, 92. *pluvier.*
point, VII, 144, *fait, circonstance;* tout a p., VI, 28, *exactement.*
pointure, IX, 179, 181, *dignité.*
poison, IV, 81, *breuvage, boisson.*
poix, I, 78; (: loix < l e g e s), *poids; importance, l'essentiel.*
poli, II, 128, *élégant, gracieux.*
pou; a pou que, VII, 101, *peu s'en faut que.*
pour ce se, IV, 85, *quand bien même, bien que.*
pourposer, III, 44, *avancer, exposer, soutenir. Cf.* proposer.
pourtraire, I, 230, IV, 29, *former, façonner;* I, 142, *représenter, peindre.*
pourtraiture, I, 126, 861, *image.*
pourveance, V, 64, *mesure de précaution.*
pourveïr, IV, 10, *protéger, prendre soin de.*
povrement, IV, 57, *rarement.*
prael, II, 15; prayel, I, 361, *pré.*
prari, I, 328, *prairie.*
premerain, IX, 183, *premier.*
prïere (faillir a sa), V, 69, *prier en vain.*
principal, IX, 180, *le premier dépositaire, le premier détenteur.*
principalment, I, 123, *princièrement.*
principel, I, 385, *princier; puissant, grand.*
privé, I, 315, *apprivoisé.*
privee, V, 19, *chose secrète, intimité.*
probacion, *preuve;* par certaine p., I, 334, *par des raisons probantes.*
prometre, VII, 133, *exposer, expliquer.*
propos (en ce), I, 917, *à ce propos, au même instant.*
proposer, I, 271, 451, 533,

avancer, exposer, soutenir. Cf. pourposer.

proprement, I, 776, 852, *exactement;* I, 881, 895, *réellement;* IX, 4, *spécialement.*

prouvende, II, 88, *prébende.*

puiscedi, IX, 203, *dorénavant.*

puis que, III, 19; V, 66, *depuis que, après que;* p. cecy, VII, 138, *après, plus tard.*

qualité, (Qui a batu la — De ce tantelet de creveure), V, 95, *sens obscène.*

que, p a s s i m, *car;* que . . . . et, IV, 66, *et . . . . et.*

qui, I, 139, *si l'on;* par qui, IX, 84, *par quoi.*

radressier, X, 24, *reconduire, redresser.*

raison, I, 793, *raisonnement, pensée;* VIII, 64, *langage.*

ramembrance, I, 684, *souvenir.*

ramentevoir, I, 491, *rappeler.*

ravoir, VIII, 152, *racheter, délivrer.*

reclain, II, 168, *recours, refuge.*

reçoivre a merci, V, 75, *exaucer.*

recopper, VIII, 4, *interrompre.*

recorder, I, 1, 12, 94, 103, 152, 154, 791, 845, *raconter;* I, 146, 227, *décrire;* I, 15, *confirmer, approuver, trouver vrai.*

recorre; requeure, *1re p.prés. subj.*, I, 464, *avoir recours.*

recort, I, 4, 922, *récit.*

recouvrance, V, 36, *possibilité de recouvrer, compensation.*

recouvrer, I, 524, *se revêtir de.*

reffroidier, VIII, 45, *calmer.*

reffus, VII, 130, *réprouvé, damné.*

region; seyans par grandes regions, I, 233, *rangés en longues files;* par regions, I, 863, *en files.*

regnable, II, 68, *raisonnable, juste, convenable.*

remanoir, VIII, 90, *demeurer, rester.*

remirer, VII, 57; X, 47, *regarder.*

remirer, VI, 8, *regard.*

remors, II, 149, *tourment.*

remplaige, V, 128, *ce qui sert à remplir, remplissage.*

renoier, III, 106, *refuser de recevoir, n'en vouloir pas.*

repairier, III, 15, *habiter, séjourner;* VIII, 110, *retourner.*

reparer, I, 398, *parer, orner.*

reponniaux (a), V, 111, *en cachette, secrètement.*

repus, III, 75, *part. passé de* repondre, *cacher.*

requerre, V, 107, *chercher, rechercher.*

requeure, *voir* recorre.

resgarder a, VI, 69, *avoir égard à, être en garde contre.*

retour, VIII, 29, *pensée.*

retraire, VIII, 141, *retirer, éloigner;* I, 75, *v.réfl.*; V, 60, *se retirer, se détourner;* r. de, VII, 35, *v.réfl., se dérober à, se refuser à;* II, 38, *raconter.*

reva, I, 401, *3e p. prés. de* raler, *retourner.*

reveller, IX, 192, *se rebeller; se livrer à une joie bruyante, à de vifs ébats.*

richesse, IV, 102, *puissance.*

ruire, IX, 35, *rugir; siffler (en parlant d'une flèche).*

ruste, VIII, 16, *rude, grossier.*

sade, I, 774, *doux, agréable.*

saisir de, I, 526, *mettre en possession de.*

saison (estre en), VII, 48, *être à propos.*
sandaulx, V, 98, *pl. de* sandal, cendal, *étoffe légère de soie.*
saoul, II, 165, *rassasié.*
sauveté, II, 72, *salut.*
seans (estre), I, 871, *se trouver;* bien seant, I, 675, *beau; qui a le poids.*
semblance, IV, 30, *apparence, image;* VI, 6, *aspect, forme.*
semblant, VI, 31, 76, *mine, physionomie;* IV, 120, *face, visage;* VI, 36, *manière d'être, conduite.*
sen, I, 350, *bon sens;* I, 277, *faculté, pouvoir. Cf.* sens.
sencement, I, 24, 305, 320, *bon sens, intelligence, faculté.*
sens, V, 38, *sagacité, ruse. Cf.* sen.
sensiblement, I, 306, *sagement, raisonnablement.*
si, VII, 76; X, 12, *cependant, pourtant;* et si, VI, 45, *et pourtant, néanmoins.*
siques, VIII, 146, *ainsi.*
solacier, IV, 16, *distraire, réjouir.*
sonoiz (en), III, 74, *en cachette, hors du mariage, illégitime.*
sotie, II, 22, *sottise, plaisanterie.*
souffissance, I, 667, *contentement, satisfaction;* prendre en joyeuse s., I, 28, *prendre plaisir à, se délecter à.*
souffissant, VIII, 22, *éminent.*
soutif, I, 285, *habile, adroit, avisé.*
souvenir, IX, 124, *subvenir, aider.*
substance, IV, 27, 42, *subsistance.*
suppellatif, IX, 157, *le plus puissant, le plus fort, maître absolu, souverain.*
taille, VI, 53, *tranchant d'une épée.*
tams, VIII, 42, *de* tant, *fois.*
tant (a), VII, 76; VIII, 76, *alors, à ce moment;* III, 119; VI, 88, *maintenant;* t. par, I, 872, *tellement;* t. que, I, 632; V, 24, 58; jusques a t. que, I, 819, *jusqu'à ce que.*
tantelet, V, 96, *toute petite quantité; chose futile.*
tantost, I, 268, 489; VII, 12, *aussitôt.*
tempester, V, 81, *s'agiter furieusement;* IX, 115, *v.a., renverser, jeter à terre.*
temprer, X, 61, *dans un passage obscur.*
tendre, *voir* caure.
tendre a, IX, 79, *pousser à, porter à.*
tenir, IX, 129, *retenir, tenir en respect;* IX, 45, *retenir, garder;* t. de, IX, 150, *s'en tenir à, se tenir au parti de.*
tesmoingnage, IX, 105.
tesmoingnier, I, 21, *v.a., rendre digne de foi, prouver la véracité de.*
testamenteur, III, 110, *personne chargée de l'établissement d'un testament;* III, 109, *pour* teste a menteur, *tête à menteur, personne fausse.*
tez (: aprez), VI, 55, *crâne* (= *fr. mod.* têt *ou* test).
theche, IV, 104, *tache, défaut.*
thifique, II, 113, *typhus, diarrhée.*
toldre, V, 48, *enlever, ravir, supprimer.*

tour, III, 28, *procédé;* VIII, 66, *artifice.*
tourner a, V, 59, *se changer en.*
tout (du), I, 682; II, 30; III, 37, *tout à fait, complètement.*
traire, IX, 35, 51, 130, *tirer, lancer;* VII, 54, *extraire, faire sortir;* t. sur, I, 143, *tirer sur (en parlant des couleurs);* V, 50, *venir, arriver;* V, 132; VIII, 89, *atteindre, toucher.*
trait, IV, 33, *attrait.*
trametre, V, 70, *envoyer, accorder.*
tresmüer, I, 764, *changer, s'altérer.*
tressaille, VII, 101, *prés. du subj. de* tresaler, *s'évanouir, se pâmer.*
trestout; si t. que, I, 670, *dès que.*
trop, VI, 57, *bien, beaucoup.*
trou, V, 127, *ici: parties de la femme.*
trumel, V, 116, *jambe.*
umbraige, IX, 97, *obscurité, préjudice, malheur.*
usage, II, *coupl. intercalé,* 1, *manière.*
user, X, 44, *v. réfl., se conduire, se comporter.*
uy a demain (d'), II, 160, *qui dure jusqu'au matin, qui se prolonge pendant toute la nuit.*
vaillant, I, 809, *de grande valeur, d'un haut mérite, doué de grandes qualités.*
valour, IV, III, *bien, salut.*
variance, I, 88, *égarement, insouciance, étourderie.*
vayne, IV, 79, *idée, impulsion, envie.*
vertu, I, 380, 614, 629, 649, 677, 683, 878; IV, 4; IX, 162, *puissance, force;* I, 854; IV, 80, *merveille;* IV, 38, *faculté.*
vertueux, I, 359; III, 3, 38; IV, 65, *fort, vigoureux, puissant;* estre v. d'amis, I, 49, *avoir de puissants amis.*
vesteüre, II, 82, *vêtement.*
viser, I, 409, *voir, examiner, réfléchir.*
vist (se), I, 676, *3e p. prés. de* vivre, *v. réfl., vivre, subsister.*
vivre; garder ses vivres, I, 673, *vivre, exister.*
voir, I, 410, *vrai.*
voir, VI, 83; VIII, 70, *vérité;* V, 40, *franchise, sincérité;* dire son v. de, I, 661, *dire son avis de;* X, 43, faire cognoistre v. a, *apprendre la vérité à qn.*
voire, VIII, 42, *oui, certainement.*
ymaginer, I, 289, *sculpter, former.*
ymaige eslevé, I, 232, *sculpture.*

Holger Petersen Dyggve

Frz. *voter socialiste*

In dem Wahlmanifest der sozialistischen Arbeiterpartei Frankreichs (S.F.I.O., gezeichnet Léon Blum et Paul Faure), das der *Temps* vom 6. April 1936 abdruckt, steht sechsmal der Satz: *Il faut voter socialiste* statt *voter pour le parti socialiste.* Dass diese Kürzung eine Sprachneuerung ist, ersieht man aus dem kritischen Leitartikel über Innenpolitik auf der ersten Seite derselben Nummer, wo zu diesem Manifest Stellung genommen wird: da steht denn *voter »socialiste»* — mit kritisch distanzierenden Anführungszeichen. Paul Faure erklärt nach dem zweiten Wahlgang, am 3. 5. 1936, im *Populaire* (nach dem *Temps* vom 5. 5.): »La France a voté socialiste», die Zeitung »Œuvre» (nach dem *Temps* vom 12. 5. 1936) schreibt: »Ils (eineinhalb Millionen Franzosen) ont voté 'communiste' comme ils auraient voté 'radical' ou 'socialiste', par discipline, par enthousiasme». Und wie immer eine Parteiparole von der anderen, oft feindlichen *nachahmend überboten* wird, stellt sich nun ein *voter national* als Gegenstoss der Union nationale gegen das *votez socialiste* ein (mit Anführungszeichen gebrauchte Wendung im Leitartikel über Innenpolitik des *Temps* vom 26. 4. 1936). Und in denselben Gedankenkreis gehört *penser »national»* in einem vom Temps am 29. 4. wiedergegebenen Artikel des *Matin.* De Kérillis im *Echo de Paris* (nach *Temps* vom 6. 5.) schreibt: »Le pays a voté 'front populaire'» (mit den Anführungszeichen der gegnerischen Stellungsnahme.) Wladimir d'Ormesson in einem Artikel des *Temps* vom 16. 5. 1936, betitelt »La victoire du fascisme», meint damit den Wahlsieg der Linken in Frankreich: »Les électeurs ont grossi les rangs du »Front commun», ont bel et bien 'voté fascisme' — sans le savoir». Im Ganzen hat man also den Eindruck, dass die Neuerung in den Linkskreisen entstanden ist und sich ausbreitet, während die Parallelbildungen der Rechtskreise bloss eine ironische Antwort bedeuten. Die Wendung ist noch voll vom Enthusiasmus des Wahlkampfs erfüllt, resp. von der Ironie der Gegner, sie ist noch augenblicklich weit entfernt

von grammatischer Objektivität — es grammatikalisiert sich nur das Ungefühlte. Die Wendung scheint auch *gesprochen* zu werden, so legt Louis de Vienne im *Temps* vom 23. 5. ein »j'ai voté Front populaire» einem dieser Wähler in den Mund. — Was bezweckt diese Neuerung?

Letzlich ist wohl *parler français* und dgl. Vorbild: ich habe Ztschr. f. rom. Phil. 50, 543 und 53, 618 schon darauf hingewiesen, dass dieses heute adverbial gefasste *francais* ursprünglich Inhaltsobjekt war ('Französisches sprechen', vgl. *magnum clamare = parler haut, to speak loud, laut sprechen usw.*). »Was ursprünglich nur Inhalt des Sprechens war, ist zur Form des Sprechens geworden, weil eben eine Sprache nicht bloss ein anzueignendes Wortmaterial, sondern Wesensausdruck ist: Der Übergang von Substantiv zu Adverb (bei dem Verb des Sprechens) spiegelt das Doppelwesen menschlicher Sprache: Mitteilung und Ausdruck». Wenn aber Französischsprechen Wesensausdruck geworden ist, so ist dies (gerade-) Französisch-Sprechen eine selbstverständlich-organische Äusserung des französischen Menschen: so erhält . . . *français* die Bedeutungsnuance 'das dem Franzosen kongenitale, kongeniale Idiom reden': mit . . . *français* ist ein 'ich kann nicht anders' gegeben. Damit sind zwei Abzweigungsmöglichkeiten geschaffen:

1) Variation des Objekts oder Adverbiums bei *parler*, wenn man ein organisches Sprechen meint,

2) Variation des Verbs, wenn man ein inniges Verhältnis zu Französischem bezeichnen will.

Zu 1) ist der Typus *parler affaires, parler politique* zu zitieren. Condillac (s. Littré s.v. *parler* 27°) sagt schon: »Parler affaires, c'est en faire son unique objet; au lieu que parler d'affaires n'exclut pas tout autre objet dont on voudrait parler par occasion» — *parler affaires* scheint den Gesprächs*inhalt*, nicht die Sprechweise auszudrücken, in Wirklichkeit ist doch nicht nur das Thema, sondern die Modalität des Sprechens ausgedrückt, und eben dies 'Nicht anders können' stammt von der Leitverbindung, dem 'chef de file' *parler français*, dem Typus organischen Sprechens, her. Thibaudet schreibt in

NRF. 32, S. 999: »Gide a 'conclu' politiquement (au communisme), plutôt qu'il ne s'est 'converti' religieusement. Il serait absurde de parler ici Chateaubriand, Claudel ou Rivière. On doit parler Barrès et France . . . Le curieux c'est que Barrès parlait presque de France comme notre jeune Gidien parle de Barrès». *Parler Chateaubriand . . . Barrès* heisst hier 'in der Atmosphäre, in dem Gefühlskreis, der durch Ch., . . . B. . . . bezeichnet ist, sprechen' es ist eine Modalität des Sprechens, während *parler de France, de Barrès* wählbare oder auch nicht gewählte Gesprächsthemen angibt. Dieses *parler Ch., B.* ist schon sehr nahe einem *penser Ch., B.*, d. h. 'sprechen' ist nur mehr Metapher für 'auf bestimmte Art denken, fühlen', was dem Eindringen von *penser*, worüber wir unter 2) reden werden, den Weg bereitet. Vgl. noch A. Siegfried, Préface S. IX zu A. Philip, »Le problème ouvrier aux États-Unis»: »L'atmosphère bostonienne d'Emerson s'éclaire par le romantisme et parle protestantisme libéral de 1848» — »protestantisme libéral de 1848» ist eine 'Sprache' der Atmosphäre, d. h. eine Denkweise, Äusserungsweise dieses 'Klimas'. Das Deutsche behilft sich, um *parler France — parler de France* wiederzugeben, etwa mit dem Unterschied zwischen Ausdrucksweisen vom Typus *von Gott* und *über Gott reden*; der protestantische Theologe Bultmann fragt: »Welchen Sinn hat es, von Gott zu reden?» und in der Frankfurter Zeitung wird sein Anliegen so kommentiert: »Von Gott reden kann nicht heissen 'über Gott reden', denn damit stellt sich der Redende ausserhalb der tatsächlichen Wirklichkeit seiner Existenz, mithin ausserhalb Gottes, und redet von allem anderen als von Gott. Von Gott reden kann der Mensch nur, indem er über sich selber redet, das heisst aber nicht von seinem Erleben und inneren Leben, sondern von seiner Existenz, sofern sie unter dem Anspruch Gottes steht, der jede Neutralität gegenüber Gott ausschliesst.» Das Deutsche *von* hat offenbar ein wenig die genetisch-organische Bedeutung ('von Gott her reden'), die man bei existentiellem Reden von Gott oder besser Bekennen, Bezeugen Gottes braucht: bezeichnenderweise wählen wir auch transitive Verben

(*Gott bekennen*) zur Umschreibung, weil der Zusammenhang von Verb und Akkusativobjekt der grammatikalisch innigste ist. Ich habe a. a. O. schon darauf hingewiesen, dass in *parler Vaugelas, parler cheval, parler phébus* — *Parodien* dieses organischen Redens vorliegen: 'nach Art von Vaugelas reden (als ob das das einzig mögliche Französisch wäre)' 'von Pferden reden (als ob das das einzige, dem Menschen zugeordnete Gespräch wäre)': gerade die Parodie bestätigt die Tönung der Urwendung (*parler cheval* mit seinem Singular schliesst auch grammatisch an *parler français* an).

2) Statt *parler* werden andere Verben gewählt, die ein besonders organisches Verhalten zu Französischem bezeichnen, vor allem *penser*; der Exminister Laval sagt (nach dem *Temps* vom 15. 4. 1936): »Parce que je pense français, je trouve naturel que de l'autre côté de la Manche on pense anglais» — das Wort 'naturel' unterstreicht das Organische dieser Neubildung: *je pense français* heisst: 'ich denke so natürlich, so spontan auf französische Art, wie ich diese Sprache spreche'. Louis Marin, Angehöriger der Partei der Union Nationale (*Temps* vom 25. 4. 1936), sagt in einer Wahlrede: »Français, pensez et vibrez français . . . votez contre le Front moscoutaire, si faussement appelé populaire. Votez pour la France» — man sieht wie *pensez français* ein *vibrez français* nach sich zieht. Das oben erwähnte *penser national* kann auch an *voter national* anschliessen.

Und nun kann noch eine d r i t t e Möglichkeit eintreten: das Schema *parler français* a l l e i n bleibt, b e i d e (Wort-) Elemente wechseln, mit dem Schema ist aber die Nuance des Organischen erhalten, d. h. wir wohnen der Erhaltung der stilistischen Konstanz eines syntaktischen Gefühles bei wechselndem Wortinhalt bei, was für die Autonomie der Syntax (und der Stilistik) ein machtvolles Argument ist: *penser* wird so zu einer Tributärform von *parler*; Thibaudet, NRF. 1930 S. 399:

»1830 n'est pas seulement l'année où l'on se bat à Hernani et où l'on pense classique et romantique, mais celle où l'on se bat sur les barricades, où la vie politique va . . . penser et vivre »résistance» et »mouvement»,

das *vivre* weist auf das Organische dieses Gedankens hin.

F. Bertaux, Panorama de la littérature allemande contemporaine (1930) S. 149:

»Heinrich et Thomas Mann pensent pour le peuple . . . Mais, à la différence d'un Dehmel par exemple, il ne pense pas peuple»,

penser peuple ist organisches Denken, bei dem der Denkende mit dem Volke eins ist, ihm inne ist, während die Brüder Mann als demokratische Aristokraten der Literatur ausserhalb des Volkes stehen, dem Volke sich annähern, ohne 'es' zu sein.

Die folgende Notiz der Frankfurter Zeitung (»Berliner Notizen» vom 16. 3. 1934) scheint einen Gallizismus zu enthalten:

»Von Wien weiss Carmine Gallone, der Regisseur dieses Films (»ein Mädel aus Wien») nicht viel. E r f ü h l t a u c h n i c h t 'W i e n' — die Wiener Walzer lösen sich in Synkopen auf».

Gemeint ist, wie die Anführungszeichen zeigen, 'die Atmosphäre Wiens': *er fühlt nicht wienerisch* würde bloss etwas über die Modalität aussagen, das organische Mitfühlen, In-sich-haben der Atmosphäre verschweigen. Ein französisches Vorbild hierzu (ich meine natürlich nur den T y p u s der Ausdrucksweise) steht etwa im *Temps* vom 16. 5. 1936 in dem Feuilleton des Musikkritikers: »Chopin n'a pas *pensé* la Pologne héroïque plus qu'il ne l'a vécue et qu'il ne l'a vue» (*pensé* ist kursiv gedruckt): das innere Objekt (*vivre la Pologne, penser la Pologne* nach *vivre une vie, penser une pensée*) ist Ausdruck einer inneren, organischen Seelenhaltung.

Jetzt verstehen wir *voter socialiste*, das mit deutschem *sozialistisch* (*rot*), *Zentrum* (*schwarz*) *wählen* usw. wohl nicht unmittelbar zu tun hat: im Deutschen ist das Adverbium von jedem Adjektiv bildbar, was bekanntlich im Romanischen nicht möglich ist; eben deshalb hat *sozialistisch wählen* nicht die Eindruckskraft von *voter socialiste*; es handelt sich hier sozusagen um eine Herzenswahl, um ein So-Müssen-und-nicht-anders-Können (*il faut!*), um eine als organisch empfundene oder hingestellte Wahl: so natürlich der Franzose französisch spricht, soll er sozialistisch wählen!

Man sieht, wie Französisch die Sprache der kleinen, aber ausdrucksvollen Schritte ist: dadurch, dass diese Sprache bis ins Kleinste grammatisch geregelt, festgelegt, abgezirkt ist, wird auch jede kleine Veränderung um so bedeutsamer: es ist die Sprache, in der die Stilforschung am meisten zu tun hat, weil sie alle Abweichungen von einem festen System makroskopieren kann. Wo allzu grosse Freiheit herrscht, ist die Ausdrucksfähigkeit geringer — und die Beobachtbarkeit der Abweichungen ebenfalls!

Es fragt sich noch, ob das Französische ganz aus sich selbst heraus, also vom Vorbild von *parler français* aus, wie eben geschildert, zu *voter socialiste* gelangt ist oder ob ausländische Vorbilder in Frage stehen[1]: bei einer bewusst internationalen Partei wie der sozialistischen ist Beeinflussung von deutschem *sozialistisch wählen* — in einem Augenblick allerdings, wo diese Wendung in Deutschland selbst unmöglich ist, das nur eine Einheitspartei, ja nur *einen* Kandidaten kennt (Reichstagswahl März 1936) — nicht ausgeschlossen: Ich finde im *Temps* vom 1. 5. 1936 ein *voter rouge*, das doch offenbar von deutsch *rot wählen* stammen muss. Ebenso *voter »à gauche«* im *Temps* vom 30. 5. neben *voter »gauche«*, *voter »droite«* (ebenda), dtsch. *links wählen* usw. entsprechend.

Ferner fragt sich, wie weit englische Konstruktionen wie *buy British!* eingewirkt haben, die in Lehnübersetzungen auch diesseits des Kanals erschienen: *achetez français!*, gelegentliches *Kauft deutsch!* neben *Kauft deutsche Ware!* (hier als Propagandamittel gemeint gegen Einkauf in jüdischen Geschäften, also als positiver Gegenruf zu *kauft keine Judenware!*).

[1] Es gibt etwas wie politische Lehnschlagwörter: z. B. war unter dem Ministerium Laval in Frankreich: »*Lavalisons!*« die Devise der das Programm Lavals unterstützenden Parteien. Dieses elegante Schlagwort, mit der gedrungenen Kürze, die dem Französischen eigen ist — man hat oft die unübersetzbare Kürze des Lustspieltitels: »*Divorçons!*« hervorgehoben —, ist dennoch wohl nach dem amerikanischen Brauch der Ableitungen auf *-ize* von Politikernamen (*to hooverize, to bryanize, to fletcherize*, vgl. Mencken-Spiess, Die amerikanische Sprache S. 81) gebildet.

Achetez français! ist auch in Frankreich ein geläufiger Kampfruf auf Anschlagssäulen und ein französischer Jurist, den ich hier befragen konnte, hat mir erzählt, er habe im Pariser Métro die beiden Anschläge *votez socialiste!* und *achetez francais!* unmittelbar nacheinander gesehen und sich spontan den ersten als Derivat vom zweiten erklärt. *Buy English! sell English!* (letzteres seltener) sind selbst ausgezeichnete Parallelen zu *penser classique, voter socialiste* usw.: man kann in der Schrift von Chr. Eckert, »Englands Aufstieg und Gefährdung in der Weltwirtschaft», 2. Auflage 1932, S. 52 ff. nachlesen, aus welchen Gründen England ab 1931 vom traditionellen Freihandel zur Einfuhrbeschränkung zwecks Ausgleich der ungünstigen Zahlungsbilanz übergegangen ist und den Wert des inneren Marktes erkannt hat und wie die britische Regierung den Feldzug mit obigen zwei Schlachtrufen, »die nationale Mobilmachung der Verbraucher gegen Auslandswaren», die »Entfachung von Volksbewegungen zum Verruf, zur Ächtung fremdländischer Güter auf Kosten der patriotischen Käufer» angestrebt hat im Zusammenhang mit dem Umbau des Weltreiches zu einer Art 'britischen Völkerbundes', zum British Commonwealth of Nations, der durch das Statut von Westminster 1931 und die Konferenz von Otawa 1932 besiegelt wird. Die nationalökonomische Umstellung geht also mit einer nationalen und politischen zusammen. Charlotte Leubuscher, »Liberalismus und Protektionismus in der englischen Wirtschaftspolitik nach dem Kriege» (Jena 1927) zeichnet S. 160 ff. die Entwicklung der imperialistischen Politik schon ab 1924 nach dem Scheitern der Zollpläne im Sinn der »Beeinflussung des englischen Konsumenten»: schon 1925 wurde ein »Imperial Economic Committee» gegründet, das einen Erziehungsfeldzug zur Steigerung des Absatzes von Empire-Produkten ins Werk setzen sollte. Sogar die Labour-Party entwickelt einen »Labour-Imperialismus»: sogar radikale Sozialisten schliessen sich den von den Konservativen beantragten imperialen Vorzugszöllen an mit Worten wie: »I am all out for cementing the British Empire» (S. 165). Damals ist aber offenbar das Schlagwort *buy British*

noch nicht ausgegeben worden: in dem Aufruf an die Arbeiter, der S. 162 wiedergegeben ist, steht: »buy *Empire produce* from Home and Overseas», der Stempelaufdruck der Post lautete: »British goods are best.» Man könnte annehmen, dass *buy British!* aus einem langeren Satz *buy British goods!* verkürzt ist, aber diese Verkürzung selbst ist nur möglich gewesen, wenn *buy British!* in dem Schema *speak English!* seinen Rückhalt finden konnte.[1] *Buy British!*, *sell British!* heisst nicht bloss '(Ver)kaufe britische Waren' (mit Inhaltsobjekt), sondern '(Ver)kaufe auf britische Art', wobei wohl an *to speak English*, *to feel english* angeknüpft und sowohl *speak* wie *English* ersetzt worden ist — genau Fall 3), den wir im Französischen beobachteten: *English* wich vor *British*, dem Ausdruck des neuen Reichsganzen, und Kauf und Verkauf wurden mit einer unwillkürlichen und organischen Lebensäusserung, wie es das Sprechen ist, metaphorisch verglichen. Die Ersetzung von *English* durch *British* will durch das Wort eine Realität antizipieren: denn ein *speak British!*, an das *buy* (*sell*) *british* anschliessen könnte, gibt es ja nicht: es soll ein grossbritischer Wirtschafts-

[1] Sicher ist, wie Freund Herbert Schöffler mir nahelegt, die Alliteration, »der Nerv von tausend Schlagworten im Englischen», bei der Schlagwortwirkung beteiligt. Er zitiert die witzige Alliterationsanpreisung einer Fahrradfirma:

If you are young
buy a bicycle,
If you are old
try a tricycle!

Auch die Schlagkraft von *B. P.* (Abkürzung für *British Petrol*, statt sonst gebrauchtem *oil*, cf. *Standard Oil Company*) beruht auf der Verwandtschaft der Labialen. Diese — echt germanische — Alliterationswirkung des englischen *buy British!* ist in den Lehnübersetzungen der anderen Sprache allerdings verloren gegangen. (W. Havers erwähnt in seinem Aufsatz der »Festschrift für Max Deutschbein» (1936) S. 8. eine ungedruckte Dissertation über »Alliteration im englischen Kulturleben unserer Zeit», Greifswald 1921).

nationalismus geschaffen werden, ein »britisches Reichsdenken» (K. Ehrke, »Die neueren Sprachen» 1930, S. 34 ff.). Der Blick wird von den materiellen Gütern ab- und auf die menschliche Verhaltungsweise hingelenkt, — gewiss ein sehr heuchlerischer Kunstgriff in einem Wirtschaftskampf, der sich ideologisch-moralische Rechtfertigungen zurechtmachte.

Ob von dieser Ideologisierung und 'Organisch-Darstellung' der verschiedensten Tätigkeiten aus auch *voter socialiste* beeinflusst ist, ob, konkreter gesprochen, die französischen Sozialisten mit dieser Wendung die politische Entscheidung mit der nationalen auf eine Stufe stellen wollen, wie die Engländer die ökonomische mit der nationalen? Jedenfalls ist unsere ganze Abhandlung ein Beitrag zur Gefühlsexpansion des Nationalen im 20. Jahrhundert, eine Bestätigung der Sperberschen Lehre, dass ein in einer Epoche besonders lebendiger Gefühlskomplex auch sprachlich expandiert, über die ursprünglichen Grenzen strebt und auf andere Gebiete übergreift. Wer schreibt uns die wahrhaft zeitgenössische linguistische Abhandlung - die notwendig eine *vergleichende* wäre — über die 'Spiegelung des Nationalen in den heutigen Nationalsprachen'?

L. Spitzer

Besprechungen

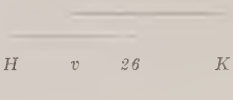
Tauno Nurmela, *Le sermon en vers* De la chasteé as nonains *de Gautier de Coinci*, publié d'après tous les manuscrits connus (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XXXVIII). Helsinki, 1937. 226 p. 8:o.

Le beau poème *De la chasteé as nonains*, dont on trouve ici une bonne édition, se termine par une reverdie pieuse que j'avais déjà imprimée, d'après un petit nombre de manuscrits, dans la *Romania*, LVI (1930), p. 38. Cette partie lyrique contient, dans les manuscrits qui m'étaient accessibles, des lacunes évidentes. Aujourd'hui que tous les manuscrits ont été consultés par M. Nurmela, on constate que ces lacunes existent

partout. Il faut donc conclure qu'aucune copie n'a conservé le recueil de Gautier à peu près tel qu'il a été composé.

L'étude sur la filiation des manuscrits faite par M. Nurmela marque un réel progrès. La proche parenté des manuscrits *R* (Ermitage) et *N*, que j'avais déjà signalée[1] en me basant sur des preuves extérieures, est confirmée par l'étude des leçons du sermon. Des autres familles de manuscrits établies par M. N. je ne signale ici qu'une seule. M. Boman qui, en vue des textes qu'il publiait, n'avait pas à tenir compte du ms. *26*, avait établi le groupe suivant (p. CI):

M. Nurmela de son côté, qui a étudié un texte qui se trouve dans le ms. *26* mais non pas dans *B* (Bruxelles), établit le classement suivant (p. 75):



A la famille ainsi constituée je puis ajouter encore un manuscrit. Mme Ducrot-Granderye[2] a constaté que la chanson 48 se trouve dans les mss. *B H v* entre D. 57 et D. 88, qui n'est pas sa place dans la majorité des manuscrits. Or elle se trouve dans le ms. *e* (Neuchâtel) à la même place que dans *B H v*. On peut considérer la famille *B H K e v 26* comme assurée. La question de savoir comment les manuscrits se groupent à l'intérieur de cette famille, dont la valeur est médiocre, n'offre aucun intérêt au point de vue pratique.

Dans le texte de M. Nurmela, établi sur la base du manuscrit

[1] *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXVI (1935), p. 240, note, dans un compte rendu du livre de M. Erik Boman, *Deux Miracles de Gautier de Coinci* (Paris, 1935), et de diverses autres publications se rapportant au même poète.

[2] Voir le compte rendu cité dans la note précédente.

de l'Ermitage (*R*), qui est excellent, j'ai trouvé peu à redire. Le passage le plus difficile est celui-ci:

Miex vaut uns uues sanz cuisançon
Que .xxx. més de raençon.
Mal mors avale et male moute
Qui raençon englot et toute. 196

«Mieux vaut un œuf cru que trente mets pour lesquels il faut payer la rançon (qu'il faut expier). C'est une mauvaise bouchée et une mauvaise mouture qu'avale celui qui mange son châtiment» (*toute*, »imposition, redevance», doit être ici à peu près synonyme de *raençon*). Je crois qu'il y a là une réminiscence de *1 Cor.* 11, 29: Qui enim manducat et bibit indigne, judicium sibi manducat et bibit . . .

Aux v. 340 et 341 il y a une faute de ponctuation, due à ce que l'éditeur n'a pas tenu compte du renseignement fourni par la glose marginale. Correctement ponctué, le passage se lit ainsi:

Humilitez Dieu nous rendi
Qu'orguex tolu si nous avoit
Que de noz toz cure n'avoit. 340
La mere au roi de verité
Ne dist pas: la virginité
Veüe a Diex de sa pucele,
Mais l'umilité de s'ancele. 344

Or une des gloses marginales du ms. de Soissons (que l'éditeur a par ailleurs étudiées avec toute l'attention qu'elles méritent) offre précisément le modèle évident de Gautier, qui est un passage de saint Bernard: »Super humilitatem», dixit, non »super virginem» (*De laudibus Virginis matris*, dans *Patrologia latina*, CLXXXIII, col. 59); suit le verset de la Bible qui est à la base de l'exposé (*Luc.* 1, 46: Et ait Maria: Magnificat anima mea Dominum, et exaltavit spiritus meus in Deo salutari nostro, qui respexit humilitatem ancillae suae).

Guerpiees 703 ne devait pas rester dans le texte critique, c'est une simple faute de plume du copiste de *R* pour *guerpies*.

Dans le glossaire on peut relever quelques imperfections. *Afoler* n'est pas »affoler» mais »blesser». *Auques* ne signifie pas, au passage visé, »un peu» mais, comme souvent, »beaucoup». *Savoir de change* ne veut pas dire »se connaître aux affaires

de change» mais »être rusé». *Cort lieu* est expliqué: »peut-être expression figurée pour le monastère»; mais des intéressants exemples réunis par Tobler-Lommatzsch il ressort que *court* a le sens de »pauvre» (*corte santé*, »petite santé», comme on dit aujourd'hui dans le langage familier, *corte avaine*, *li plus court de viertus*). *Peleus*, qui aurait mérité une note, a été traduit à tort par »pré», le sens est plutôt »pelouse». Le mot est d'ailleurs rare; voir Godefroy, *s. v.* PELEUX (*pleux*), »terre en friche». Le subj. *saut* est bizarrement rattaché à *saluer* (pour *sauver*).

ARTHUR LÅNGFORS

Le Haut Livre du Graal Perlesvaus, edited by **A. Nitze,** and Collaborators. Volume II: Commentary and Notes. The Modern Philology Monographs of the University of Chicago. Chicago, Illinois, The University of Chicago Press, 1937. XIII—398 p. 8:o. Prix: $ 4.50.

On a annoncé ici même (XXXV, 132) le premier tome, paru en 1932. T. Atkinson Jenkins, qui l'avait signé avec M. Nitze, est décédé entre temps. Une équipe de collaborateurs, dont les noms sont énumérés dans l'avant-propos, a aidé M. Nitze à mener à bien ce second tome qui termine l'ouvrage. Il contient tout d'abord la description et l'étude linguistique des manuscrits et des imprimés anciens, puis une étude sur l'abbaye de Glastonbury (Somersetshire), motivée par ce fait que *Perlesvaus* a été écrit dans une intention de propagande en faveur de celle-ci. Il résulte des recherches de M. Nitze et de ses collaborateurs notamment que la première rédaction du roman est postérieure à 1191 et antérieure à 1212, et date vraisemblablement des premières années du XIII[e] siècle, tandis que la seconde est postérieure au retour (1206) de Jean de Nesles de la quatrième croisade et date probablement d'environ 1212. L'examen minutieux des relations de *Perlesvaus* avec les autres romans arthuriens aboutit au résultat que ce texte ne dérive pas, comme on l'a cru, de la *Queste del saint Graal*, mais lui est au contraire antérieur. Les spécialistes apprécieront ces résultats, qui paraissent solidement étayés de preuves.

A. LÅNGFORS

J. Homer Herriott, *The »lost» Toledo Manuscript of Marco Polo* (Speculum, A Journal of Medieval Studies). October 1937, p. 456—463, con due fac-simile. Cambridge, Massachusetts.

Si ammette oggi, in seguito alle ricerche di Luigi Foscolo Benedetto, che non esiste attualmente nessun manoscritto in cui si possa vedere una riproduzione esatta del perduto autografo di Marco Polo. I numerosissimi codici superstiti si possono dividere, dietro l'esempio del Benedetto [1], in due gruppi, i cui archetipi derivano dallo stesso apografo già parzialmente corrotto. Da questo apografo, e per conseguenza dal testo originario, l'archetipo del primo gruppo si allontana molto di più che non quello del secondo. Il primo gruppo è oggi costituito dal ms. *F* — il solo ms. relativamente completo in cui non sia sistematicamente abbandonata la lingua dell'originale, il francese ibrido e personale degli scrittori dugenteschi d'Italia che componevano nella lingua di Francia — e da tre grandi famiglie risalenti a tre copie francesi perdute (F^1, F^2, F^3) press'a poco simili a *F*. Il secondo gruppo si suddivide a sua volta in parecchie famiglie risalenti a prototipi pur essi perduti: più conservatrici nella lezione e nella materia, essi ci consentono di rimediare, in larga misura, agli errori e alle lacune di *F* e dei suoi fratelli, e di avvicinarci per conseguenza di più all'autografo di Marco. Particolarmente importante in questo gruppo è un manoscritto ambrosiano dal Benedetto chiamato *Z*, il cui felice ritrovamento gli ha permesso di arricchire la sua recente versione italiana del *Milione* [2] di molte parti nuove, rimaste totalmente sconosciute e inedite, singolarmente importanti.[3] Appartiene, per certe sue parti, a questo gruppo il *Marco Polo* del Ramusio, fondato su codici oggi perduti, tra cui uno fratello di *Z*.

L'Herriott riassume nel suo articolo la complessa questione del testo marcopoliano ed espone brevemente i risultati raggiunti dal Benedetto nella sua opera monumentale. Il Benedetto tentò di ricostruire l'originale (*O*) redatto da Mastro Rusti-

---

[1] Benedetto, *Il Milione di M. P.*, Firenze 1928. Introd.

[2] *Il libro di Messer Marco Polo detto il Milione*, Milano 1932.

[3] M. Casella ha dato un' esposizione chiara e completa dei risultati delle ricerche del Benedetto nel suo studio *Il libro di M. P.*, in *Archivio Storico Italiano*, s. VII, vol. XI (1929). Ad esso io rimando per la piena intelligenza del problema marcopoliano e delle indagini compiute dal Benedetto.

chello [1] di Pisa, sugli appunti forniti dal famoso viaggiatore veneziano nelle prigioni di Genova. Attraverso alla selva intricata di copie e versioni franco-italiane, francesi, toscane, veneziane, latine, tedesche, castigliane, portoghesi, catalane, ceche e irlandesi, il Benedetto tentò di integrare e completare l'apografo perduto (*O'*) da cui derivano i due gruppi *A* e *B*, giovandosi dei nuovi preziosi elementi scoperti in una piccola famiglia di codici che rappresenterebbero la fase anteriore ad *F* (Bibl. Nat. de Paris MS. *fr. 1116*). L'esemplare più ricco e prezioso di questo gruppo minore, il codice *Z*, è una copia dell'anno 1795, che si conserva all'Ambrosiana. Il codice *Z* dà circa duecento passi in piú in confronto con le redazioni finora conosciute, confermando per sei decimi le novità ramusiane.[2] Il codice *Z* scoperto dal Benedetto è stato fino ad oggi l'unica copia nota di un antico codice di proprietà del cardinale Zelada e già perduto, fatta eseguire provvidenzialmente nel 1795 dall'abate Toaldo, per completare la sua raccolta di documenti poliani. Deve identificarsi con l'originale della copia suddetta il ms. »cartaceo, in 8, del secolo XV» di cui ebbe notizia il Baldelli Boni [3] e ch'egli dice lasciato per testamento dal cardinale Zelada alla Biblioteca capitolare di Toledo. Eguale è infatti il titolo, *De diversis hominum generibus et diversitatibus regionum mundanarum;* coincidono col codice *Z* i pochi passi citati dal Baldelli Boni.

Il manoscritto Toletano non è menzionato nel *Catàlogo de la libreria del Cabildo Toledano* pubblicato da D. José Octavio de Toledo [4], e il Benedetto si rivolse inutilmente alla direzione della Biblioteca Toletana per averne eventuali informazioni supplementari. Più fortunato di lui, J. Homer Herriott riuscì a trovare il »perduto» manoscritto di Toledo nella primavera del 1932, e ne dà notizia con particolari e fotografie nell'articolo pubblicato ora in *Speculum*.

Il ms. di Toledo porta il n. 8— 49— 20. cartaceo, in 8°,

[1] Sul nome di Rustichello, a noi tramandato nella forma latineggiante »Rusticiano» nata dalla lettura errata di »Rusticiaus» dei codici francesi, discute il Benedetto in *Filologia e Geografia*, p. 55 sgg.

[2] L'autenticità di queste notizie e la loro appartenenza alla prima stesura dell'opera poliana sono state dimostrate nel mio studio *Per la storia del testo di M. P.*, in *Archivio Storico Ital.*, S. VII, vol. XIII (1930) p. 217 sgg.

[3] *Il Milione di M. P.*, ed. G. B. Baldelli Boni, Firenze 1827, Introd., p. CXXXV. L'editore include tra i manoscritti noti di M. P. i »Codici Zeladiani» e ne dà l'incipit che corrisponde appunto al manoscritto scoperto dall' Herriot.

[4] *Revista de Archivos, Bibliotecas y Museos,* VII—XX (1903—1909).

di ff. 135. Esso risale alla metà circa del XV secolo. Il titolo fu scritto, informa l'Herriott, in un tempo assai più recente del testo, probabilmente nel XVIII secolo. Esso però coincide col titolo del codice *Z* e con quello indicato nelle notizie tramandate dal Baldelli Boni. Sebbene il copista che trascrisse il manoscritto di Toledo fosse poco esperto paleografo, il ms. dell'abate Toaldo lo riproduce con una certa accuratezza. Il Benedetto già emendò felicemente vari passi del codice *Z*, dove lo scrivano mostra scarsa familiarità con certi simboli; altri egli ne lasciò insoluti. Il manoscritto di Toledo aiuta ora a chiarire anche questi passi incerti ed offre una lezione corretta per quelli che fino a ieri erano inintelleggibili. Il Benedetto, scrive l'Herriott, »utilizing his basic text fr. 1116 and Ramusio, is usually right in his emendations. When the scribes have completely ignored the symbols he expands »suba» to »substantia», »altius» to »alterius», etc. At times the scribes have resolved incorrectly the symbols, and he corrects »magron» to »magistro», »de extranea» to »dextraria», etc. Among the passages that Benedetto does not understand is one on fol. 29: »quedam bestia parva que magnitudinis est gaxelle in unius campe». The Toledo manuscript has on fol. 18 »id est unius capre» instead of »in unius campe», and the meaning becomes clear» (p. 461).

Interessanti sono anche le note marginali, in numero di circa trecento, che illustrano i passi di speciale interesse. Più di metà si riferisce alla religione o a soggetti religiosi; altre note si riferiscono alla medicina, a fatti strani e a costumi meravigliosi. La notizia dell'abate Toaldo che afferma essere la sua copia derivata dal manoscritto di Toledo, è suffragata da altre testimonianze interne che provano che il testo di Toledo è l'originale. L'Herriott informa che un discreto numero di errori nella trascrizione prova che il manoscritto di Toledo è il più antico e migliore rappresentante del gruppo *B*: »The Toledo manoscript should hereafter be referred to as *Z* and the Toaldo copy as *Z'*. »L'importanza della nuova scoperta apparirà chiara a quanti hanno giustamente valutato l'opera monumentale del Benedetto. Resta a vedere quale ampiezza hanno le lezioni del manoscritto di Toledo, se esse si limitano a qualche variante o a particolari secondari, oppure contribuiscano ad arricchire di nuove notizie totalmente sconosciute il testo di Marco Polo. La Spagna rinnovata ci serbi questo dono.

Aurelio Peretti

Sextil Puşcariu, *Études de linguistique roumaine. Traduites du roumain à l'occasion du soixantième anniversaire de l'auteur, 4 janvier 1937.* Cluj-Bucureşti, Monitorul Oficial şi Imprimeriile Statului, Imprimeria naţională, 1937. — Portrait, XIX, 508 pages grand in-8°. Prix: 500 lei.

Cet important volume a été offert comme hommage à l'auteur lui-même, le grand »roumanologue« et romaniste de Vienne, aujourd'hui à Cluj. Publiés dans diverses revues de Roumanie et de l'étranger, ces articles réapparaissent ici en traduction française; d'ailleurs quelques-uns ont bénéficié d'une série de rectifications et compléments que l'auteur lui-même avait bien voulu mettre à la disposition du comité d'initiative. Le répertoire bibliographique complet des écrits de M. Sextil Puşcariu comprend, jusqu'au début de 1937, 363 titres; le présent volume ne reproduit que vingt de ces écrits.

I (Les origines) 1. *La place de la langue roumaine parmi les langues romanes* (orig. en roumain, 1920). P. 25, à propos du maintien et de l'extension des pluriels en *-ora* (roum.-*uri*), on peut relever la survivance de ce suffixe, en dehors du roumain et de l'italien méridional, en majorquin, témoin le dictionnaire d'Amengual (1858—78) et témoin Alcover, *Rondayes mallorquines*, I (1896), p. 38, où *corpora* est le singulier: *quatre cavalls . . . cadascú rossegant es tros que s'en duga de sa teua còrpora* (4 chevaux, chacun traînant le morceau de ton corps qu'il aura pu s'arracher); on la rencontre également aujourd'hui dans au moins un parler de la terre ferme catalane, le parler de Blanes, témoin Ruyra, *Marines y boscatjes* (1903), p. 54: *el lloch, l'hora y la tempura eran tan placévols* (l'endroit, l'heure et le temps qu'il faisait étaient si plaisants); p. 184, au pluriel: *ton pare no les voldría may unes tempures aixís* (ton père aimerait à ne jamais les [rencontrer en mer], les coups de tempête comme cela); p. 50: *Mes agradosa era la vérbola de les Xanquetes* (plus agréable [à écouter] était le récit [débité par] les [demoiselles] X.). Je regrette de n'avoir sous la main l'*Atlas lingüístic de Catalunya* pour y étudier l'extension de ce *-ora* catalan. En tout cas, il semble que *-ora* ne doit point figurer parmi les particularités italo-roumaines. — *Ibid.*, note 1: C'est le cas aussi, je crois, de *gemitus*, qui semble se rencontrer, non seulement en roum. et en ital., mais aussi en espagnol: un *yemdo* (cité sans référence) apparaît chez Menéndez Pidal, *Man. elemental de gram. histórica esp.*[2], § 38_3. — P. 33, en haut, l'importante survivance du lat. *quam* dans les comparaisons se retrouve, en dehors

du roumain, dans le sicilien: *Dialagu de S. Gregoriu*, éd. Santangelo (1933), p. 33_3: *pluy fichi kyllu benj per vanagloria, ca per pietati* (celui-là fit plus de bien par vanité que par pitié); p. 30_{21} *ki illu avia statu pluy piatusu, rechipendu a chillu peregrinu, ca non era statu chillu servitori de Deu* (qu'il avait été plus miséricordieux en recevant ce pèlerin que ne l'avait été ce serviteur de Dieu); six passages ultérieurs à l'Index de Santangelo. »Il moderno *ca* . . . corre per tutta la Sicilia, eccetto Messina, Palermo (ove combatte con *chi*) e Trapani», Debenedetti, *Le canzoni di Stefano Protonotaro*, I (1932), p. 31. — P. 38: »*Sentire* s'est conservé chez nous — [roum.] *simți* — avec sa valeur primitive; il n'a pas pris le sens de 'entendre' ou 'sentir une odeur' [et j'ajoute: ou 'regretter'] comme dans les autres langues romanes». Or j'ose relever une phrase roumaine qui semble attester au moins une nuance du sens de 'entendre', trouvé dans le *Dicționar encicl. ilustrat* de Candrea et d'Adamescu (1931):» 'a prinde de veste, a băga de seamă': *Patru-Vod(ă), . . . simțind că îmbla vără-său . . . să l'omoară cu vicleșug, nu au putut îngădui*», qui signifie, n'est-il pas vrai: 'P.-V., en apprenant que son cousin avançait pour le mettre à mort avec astuce, n'ont pu permettre [ceci]'. — P. 39, au milieu, sont cités des mots roumains tirés du latin qui, dans les langues romanes occidentales, ont été remplacés par d'autres, tel *māchināri*, en roumain *a măcina* 'moudre', remplacé en occident par les continuateurs de *molere*. Or l'anc. esp. avait *maznar*, évidemment toujours de *māchināri*, avec un sens qui, certes, ne correspond pas exactement au roumain: 'ablandar o estrujar (»con la mano», ajoutent les dictionnaires)'; et, plus bas, ce qui nous est dit à ce propos sur le roum. *a plânge* 'pleurer' ne me semble pas clair, vu l'art. *plangere* de *REW*³. — P. 40, vers le bas: en latin déjà, *callis* est bien attesté (voir *ThLL*) sous le sens dominant roumain de 'route' en général; à remarquer aussi qu'en espagnol, *la calle* est le mot normal pour 'la rue'. — P. 41, au milieu: ce *balta* 'marais' semble s'être trouvé jadis (vers l'an 1154), du moins comme toponyme, aussi en russe, voir Tuulio, *Du nouveau sur Idrīsī* (1936), p. 134. — P. 52/53, le suffixe *-one* diminutif semble bien se rencontrer, en dehors du français et du corse, en catalan: Fabra, *Gram. de la lengua catalana* (1912), p. 231: »De un empleo . . . limitado . . . son los dos sufijos diminutivos cariñosos *-o̧*, fem. *-o̧na*, y *-o̧i*, fem. *-o̧ia*»; ibid., p. 255/256, quelques exemples du *-oi* catalan: *bonicoi* 'joliet', *petitoi*. Ce dernier suffixe, assez fréquent en majorquin,

qui se rencontre aussi en provençal, en sarde et en calabre, et qui du prime abord fait l'effet d'être identique au suffixe roumain *-oiu*, anc. *-ońu*, traité ici p. 53, donc de remonter à *-ōneus*, est des plus vivement discutés quant à son origine; voir L. Spitzer, *Lexikalisches aus dem Katalanischen u. den übr. iberoromanischen Spr.* (Bibliot. dell'Arch. Romanicum, II 1, 1921), p. 99, puis Meyer-Lübke, *Das Katalanische* (1925), p. 97—98, puis G. Rohlfs, dans *Rev. de Linguistique Romane*, VII (1931), p. 160—161. Cette étude devra être reprise, vu d'une part le *-ońu* de l'anc. roumain, et de l'autre le *-oi* du calabre, du sarde, du majorquin, du catalan, du basque et du provençal; car aucun de tous ces auteurs ne semble avoir connu l'ensemble de ces matériaux. S'agit-il bien, après tout, d'un même suffixe? Si oui, il doit remonter au latin et non au basque; mais il est difficile de n'opérer partout qu'avec *-ōneu*; Meyer-Lübke, *Gram. des l. romanes*, II, § 461-2, n'envisage que les *-ogno*, *-óńə*, *-ueño*, *-onho*, *-ondzu*. — Pour la prononciation spéciale de *r* initial, en roumain et dans les langues de la Péninsule Ibérique, voir plus bas. — Les remarques ci-dessus ne modifient pas bien profondément le tableau magnifique tracé par le maître.

I 2. *Roumain et roman* (orig. en allemand, 1933). Conférence.

I 3. *Essai de reconstitution du roumain primitif* (orig. en allemand, 1910). P. 96—97: étude de la question des substrats ethniques, avec réponse parfaitement négative[1]. On peut opposer à cette négation de l'influence linguistique des substrats, entre autre chose, que notre dialectologie finnoise connaît des modalités de prononciation expliquées généralement et d'une façon convaincante comme dues à l'influence phonologique des Suédois qui ont habité la région en question avant sa fennification, aujourd'hui complète; voir surtout H. Ojansuu, *Suomen lounaismurteiden äännehistoria* (histoire phonologique des dialectes finnois du sud-ouest, 1910), p. 40—44.

I 4. *L'expression »a făgădui marea cu sarea«* ('promettre la mer avec le sel', c.-à-d. monts et merveilles) (orig. en roumain, 1922).

---

[1] Également négative est l'attitude de E. Gamillscheg, *Zum romanischen Artikel u. Possessivpronomen* (Sitzungsb. Akad. Berlin, XXVII-1936), p. 32. — Là-même: je rectifie en passant une erreur fatale se rapportant à l'espagnol: *todo lo envilece* signifie, non point 'alles das würdigt herab' (= *todo ello envilece*), mais 'il avilit tout'; car *todo lo* est toujours régime.

II (Phonologie) l. *Phonétique et phonologie* (orig. en allemand, 1930).

II 2. *Sur les lois phonologiques* (orig. en roumain, 1921). Ample discussion et mise à point d'une série de formules d'un intérêt général. Je me borne à relever un détail, p. 172, n. 2: »en vieux sicilien, *aut* n'a pas donné *o*, mais *oi*, Meyer-Lübke, *Rom. Gramm.*, III, § 213, n.» Ce n'est pas tout dire, et la conclusion est inexacte. En effet, à côté de ce *oi* (*oy*), qui se rencontre à chaque pas dans l'anc. sicilien du *Dialagu de S. Gregoriu*, éd. Santangelo, on trouve anciennement aussi ombr. *ui* (Monaci, *Crestomazia*, p. 6, lignes 35, 36), march. *uo* (ibid., p. 17, l. 18, bis, et 20), rom. *uoi* (ibid., p. 132, b, l. 404), puis encore, en sicil., *voi*, *voy* (3 cas dans l'index de Santangelo; y ajouter au moins deux: 128:22 et 129:12!), toujours avec le sens de 'oppure'. En présence de ces graphies, il semble légitime de prendre le parti de ceux qui préfèrent voir dans tous ces mots, non *aut*, mais un *voles* 'veux-tu?' C'est dire qu'au lieu de demander: »De la viande ou du poisson?», on est parvenu à dire: »De la viande? veux-tu du poisson?» C'est d'ailleurs aussi l'étymologie du latin *vel*, »*A vel B*» équivalant originairement à «A, veux-tu plutôt B?» (Walde 1910; Ernout et Meillet 1932).

II 3. *Considérations sur le système phonétique et phonologique de la langue roumaine* (orig. en roumain, 1931). Renferme entre autre chose, des détails sur la prononciation du roumain qui ne se trouvent pas chez Lombard (voir cette Revue, p. 200—202). Je relève un point qu'on nous donne ici, p. 204, détail interessant surtout les hispanistes, à savoir que »la consonne *r* au début d'un mot s'est prononcée et se prononce aujourd'hui encore dans certaines régions avec des vibrations beaucoup plus puissantes qu'à l'intérieur,» que »dans les textes anciens on la figurait par ϱϱ». Or c'est ce qui se passe encore aujourd'hui dans toute la Péninsule Ibérique (y compris le basque; et cf. le gascon), voir Navarro Tomás, *Manual de pronunc. esp.*[3] (1926), p. 118—119; Gonçalves Viana, *Portugais* (1903), p. 26, 27, 31; Schädel, *Manual de fonètica catalana* (1908), p. 48, 49; aussi les textes médiévaux y portent-ils, la plupart du temps, non *recordar*, mais bien *rrecordar* pour plus de détails en ce qui concerne l'orthographe des copistes d'Alphonse X, au XIII[e] siècle, celle d'Enrique de Villena 1433, de la *Gaya* de Pero Guillén de Segovia 1475, d'Antonio de Nebrija 1492, voir ma thèse de doctorat (Tallgren), *Estudios sobre la Gaya*, Helsinki 1907, p. 27, note 1.

C'est dire que le détail en question aurait mérité d'être relevé sous la rubrique de »La place de la langue roumaine parmi les langues romanes». — P. 229/230, allongement stylistique de la voyelle accentuée dans le but de mettre en relief un mot, d'insister sur lui: *am mers depaaarte* 'j'ai été loin, très loin'. Or je me refuse à accepter de toute pièce le raisonnement suivant qui se rattache à cette constatation: »Il va de soi que cette différenciation stylistique n'est pas possible dans les langues qui emploient des contrastes de quantité pour des distinctions sémantiques ou grammaticales. Nous pouvons, par exemple sur un ton de menace, faire de *bine*: *bīne*, *bīne*, mais en allemand on ne saurait changer *still* en *Stiel* sans produire un équivoque». La langue finnoise a une phonologie distinguant nettement entre brèves et longues; or on peut, dans les limites de cette phonologie, prolonger impunément une voyelle »brève». Soit l'impératif finnois *tule!* 'viens': normalement, ces deux syllabes se prononcent avec des voyelles qui sont brèves au point d'opposer une difficulté sérieuse aux efforts des étrangers (de langue germanique, italienne, etc.). Soit d'autre part le verbe finnois *tuulee* 'il fait du vent': les voyelles sont très longues. Sans risque de confondre *tule* avec *tuulee*, on pourrait, là où il s'agirait, notamment, d'un ordre destiné à porter au loin, prolonger sensiblement les voyelles de *tule*; ce qui distinguerait toujours ce *tūlē* de l'autre, ce serait le ton: *tuulee* a le ton descendant sur *úù*, sur *éè*; *tūlē* aurait l'accent montant: *ùú*. — P. 236, en haut, hésitation quant à la place de l'accent tonique dans certains néologismes, accentués soit à l'italienne (= à la latine, la plupart du temps), soit à la française (= à la grecque, parfois): outre *patétic*, *filosófic*, *fístulă*, *consíderă*, *scrúpul* et sembl., à l'italienne, en face de *elíce*, *filantróp*, *filosóf*, *limitróf*, *catastrófă*, etc., à la française, on a non seulement *célebru* (Pop; = it.) contre *celébru* (Candrea-Adamescu; = fr.), mais aussi *elástic* (adj. et subst.) en face de *cosmetíc* (subst.); en regard de *profesór* et sembl. (it.-fr.), *les profésor*, *dóctor*, *dóctorului*, doivent bien représenter, je pense, l'accentuation allemande; à titre d'accentuation capricieuse ni it., ni fr., ni grecque etc., on est assez frappé de rencontrer notamment *íntrigă*, *pávăsă* (< it. *pavése*), *paróh* (cf. esp. *párroco*). — P. 236, à propos de la mobilité de l'accent dans les paradigmes verbaux, ce serait le lieu peut-être de relever la tendance actuelle à paralléliser les deux types anciens *tăcém* (*tacēmus*) et *fácem* (*facĭmus*) en faveur de la première de ces formes (*fácem* > *facém*), voir Tiktin, *Rumänisches*

Elementarbuch (1905), p. 98, § 230, Lombard, *La prononciation du roum.*, p. 146; tendance qui dans les autres langues romanes a abouti depuis la période latine tardive. Meyer-Lübke, *Gramm. des l. romanes*, II, § 132, ne connaît cette innovation — *vindém* — que pour l'istro-roumain et le macédo-roumain. — P. 237: Pour expliquer le *casa* (lat. *casa illa*) de la déclinaison articulée, avec *-a* conservé, sans cette réduction en *-ă* à laquelle on s'attendrait dans le système phonologique du roumain, on admet ici qu'autrefois cet *a* de *illa* a dû porter »pour le moins un accent secondaire». J'ose me demander s'il n'est pas préférable de voir dans ce cas de non-réduction l'indice d'un autre bouleversement ancien de phonologie balcano-romaine: ne pourrait-on l'expliquer en effet par ce surplus de quantité qui, pendant un grand nombre de siècles, a dû distinguer la finale de ce *casa(i)lla* > * *casă* > *casa* par rapport à la finale, réduite ici de très bonne heure, du lat. *casa* > roum. *casă*? — P. 239, au milieu: »Comme dans d'autres langues . . ., un déplacement voulu de l'accent v e r s l e c o m m e n c e m e n t d u m o t vise . . . à un effet stylistique, une mise en valeur». Si la formule que je relève est confirmée par fr. *bőku tro grã* et sembl., elle est contredite peut-être par le finnois *iankáikkinen* 'éternel', prononcé souvent avec cette accentuation non conforme à la phonologie finnoise qui veut que l'accent tonique frappe la syllabe initiale de tous les mots (comme en hongrois, en tchèque); la formule en question est contredite en outre, ce semble, par le suéd. régional *alldéles* pour *álldeles* 'de toute pièce'. Dans ces conditions, on pourra trouver plus légitime de dire que ce qui sert d'expédient stylistique pour mettre en valeur un mot, c'est le déplacement de l'accent d a n s u n s e n s c o n t r a i r e à l a p h o n o l o g i e d e l a l a n g u e e n q u e s t i o n. — P. 242, l'alternance *a-ă* (*las-lăsăm*, *bárbă-bărbát*) »est un phénomène plus rare [que la fermeture de *e o* non accentués] qui se rencontre cependant aussi chez . . . les Albanais et les Bulgares». Il serait intéressant de voir soumettre à une analyse comparative minutieuse trois formes: ce roum. *bărbat*, le catalan *barbat* transcrit d'ordinaire [bərβát] ou (bɐrβát] et le portugais lisbonnin *barbado*, qui dans la transcription bien connue de Gonçalves Vianna (1903) aura la forme de [bɐɾbʌđu] (ʌ = á). Je soupçonne que les trois descriptions respectives de ces *a* protoniques, le roumain, le catalan et le portugais, pourraient trouver des points de contact mutuel, plus nombreux qu'elles n'en présentent à en juger par les Manuels d'aujourd'hui.

Pour obtenir cette révision, il faudrait parvenir à créer des rapports culturels un peu développés entre Bucarest, Barcelone et Lisbonne — pour ne nommer que ces centres (abstraction faite de ce qui se passe dans certains dialectes italiens). — P. 251, au lieu de »Au contraire, en toscan, le son *č* n'a perdu son élément occlusif qu'en position intervocalique», lire: De même, en toscan, les sons *č* et *ǧ* n'ont perdu leur élément occlusif qu'en p. intervocalique.

III (Morphologie) 1. *Le morphonème et l'économie de la langue* (orig. en roumain, 1931).

III 2. *Une survivance du latin archaïque en roumain et en italien* (en français, 1927). Il s'agit des pluriels du type de *monti*, *munți*, remontant au latin *montīs*.

IV (Dérivation) 1. *Dérivés par suffixes de la forme du pluriel du radical* (orig. en roumain, 1925).

IV 2. *Au sujet des diminutifs roumains* (orig. en roumain, 1929). Série de compléments à la thèse de doctorat du maître: *Die rumänischen Diminutivsuffixe* (Leipzig, 1899). P. 308, en bas, phrase qu'il a entendue d'une mère qui faisait prendre un bain à son enfant: c'est toute une série de diminutifs, de formes très variées, pour nommer les différents petits membres du corps chéri qu'elle lave, »exemple instructif aussi pour la variété des suffixes diminutifs employés en roumain»: *bărbiuța* (le menton), *gurița* (la bouche), *năsucu* (le nez), *urechiușele* (les oreilles), *obrăjorii* (les joues), *frunticica* (le front), *ochișorii* (les yeux) . . . Et voici, puisqu'il s'agit de bien mettre en relief le jeu de suffixes roumains-romains de ce genre, un passage en catalan insulaire (le majorquin), qui est destiné à nous faire voir les têtes des millions d'animaux que fit apparaître le son d'une flûte magique, Alcover, *Rondayes mallorquines*, I (1896), p. 195, 197, 199: (aussi loin que portait la vue, on ne voyait que des) *caps*, *capots*, *caparrots*, *capets*, *caparrins*, *caparrineus*, *caparrinoys y caparrinoyets*[1]; ou bien là-même, VI (1913), p. 213: *tots es dimoniots*, *dimoniassos*, *dimoniarros*, *dimonietxos*, *dimonieys*, *dimoniel·los*, *dimoniets*, *dimonieus*, *dimoniqueus y dimonions*. Pour »diese fast rabelaisisch anmutende Suffixabwandlung» du majorquin des *Rondayes*, voir L. Spitzer dans *Rev. de dialectologie romane*, VI (1914), p. 107, note. —

[1] Alcover & Moll, *Dicc. cat.-val.-baleàr*, II (1935), donne en outre, en fait de formations à base de *cap*: (augm.) *caparro*, *capàs*, *capatxo* (Ibiza), *capél·lo* (Ib.), *caparràs*; (dim.) *capetxo*, *capèl·lo*, *capeu*, *capiu* (Ib.), *capoi* (Ib.), *caparriu*, *caparrinet*, *caparriniu* (Ib), *caparró*, etc.

P. 312, à propos des diminutifs de *sōl*, qui manquent dans la Péninsule Ibérique en tant que termes normaux pour désigner le soleil, je relève en catalan (Victor Catalá, *Solitut*, 1905, p. 202), le bon petit soleil, *el solich*, qui, à en croire l'avertissement d'un berger, courait trop vite pour permettre de prolonger la contemplation d'un panorama de montagnes; puis dans l'espagnol des *coplas*, les vers tels que *Sal, solecito, y calienta Este pecho* (élève-toi, cher petit soleil, et réchauffe cette poitrine). C'est comme en roumain.

IV 3. *Notes sur la dérivation par suffixes* (orig. en roumain, 1927).

V (Lexicologie) 1. *Les onomatopées dans la langue roumaine* (orig. en roumain, 1920). P. 337: »La seule difficulté est de déceler aujourd'hui à quel moment un mot d'origine onomatopéique cesse d'être senti comme tel dans une langue, car son rapport avec le son ou bruit naturel qui lui a donné naissance peut encore être senti par les uns mais non plus par les autres». Le finnois, langue extrêmement riche en onomatopées et en ex-onomatopées, fournit beaucoup de matériaux qui devraient être soumis à un examen permettant d'approfondir la question ainsi posée et traitée avec maîtrise par notre auteur roumain.

V 2. *En travaillant au dictionnaire* (orig. en roumain, 1922). Passage en revue, au cours de 53 pages, d'une série de questions de grand intérêt que l'auteur a eu à résoudre en qualité de directeur des travaux du grand Dictionnaire de l'Académie Roumaine. P. 367, lat. *vīta* 'vie' devenu roum. *vită* 'bête à cornes' trouve un parallèle en finnois, en tant que les mots *elikko, elukka*, dérivés du verbe *elää* 'vivre', signifient, suivant les dialectes, la bête à cornes. En estonien, *elakas, elukas*, 'l'animal, la bête'. — P. 370, pour *a grăi* parler > parler mal, comp. en finnois *kieliä*, proprement »languer», puis parler mal (cf. est. *keelitseda* 'produire des sons, gazouiller'); un autre dérivé verbal de *kieli* 'la langue': finn. *kieltää*, est. *keelata*, va jusqu'à n'avoir aujourd'hui que le sens de 'interdire'; pour ces mots et pour d'autres, avec parallèles indoeuropéens, on peut voir une thèse de doctorat finlandaise (en langue allemande), de L. Hakulinen, dans *Studia Fennica* I_1 (1933), p. 180. — P. 373: pour confirmer davantage que le roumain *perucă* fait sentir un rapport avec *păr* 'cheveu', on peut relever l'esp. *peluca*, qui a *-el-* d'après *pelo* 'cheveu'. — P. 382, vers le milieu: je pense que les expressions telles que *se apucă si făcu* 'il se mit à faire' (littér. il se mit et fit) ont dû servir originairement de mise en scène à une réplique inattendue qu'on a voulu

relever comme telle, et que leur caractère actuel facultatif de »mots fonctionnels» est secondaire. Voici un amant malheureux qui, un jour, a chanté la *copla* suivante (Rodríguez Marín, *Cantos populares españoles*, n° 7162):

Te pusistes y dijistes:
»Ayá ba carsones-rotos».
Y ¡no *te pones y dises*
que por tí bendí los otros!

'tu t'es plantée là et tu as dit: »voilà que s'en va ce pantalon-déchiré». Or tu ne te plantes point là pour dire que c'est pour t'être agréable que j'ai dû vendre l'autre pantalon!' Vivement navré du manque de cœur de sa bien-aimée, cet homme, au premier vers, recourt naturellement à l'expédient dramatique de la mise en scène en question; en revanche au vers 3, *te pones* est bien déjà un simple mot fonctionnel. Je l'ai souvent entendu en Espagne; mais la tournure *y va y se pone y dice* m'a bien semblé conserver la plupart du temps son caractère de coulisse à une réplique dramatique. C'est ce que l'on constate également pour le finn. *ja sitte se ottaa ja sanoo*, littér. 'et ensuite il prend et dit'. D'ailleurs telle est peut-être, quoiqu'exprimée avec concision, l'opinion du maître roumain lui-même. — P. 384, en haut: ce *ședeți* 'soyez assis' > 'asseyez-vous' se retrouve en finnois, en tant que *istukaa* 'soyez assis' se dit souvent dans le sens de 'asseyez-vous, prenez place', sens qui peut aussi s'exprimer par *istuutukaa* 'asseyez-vous'. Ibid., pour *aseară*, aujourd'hui 'hier soir', cf. esp. *anoche* et portug. *ontem* (ad noctem), 'hier soir'; pour *deseară* 'ce soir', cf. suéd. *i kväll* 'ce soir'. — P. 385: la lexicographie du roum. *apa*, *ape*(*le*) trouverait de beaux parallèles dans le finnois (*vesi*, *vedet*); pour *pietre scumpe cu ape* 'pierreries à reflets', l'esp. aussi a ses *diamantes de hermosas a g u a s*. — P. 393, en bas: *na crapă!* 'tiens, crève!' dans le sens de 'tiens, mange à en crever!', me rappelle une tournure espagnole qu'on entend dire plaisamment là où quelqu'un vous montre, par exemple, un nouveau pardessus qu'il vient d'acquérir: vous lui direz avec une politesse souriante: *pues ¡rómpalo V. con salud!* 'eh bien, déchirez-le en toute santé!', comme qui dirait: ayez mes souhaits de bonne santé pour tout le temps que vous allez porter cela! — P. 399: »Il est probable que roum. *mire* 'fiancé' représente le latin *miles*». En finnois, l'idée de fiancé, en tant qu'exprimée par le slavisme *sulho*, *sulhanen*, trouve un contact originaire, sinon avec celle de soldat, du moins avec celle de serviteur, de domestique; par

contre, ce sens originaire (russe слуга, etc.) a passé tel quel, avec le mot d'emprunt, en hongrois (*szolga*) et en estonien (*sulane*). — P. 401: parmi les expressions d'origine cynégétique, puorquoi ne pas citer le mot *a afla* trouver, lat *ad-flāre*? Est-ce parce que cette expression figurée n'est point circonscrite au roumain (REW; la graphie *-ffl-* se trouve, pour l'it., dans le *Ritmo su S. Alessio*, v. 217)? Mais l'expression figurée *a întinde laţul* 'tendre un piège', qui ne l'est pas non plus (*Mém. de la Soc. Néophilol. de Hels.*, IX, p. 311 b), est néanmoins citée ici.

V 3. *Au sujet des néologismes* (orig. en roumain, 1931). Discussion sur la grande question de la langue littéraire de Roumanie: la question des mots nouveaux entrés dans la langue par la voie des classes cultivées. »Malgré . . . le fanatisme des phonétistes . . . ou des latinistes . . . , les tentatives pour donner un aspect artificiel à notre langue sont restées sans résultat. Des esprits pondérés et lucides ont opposé à ces tendances révolutionnaires une propagande enthousiaste pour la littérature populaire, d'où ressortait tout le charme d'une langue harmonieusement développée à travers les âges». — P. 415: néologisme *detaliat*, et en regard, locution populaire *d'a fir a par*, un peu lourde celle-ci et ne permettant pas la formation d'un substantif. Problème analogue dans les autres langues romanes; cependant, on a formé en italien, en regard du populaire *narrare per filo e segno*, le verbe *particolareggiare* avec subst. *particolarità* et sembl., et en espagnol, en regard de (*al*) *por menor*, le subst. *el pormenor*, *pormenores*, avec le verbe *pormenorizar*, *-ado*. — P. 416/417: gallicismes de sens, de tournure. La plupart se retrouvent ou trouvent quelque pendant en finnois; ce n'est que le dernier, »le grand poète qui a été Alecsandri», que nous ne calquons jamais.

V 4. *Contaminations* (orig. en roumain, 1934). Liste de contaminations de deux synonymes ou quasi-synonymes, de deux termes plaisants ou railleurs, de deux synonymes de forme voisine, etc.

VI (Syntaxe et stylistique) 1. *Au sujet de p(r)e avec accusatif* (orig. en roumain, 1922). On conclura qu'il n'est point permis de voir dans l'accusatif roumain régi par *pe*, comme l'ont fait quelques-uns, le point d'aboutissement d'une tendance qui remonterait jusqu'au latin et devrait être rendue responsable également de l'accusatif espagnol (et italien insulaire) régi par *a*. Cet accusatif prépositionnel est, du moins en espagnol et en roumain, assez tardif et, du moins en roumain, parfaitement explicable par la concurrence d'une série de faits de con-

texte qui n'ont pris leur plein et entier effet que dans la langue moderne, sous nos yeux; (p. 179:) »nous avons affaire à une interprétation nouvelle du matériel traditionnel, provenant du besoin d'éviter l'équivoque». — P. 457 nous offre, à propos de cet accusatif, un cas susceptible, pour la conscience linguistique des Roumains d'aujourd'hui, de deux explications différentes. C'est ce qui rappelle un fait de syntaxe espagnole que j'ai étudié dans cette Revue même, XXV (1924), article *Savoir, comprendre, traduire*, p. 183: *pa matarse el ganao*.

VI 2. *Le nominatif comme vocatif* (orig. en roumain, 1922). Compléments tirés du roumain, à Spitzer, *Bestimmter Artikel im Anruf und Ausruf und Verwandtes* (Revista Filologică, I) et à Havers, *Zur Syntax des Nominativs* (Glotta XVI).

VI 3. *Les exclamations comme moyen stylistique* (orig. en roumain, 1931).

VI 4. *Quelques cas de bréviloquence* (orig. en roumain, 1931). Pour éviter pour des raisons de terminologie traditionnelle vicieuse le terme de brachylogie, le maître se décide à dire bréviloquence, mais il attribue à ce terme la signification même qui fut attribuée à »brachylogie» par Noreen dans *Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache* (1923), p. 272—276.

P. 412: J'ose relever un petit lapsus par lequel *limbic* (= *alambic*) est parvenu à figurer parmi les »néologismes latins ou gréco-latins»; on sait que ce mot remonte, à travers le turc, à l'arabe *al-'anbīq*, qui, à son tour, reproduit le grec *ἄμβιξ*, sans *l*. De même, il me semble difficile à comprendre que l'adj. *numeros* 'nombreux', simple latinisme, doive figurer (p. 416) parmi les néologismes du type de *desnodământ* 'dénouement', *mărinimos* 'magnanime', et semblables.

Fautes d'impression: P. 18, note, munir d'astérisque le mot *mūgītus*. Ibid., sicil. *»tando»*, lire *tandu*. P. 32, n. 4, l'esp. et portug. n'ont que *vendemos*. P. 42, ligne 5, lire deux fois, malgré Berneker, *βούβαλος*. P. 431, lire *blasphemare*. P. 458, lire *da che parte*. P. 479, lire *hacer pedazos*, ou: *piezas*.

O. J. Tuulio

Sextil Puşcariu, *Ost- und Westromanisch im Lichte der Sprache* (Sonderabdruck de *Die Tatwelt, Zeitschrift für Erneuerung des Geisteslebens*, XIII, p. 161—168). Berlin 1937.

Lumineux passage en revue de l'essentiel qui distingue la romanité roumaine, non seulement de la romanité centrale

(centro-italienne et gauloise), mais aussi de la romanité périphérique ou isolée (sud-italienne, sarde, hispanique, rhétique): archaïsme de la base latine, affluence d'infiltrations culturelles «balcaniques» et orientales, ruralisme prématuré et prolongé; conséquences de ce dernier: dégagement prématuré des normes du latin classique, exclusion jusqu'au XIX^{e} siècle de tout latinisme livresque, exubérance d'innovations sémantiques, homogénéité due aux migrations saisonnières des bergers, des siècles durant. »Die Urheimat der Rumänen ist auf dem weiten Gebiete zu suchen, wo auf beiden Ufern der Donau, zwischen den zwei Meeren, dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere, einst die Sprache Roms verbreitet war». Pas de déromanisation de la Roumanie actuelle au début du moyen âge, pas de reromanisation médiévale par les Roumains partant de la rive sud du Danube; et c'est l'o u e s t de la Roumanie qui a conservé la tradition latine avec le plus de fidélité.[1]

Il y a un seul détail qui me semble attaquable: c'est la mise au nombre des archaïsmes latins exclusifs du roumain (p. 162) de *quam*, roum. *ca*, conjonction comparative. Elle n'est pas exclusivement roumaine, voir ci-dessus, p. 88, en bas. Ibid., plus bas: Est-il bien nécessaire de considérer portug. *brandeza* (avec *REW* 1150—1151) comme mot savant à la différence du roum. *blândeţe*?

O. J. Tuulio

Georg Keferstein, *Parzivals ethischer Weg.* Ritterlicher Lebensstil im deutschen Hochmittelalter (= L i t e r a t u r u n d L e b e n; Lebensformen, Menschengestaltung, Soziologie des Schrifttums. Eine Sammlung literaturwissenschaftlicher Arbeiten hrsg. von Georg Keferstein, 10. Band). Weimar, Böhlaus Nachfolger, 1937. X + 106 S. Preis brosch. RM. 3: 60.

Bevor der Verfasser seine Auffassung der Grundidee der Parzivaldichtung darstellt, gibt er eine Übersicht der bisherigen Interpretationen derselben. Es handelt sich vor allem um das Schuldproblem.

---

[1] C'est ce qui ressort clairement de quelques-unes des cartes du grand *Atlas linguistic român*, en souscription, qui ont été réunies pour former un beau prospectus in-4°. Le conservatisme du roumain occidental ressort notamment des cartes 1248 *nix* (voir surtout le n° 3 des cartes de petit format), 840 *allium*, 1808 *pecorarius*, 589 *communicatura* 'la s. communion', 154 *pedester*, etc.

Bisher hat man allgemein die Entwicklung Parzivals so aufgefasst, dass er durch die Lehren des Gurnemanz zu einem vollkommenen weltlichen Ritter erzogen wurde, dass ihm aber die innere Bildung des christlichen Ritters fehlte und dass er deshalb die bedeutungsvolle Frage auf der Gralburg unterliess.

Keferstein verneint diesen Dualismus zwischen dem Ideal des weltlichen und des christlichen Ritters. Seines Erachtens wird der Kern von Gurnemanz' Ritterlehre nicht getroffen, wenn man sie zu einem von aller Christlichkeit gelösten weltlichen System macht. Der Gedanke der christlichen Nächstenliebe sei in dieser Ritterlehre deutlich ausgesprochen und sogar tiefer verwirklicht als in manchen Formen christlicher Liebestätigkeit des Mittelalters. Parzival erfasst aber nicht diesen Gedanken, der hinter den nur für bestimmte Fälle geltenden Regeln steckt, sondern nimmt die Lehre Gurnemanz' im Sinne eines abstrakten allgemeingültigen Gesetzes. In der Situation, in welcher Parzival sich auf der Gralburg befindet, wäre die Mitleidsfrage die »einzig richtige und notwendige Aktualisierung der höfisch-ritterlich-christlichen Lebensordnung gewesen, aus deren Geiste heraus ihn Gurnemanz einige lebendige Regeln gelehrt hat.» Parzival hört aber lieber auf das vermeintlich von Gurnemanz gegebene starre Gesetz als auf die ihm entgegentretende Anforderung der ethischen Ordnung, die auch hinter den lebendigen Regeln des Gurnemanz steht. Dem Helden der Dichtung fehle allerdings nicht die mitleidige Stimmung, aber trotz dieser verweigere er dem Nächsten den Akt der Nächstenliebe. Hierin besteht nach Keferstein seine Schuld. Und Parzivals Schuld werde dadurch noch verschärft, dass er die Fähigkeit zum Guten und zur Nächstenliebe besitzt, denn »je mehr Fähigkeit ein Mensch zum Guten hat und durch Taten beweist, um so schuldiger wird man ihn sprechen müssen, wenn er auch nur in einem einzigen Falle ethisch hier versagt».

Die Schuld Parzivals beruht also nach Kefersteins Meinung darauf, dass er seine mitleidige Gesinnung nicht in die Tat umsetzt. Die ethische Entscheidung solle nämlich nicht wie in der modernen Welt ganz ins Denken und in die Gesinnung gelegt werden, sondern nach mittelalterlicher Auffassung in das Faktum. An diesem Faktum hafte also die Schuld Parzivals mehr als an der Gesinnung.

Keferstein betont mehrmals, dass es sich in der inneren Entwicklung Parzivals nicht um die Entwicklung von einem

weltlichen Ritter zu einem christlichen handelt. Auch Gawan steht nicht als weltlicher Ritter antithetisch Parzival gegenüber. Beide gehören der christlichen Ritterwelt zu, aber Parzival ringt um ihr innerstes und eigentlichstes Wesen, während Gawan ihrer lichten und formenschönen Oberfläche zugewandt ist. Während wir Parzival als das feine und wache Gewissen der christlichen Ritterwelt verstehen dürfen, ist Gawan ihr glänzender und würdiger Repräsentant.

Weiter betont Keferstein im Gegensatz zu einigen früheren Interpretatoren, dass das Zentralmotiv der Dichtung nicht Parzivals Zweifel an Gott ist. Der Held der Dichtung ist nicht in erster Linie der »Gottsucher«, sondern er sucht den richtigen ethischen Weg, um die Taten zu vollbringen, die ihm den Weg zum Gral eröffnen.

Die Grundidee der Dichtung liegt nach Keferstein nicht in der modernen Idee einer selbstmächtigen Persönlichkeit, die Gott durch ihre Gesinnung und ihr Handeln unter ihren Willen zwingt, noch auch in dem Gedanken einer starr prädestinatorischen Gnade, die weder Gott noch den Menschen als freie und lebendige Personen begreift, sondern sie beruht auf dem notwendigen Nebeneinander von Gnade und eigener Kraft.

Die Interpretation der Gedanken des grossen mittelalterlichen Dichters, die uns der Verfasser des vorliegenden Buches bietet, ist ein ernster und interessanter Versuch, die mittelalterliche Denkweise zu erfassen. In manchem Punkt werden frühere Erklärungen bestritten und korrigiert. Doch fragt man sich, ob der vom Verfasser so scharf unterstrichene Unterschied zwischen s e i n e r Auffassung des Schuldproblems und der seiner Vorgänger wirklich so gross ist, wie er selbst meint. Man kann zwar zugeben, dass der Dualismus zwischen dem Ideal des weltlichen und des christlichen Ritters, den man gewohnt ist in der Entwicklung Parzivals zu sehen und den Keferstein verneinen will, etwas schematisch ist. Aber im grossen und ganzen handelt es sich ja auch nach seiner Meinung bei der ethischen Entwicklung des Helden der Dichtung um eine Verinnerlichung der Persönlichkeit, um eine Aneignung der inneren Werte, welche der christlichen Lehre eigen sind, im Gegensatz zu der früheren weltlichen Vollkommenheit, die von Keferstein als »innerlich hohl« bezeichnet wird. Andererseits kann man sich des Verdachts nicht erwehren, dass der Verfasser des Buches beim Versuch, sich in den Geist der Zeiten zu versenken, einen zu scharfen Dualismus zwischen dem

modernen und dem mittelalterlichen Denken anlegt, indem er die Bedeutung der mitleidigen Gesinnung als für das erstere und die der Tat als für das letztere charakteristisch bezeichnet und einander gegenüberstellt. Und wenn Keferstein hervorhebt, dass Parzival Gott nicht absagt, weil er an seine Existenz nicht glaubt, sondern weil er daran zweifelt, dass er der Mann dazu ist, die Welt nach vernünftigen und ethischen Gesetzen zu lenken, so fragt man sich, ob nicht auch bei dieser Interpretation von der Existenz des christlichen Gottes doch recht wenig übrigbleibt.

Hugo Suolahti

A. J. Storfer, *Im Dickicht der Sprache.* Wien, Verlag Dr. Rolf Passer. 307 S.

Der Verfasser dieses Buches ist nicht nur ein grundgelehrter und ungewöhnlich belesener Mann, sondern er besitzt auch die Fähigkeit, philologische Betrachtungen so spannend wie einen Roman und so amüsant wie eine Anekdotensammlung zu gestalten. In einem ersten Teil »Von A bis Z» gibt er eine interessante Etymologie von lauter seltenen oder merkwürdigen Wörtern (Fisimatenten, Jause, Killen, paschen usw.) mit einer überreichen Fülle von historischen, völkerpsychologischen und semasiologischen Untersuchungen. Ein zweiter Teil »Kreuz und quer» beschäftigt sich in zusammenhängender Form mit einer Reihe spezieller Fragen wie: Schweizerische Wörter im Hochdeutschen, Wiener Deutsch, Verwendung von Tiernamen als Krankheitsnamen, Sprachmengerei u. a. Besonders interessant und unterhaltend ist der Aufsatz »Aristophanische Zusammensetzungen», der ganz überraschende Wortungeheuer aus der Literatur auffindet. Jeder für Sprachstudien Interessierte wird mit Vergnügen und Nutzen das Buch durchstudieren.

J. Öhquist

Protokolle des Neuphilologischen Vereins

Sitzung am 30. April 1937. Den Vorsitz führte, in Abwesenheit des ersten Vorsitzenden, der zweite Vorsitzende, Dr. P. Katara.

§ 1. Die Protokolle vom 27. Februar und 15. März wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen und angenommen: Mag. phil. W. Blomstedt und Frl. Mag. phil. Svea Linko.

§ 3. Unterrichtsrat Dr. Solmu Nyström berichtete über die Reifeprüfung in den modernen Sprachen, und zwar besonders in der deutschen Sprache im Frühjahr 1937. Es folgte eine rege Diskussion, hauptsächlich über die Berechnung der Fehlerpoints, an der sich folgende Personen beteiligten: Dr. Nyström, Dr. Katara, Frl. Dr. von Harlem, Frl. Lindström, Frau Maliniemi, Frl. Pehu-Lehtonen, Frau Sarlin.

Sitzung am 25. September 1937. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. A. Långfors.

§ 1. Das Protokoll vom. 30. April wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Professor Dr. Emil Öhmann hielt einen Vortrag über das Thema »Französische Suffixe im Deutschen».

Sitzung am 30. Oktober 1937. Den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. A. Långfors. Der Sitzung wohnte als Gast und als Vortragender Professor Dr. Hans Teske aus Hamburg bei.

§ 1. Der Vorsitzende hiess Professor Teske in einer deutschen Ansprache willkommen.

§ 2. Professor Teske hielt einen Vortrag über das Thema »Der Wandel des literarischen Geschmacks in Deutschland seit dem Kriege.»

§ 3. Universitätslektor Léon Vaganay behandelte in einem Vortrag mit dem Titel »Claude Duret et les langues du monde au XVII^e siècle» das Kapitel des Werkes des genannten Polygraphen, in dem von der finnischen und einigen anderen nordischen Sprachen die Rede ist.

In fidem: Åke Furuhjelm

Eingesandte Literatur

Helene Adolf, Wortgeschichtliche Studien zum Leib/Seele-Problem. Mittelhochdeutsch *lîp* »Leib» und die Bezeichnungen für *corpus*. (Sonderhefte zur Zeitschrift für Religionspsychologie, hrsg. von *Karl Beth*, Sonderheft 5). Wien, Internationale Religionspsychologische Gesellschaft, 1937. 116 S. 8:o. Preis: S. 7.50, RM. 3.75.

Giovanni Allessio, Sull'etimologia del fr. »vignoble». Estratto dal vol. XXVII degli Studi Romanzi. Roma, 1937.

Aus Hansischem Raum. Schriftenreihe der Hansischen Gilde, Band 2: *R. H. Carsten*, Die *-ingen*-Namen der südlichen Nordseeküste. Ein Beitrag zur Siedlungsgeschichte der Chauken, Friesen und Sachsen. Hamburg, Paul Evert, 1937. 135 S. 8:o u. 3 Karten.

H. Bach, Die Thüringisch-Sächsische Kanzleisprache bis 1325. 1. Teil: Vokalismus. Kopenhagen, Levin & Munksgaard, 1937. 129 S. 8:o. Preis: D. Kr. 10.—.

Fr. Brie, Die nationale Literatur Schottlands. Halle (Saale), M. Niemeyer, 1937. XIII—371 S. 8:o. Preis: geb. RM. 16.—, geh. RM. 14.—.

Hilde Daum, Pierre Jurieu und seine Auseinandersetzung mit Antoine Arnauld im Streit um die Rechtfertigungs- und Gnadenlehre. (Marburger Beiträge zur romanischen Philologie, hrsg. von *Werner Krauss*, XXIII). Marburg (Lahn), Adolf Ebel, 1937. VI 167 S. 8:o. Preis: geh. RM. 6.50.

John W. Draper, 'My Switzers'. From The Modern Language Review, Vol. XXXII, No. 4. Cambridge, 1937.

Beatrice Friedmann, Die jonischen und attischen Wörter im Altlatein. Diss. Helsingfors, 1937. 130 S. 8:o.

Germanische Bibliothek, 1. Abt., Sammlung germ. Elementar- und Handbücher, 1. Reihe, Grammatiken, 21: H. *Koziol*, Handbuch der englischen Wortbildungslehre. Heidelberg, Carl Winter, 1937. XV—260 S. 8:o. Preis: geh. RM. 9. —, geb. RM.10.50.

Jean György, Étude sur la Chanson de Roland. Paris, E. Droz, 1936. 126 p.

Albert Hämäläinen. Das kultische Wachsfeuer der Mordwinen und Tscheremissen. Beiträge zur Erforschung der Religion und der Glaubensvorstellungen der finnisch-ugrischen Völker. Helsinki, 1937. 158 S. 8:o.

Albert Hämäläinen, Ein uraltes Fischereigerät. Sonderabdruck aus den Finnisch-ugrischen Forschungen, XXIV. Helsinki, 1937.

Albert Henry, Une œuvre trilingue de Jean de Stavelot. Extrait de Latomus, revue d'études latines, t. I, fasc. 3. Bruxelles, 1937.

Albert Henry, Wilhelm Meyer-Lübke. Extrait de Les dialectes belgo-romans, t. I, n:o 2—3. Bruxelles, 1937.

Yrjö Hirn, Ett Björnson-brev med några kommentarer. Oslo, 1937. 9 S. 4:o.

H. Holma et A. Maliniemi, Les étudiants finlandais à Paris au moyen âge. Helsinki, Imprimerie de la Société de littérature finnoise, 1937. 29 pages.

Iorgu Iordan, An Introduction to Romance Linguistics, its Schools and Scholars. Revised, translated and in parts recast by *John Orr*. London, Methuen & Co., 1937. XI—403 p. 8:o. Price: 5 sh.

R. Th. Ittner, The Christian Legend in German Literature since Romanticism (New York University, Ottendorfer Memo-

rial Series of Germanic Monographs, No. 28). Urbana, Illinois, 1937. VII—128 p. 8:o.

Eduard von Jan, Französische Literaturgeschichte in Grundzügen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1937. 388 S. Preis: Leinen RM. 5.80. In knappem Rahmen gibt das vorliegende Buch ein Gesamtbild des französischen Schrifttums bis zur Gegenwart. Es wurde dabei weniger Gewicht auf eine möglichst umfangreiche Aufzählung von Namen, Werken und Daten gelegt, als vielmehr auf die Darstellung der für das französische Geistesleben kennzeichnenden Wesenszüge, so auf den Zusammenhang zwischen nationalem und literarischem Geschehen. Dabei wurden einerseits diejenigen Schriftsteller und Werke eingehend behandelt, die zu Deutschland und dem deutschen Geistesleben in engerer Beziehung standen oder noch stehen. Andererseits wurden die germanischen Kultureinflüsse aufgezeigt, die sich vom Mittelalter bis in die Jetztzeit im französischen Geistesleben ausgewirkt haben. Die neuesten Forschungsergebnisse fanden dabei weitgehende Berücksichtigung. Das Buch wendet sich an den Romanisten, darüber hinaus auch an die Kreise aller Gebildeten, die Interesse an der französischen Geistes- und Kulturwelt nehmen und denen Zeit oder sprachliche Kenntnisse mangeln, um eine grössere Anzahl Autoren im Original zu lesen. Zu diesem Zwecke sind dem bedeutenden Werke kurze Inhaltsangaben beigefügt.

Karl Knauer, Ein Künstler poetischer Prosa in der französischen Vorromantik: Jean-François Marmontel (Habilitationsschrift). Bochum-Langendreer, Heinrich Pöppinghaus o. H.-G., 1936.

Le Conte de Poitiers, roman du treizième siècle, édité avec introduction, notes et glossaire par *V. Frédéric Koenig*. Paris, E. Droz, 1937. XXIII—63 p. 8:o.

Eva Koldewey, Über die Willensfreiheit im älteren englischen Drama. Würzburg, K. Triltsch, 1937. VIII—99 S. 8:o.

Adolf Kolsen, Altprovenzalisches, 17: Drei Gedichte des Raimbaut d'Aurenga. — 18: Das Sirventes des Joan d'Albuzo gegen Sorel. (Zeitschrift für romanische Philologie, 1937, S. 81—103).

Adolf Kolsen, Vier Lieder des Trobadors Raimon de Miraval. Estratto dall'Archivum Romanicum, XXI, n:o 2—3. 1937.

Adolf Kolsen, Zur Charakteristik des Trobadors Raimon de Miraval. Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXII (1937), S. 65—67.

K. S. Laurila, L'esthétique émotionaliste (extrait d'une communication faite au deuxième congrès international d'esthétique et de science de l'art). Helsinki, 1938. 5 p. 8:o.

Raphael Levy, Répertoire des lexiques du vieux français. X 65 p. 8:o. New York, Modern Language Association of America; London, Oxford University Press, 1937.

Augusto Malaret, Errores del Diccionario de Madrid. San Juan, Puerto Rico, Tipografía San Juan, 1936. 112 p. 8:o. Precio: $ 2.—.

La Obra de Malaret. Opiniones fragmentarias. San Juan, Puerto Rico, Tipografía San Juan, 1937. 87 p. 8:o.

A. Maliniemi, »De sancta Katherina». Eripainos Kirkkohistoriallisen Seuran Vuosikirjasta, XI—XIV. Helsinki, 1937. — Hymne en huit quatrains, *De sancta Katherina, sancte Birgitte filia*, inc. *Nunc claret hiis diebus*, dont les initiales et les finales forment deux acrostiches: *Nicolaus* et *Johannes*, que l'éditeur a identifiés comme désignant Johannes Matthei Joncopensis et Nicolaus Ragvaldi, sacrés tous les deux prêtres à Vadstena la même année 1476. Le codex Upsal. C 274, où cette pièce a été conservée, a en effet appartenu à ce couvent.

Mestari Patelin, suomentanut *O. Manninen*. W. Söderström Oy. 1937.

Ernst A. Meyer, Die Intonation im Schwedischen, I: Die Svea-mundarten. Stockholm, C. E. Fritze, 1937. VIII—240 S. 8:o. Preis: schw. Kr. 8.—.

Angelo Monteverdi, Le origini e il duecento. (Un cinquantennio di studi sulla letteratura italiana: 1886—1936. Saggi raccolti a cura della Società Filologica Romana, e dedicati a Vittorio Rossi). Firenze, G. C. Sansoni. 39 p. 8:o.

Norsk Riksmåls-Ordbok, H. 22. Oslo, H. Aschehoug, 1937. Preis: norw. Kr. 1.—.

Eino Railo, Yleisen kirjallisuuden historia, V—VI. Porvoo, Helsinki, Werner Söderström OY., 1937. Preis: Leinen je FM. 75.—, Leder FM. 125.—.

H.-Fr. Rosenfeld, Der Hl. Christophorus, seine Verehrung und seine Legende. Eine Untersuchung zur Kultgeographie und Legendenbildung des Mittelalters. Acta Academiae Aboensis, Humaniora, X: 3. XX 552 S. Åbo Akademi, 1937. XX—552 S. 8:o. Mit 8 Abbildungen und 3 Kartenbeilagen.

W. F. Schirmer, Geschichte der englischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. 8. 9. Lieferung (Schluss). Halle (Saale), M. Niemeyer, 1937. Preis jeder Lieferung: RM. 2.—.

G. Tilander, Acerca del »Livro de Falcoaria» de Pero Menino. De la Revista de Filología Española, XXIII (1936), p. 255—274.

G. Tilander, Los Fueros de Aragón según el manuscrito 458 de

la Biblioteca Nacional de Madrid. (Acta Reg. Societatis Humaniorum Litterarum Lundensis, XXV, 1937.) LXXVI—648 p. 8:o. Precio: S. Kr. 36.—.

G. Tilander, Sens et origine de *marcassin*. Romania, LXIII (1937), p. 494—506.

B. H. J. Weerenbeck, Remarques sur la linguistique et la langue française. Rede, uitgesproken bij de Aanvaarding van het Ambt van buitengewoon Hoogleeraar in de fransche en provençaalsche Taalkunde aan de R. K. Universiteit te Nijmegen. Nijmegen-Utrecht, Dekker & Van de Vegt, 1937.

Schriftenaustausch

Académie Royale Serbe, Bulletin de l'Académie des Lettres, n:os 1—2. Belgrade, 1935—7.

Acta Academiae Aboensis. Humaniora, X (1937).

Aevum, XI (1937), 4.

Akadeemilise Emakeele Seltsi Toimetised, XXX—XXXII. Tartu, 1937.

Analecta Bollandiana, LV (1937), 1—4.

Annales de l'Université de Paris, XII (1937), 5—6.

Annali della R. Scuola Normale Superiore di Pisa, s. II, vol. VI (1937), 1—4.

Archivum Philologicum, LX (1936), 7—12; LXI (1937), 1—3. Budapest.

Arkiv för nordisk filologi, LIII (1937), 2—3.

Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Atti (Anno accademico 1935—1936). Tomo XCV, parte seconda, dispensa seconda.

Berliner Beiträge zur romanischen Philologie, B. VII, 3: *G. Babin*, Das Medium im Altfranzösischen. 4: *Ilse Schoenian*, Die Sprache des Cartulaire ed l'Abbaye du Val-Benoît. Jena u. Leipzig, W. Gronau, 1937.

Boletim de Filologia, V (1937), 1—2.

H. W. Bornemann, Neidhart-Probleme. Diss. Hamburg, 1937.

H. Brahmstaedt, William Wordsworths politisches Denken im Zusammenhang mit seiner Weltanschauung von 1790 bis 1814. Diss. Hamburg, 1937.

G. Dimitriakos, Demetrios Poliorketes und Athen. Diss. Hamburg, 1937.

Rosemary Ferguson Dybwad, Die geschichtliche Entwicklung

der sozialen Arbeit in amerikanischen Frauengefängnissen. Diss. Hamburg, 1937.

Eesti Keel, XVI (1937), 1—4, 6.

Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures, ed. by *E. C. Armstrong*, 36: The Medieval French Roman d'Alexandre. Vol. I, Text of the Arsenal and Venice Versions, prepared with an Introduction and a Commentary by *M. S. La Du*. — 37: Vol. II, Version of Alexandre de Paris, Text, ed. by *E. C. Armstrong, D. L. Buffum, B. Edwards, L. F. H. Lowe*. Princeton University, U. S. A.; Paris, Les Presses Universitaires de France, 1937.

Frankfurter Quellen und Forschungen zur germanischen und romanischen Philologie, 17: *Clotilde Sennewaldt*, Les Miracles de sainte Genevieve, neu herausgegeben nach der einzigen Handschrift 1131 der Pariser Bibliothèque Sainte-Geneviève. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1937. Preis: geh. RM. 5. 60.

A. Grobmann, Das Naturrecht bei Luther und Calvin. Diss. Hamburg, 1935.

H. von Hadeln, Vom Wesen einer nazionalsozialistischen Weltgeschichte. Diss. Hamburg, 1935.

Suse Hallenstein, Nachbildung und Umformung der Bekenntnisse Augustins in der Lebensgeschichte Guiberts von Nogent. Diss. Hamburg, 1934.

W. Hansen, Die Verbreitung und Bedeutung der Schalensteine im Glauben und Brauch der Vorzeit. Diss. Hamburg, 1937.

Hilde Hüttmann, August Neander (David Mendel) in seiner Jugendentwicklung. Diss. Hamburg, 1936.

Institute of French Studies, Comparative Literature Studies: *Louis Sorieri*, Boccaccio's Story of Tito e Gisippo. New York, 1937. XV—268 p. 8:o.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXVI (1937), 3.

Junta para ampliación de estudios e investigaciones científicas. Ministerio de Instrucción pública: Trabajos de investigación y ampliación de estudios. Valencia, 1937.

Ingeborg Jurk-Bauer, Volkstümliche Lärminstrumente. Diss. Hamburg, 1937.

H. Kaitschik, Regierung und öffentliche Meinung Englands in ihrem Verhältnis zu Frankreich und Preussen-Deutschland im Zeitalter der deutschen Einigungskriege. Diss. Hamburg, 1935.

Hans Kalb, Die Namen der Säugetiere im Mittelenglischen. Diss. Berlin, 1937.

R. Kekow, Luther und die Devotio Moderna. Diss. Hamburg, 1937.

R. Klages, Johann Wolfgang Franck. Untersuchungen zu seiner Lebensgeschichte und zu seinen Kompositionen. Diss. Hamburg, 1937.

Les Langues Modernes, XXV (1937), 8—10.

H. Lehmann, Die deutsche Kanzlei zu Kopenhagen als Vorkämpferin für den Absolutismus in Dänemark und als Verwaltungszweig innerhalb des dänischen Verwaltungssystems bis 1676. Diss. Hamburg, 1936.

A Língua Portuguesa, V, 6—8.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LVIII (1937), 5—12.

London Mediæval Studies, edited by *R. W. Chambers, F. Norman, A. H. Smith*, I (1937), 1. Price: 10 sh.

H. Lorenzen, Typen deutscher Anekdotenerzählung (Kleist Hebel—Schäfer). Diss. Hamburg, 1935.

Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd 33, Nr. 2: *Ernst A. Kock*, Notationes Norrœnæ, 23. Lund, C. W. K. Gleerup; Leipzig, Otto Harrassowitz, 1937.

Manuels publiés par l'Institut Slave de Praha (en tchèque), tome III: *Eugène Ljackij*, Aperçu historique de la littérature russe, I: Ancienne littérature russe (XI^{e}—XVII^{e} siècle). 1937.

Meijerbergs Arkiv för Svensk Ordforskning, 1: *Evald Lidén*, Ordstudier. Göteborg, Elanders Boktryckeri Aktiebolag, 1937. 143 S. 8:o. Preis: schw. Kr. 3.—.

Modern Language Notes, LII (1937), 7. [S. 506—508: *Leo Spitzer*, »Die Sonne geht zu Gnaden». Die Auffassung W. Kurrelmeyers (Modern Language Notes 1937 S. 373), dass der bei Simon Roth vorkommende Passus das ort da die Sonn nider oder zu genaden gehet auf einem Druckfehler beruhe und in das ort da die Sonn nider oder zu *Gaden* gehet zu verbessern sei, wird von Spitzer mit Recht als unannehmbar zurückgewiesen. Spitzer weist darauf hin, dass der Ausdruck zu Gnaden gehen im Deutschen gut bezeugt ist, und somit keineswegs wegkonjiziert werden darf (vgl. auch Neuphilol. Mitteilungen 1937 S. 270—271). Ferner bringt Spitzer interessante Parallelen für diese Redensart aus den romanischen Sprachen bei und neigt dazu, in diesen Ausdrücken eine Widerspiegelung der Vorstellung vom Tode und von der Wiederauferstehung der Sonne zu sehen. *E.Ö.*]

Moderna Språk, XXXI (1937), 7—8.

Hans Müller, Die militärische Wirksamkeit des Prinzen Wilhelm von Preussen. Diss. Hamburg, 1937.

Museum, XLV (1937), 1—4.

Namn och Bygd, XXV (1937), 1—2.

Die neueren Sprachen, XLV (1937), 5, 9—10.

Neophilologus, XXII (1936); XXIII (1937), 1—2.

Nomina Germanica. Arkiv för germansk namnforskning, utgivet av *Jöran Sahlgren*. 3: *Olof von Feilitzen*, The Pre-Conquest Personal Names of Domesday Book. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1937. XXXI—430 p. 8:o.

Nordiska Texter och Undersökningar, 10: Bröllopsdikter på dialekt från 1600- och 1700-talen, samlade och utgivna av *Bengt Hesselman*. Stockholm, Hugo Geber, 1937.

Brigitte von Pflugh, Gestörte Familiengemeinschaft. Untersuchungen über Kinder aus verschiedenen Ehen. Diss. Hamburg, 1935.

PMLA, LII, 2—3.

H. Reinecke, Das Amt Ritzebüttel. Diss. Hamburg, 1935.

Revista Critică, XI (1937), 4.

Revista de filología española, XXIII (1936), 4.

Revue des langues romaes, LXVII (1935—6).

Romanische Forschungen, LI (1937), 3. Inhalt: *K. Vossler*, Die Dichtung der Trobadors und ihre europäische Wirkung, u. a.

H. Schaper, Das kulturelle Leben der nordischen Länder im Spiegel der Hamburger Presse des achtzehnten Jahrhunderts. Diss. Hamburg, 1936.

R. Schröter, Versuch einer grammatischen Auslegung des Kĕmĕring-Dialektes der Lampong-Sprache. Diss. Hamburg, 1937.

E. Schuldt, Religiöse Probleme bei Lord Byron. Diss. Hamburg, 1936.

H. Schwarz, Wallenstein und Gustaf Adolf nach dem Kurfürstentag zu Regensburg (1630). Diss. Hamburg, 1937.

Slavia, XIV (1937), 4; XV (1937), 1.

H.-J. Störig, Burckhardt als politischer Historiker. Diss. Hamburg, 1937.

Studi Medievali, V (1932).

Studia neophilogica, X (1938), 1.

University of California Publications in Modern Philology, Vol. XX, No. 1, pp. 1—56: *Clarence D. Brenner*, Le développement du proverbe dramatique en France et sa vogue au XVIII^e siècle. 1937. — *Dorothy Clotelle Clarke*, Una Bibliografía de versificación española, 1937.

University of Illinois Bulletin, Illinois Studies in Language and Literature, Vol. XX,

Nos. 3—4: *G. T. Flom*, The Old Norvegian General Low of the Gulathing. Price: $ 2.50.— XXI, Nos. 1—2: *A. V. Roche*, Les idées traditionnalistes en France, de Rivarol à Charles Maurras. 1937. Price: $ 2.50.—. — XXI, 3—4: *Flora Emma Ross*, Goethe in modern France. 1937. Price: $ 2.50.

A. Voelske, Die Entwicklung des »rassischen Antisemitismus» zum Mittelpunkt der Weltanschauung Eugen Dührings. Diss. Hamburg, 1936.

Volkstum und Kultur der Romanen, IX (1936), 3—4.

Frede Warburg, Samuel Johnson als Biograph. Diss. Hamburg, 1937.

Ingrid Warburg, Lucy Hutchinson, das Bild einer Puritanen. Diss. Hamburg, 1937.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LXI, 5—6. — Supplementheft XV der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, 1937: Ausgewählte Aufsätze von *Ernst Gamillscheg*. Festschrift zu seinem 50. Geburtstage am 28. Oktober 1937. 380 S. Preis: geh. RM. 19.50. — Dans ce beau volume, orné d'un portrait du jubilaire, ont été réunies, au nom de ses collègues, de ses élèves et de la maison d'édition qui publie la *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* que dirige M. Gamillscheg depuis de nombreuses années, une vingtaine de brèves études sorties de la plume du brillant et infatigable auteur du *Französisches etymologisches Wörterbuch* et de la *Romania Germanica*. Elles traitent de questions de linguistique générale (*Über sprachliche Abtrakta, Grammatik und Stilistik, Zur Einwirkung des Affekts auf den Sprachbau, Über Lautsubstitution*), mais surtout de divers problèmes romans, notamment français, rhétoromans, italiens et sardes (mais celles que l'auteur a consacrées au roumain n'ont pas été reproduites dans le présent volume). La rédaction des *Neuphilogische Mitteilungen* s'associe aux vœux de propérité qui s'adressent à l'éminent romaniste de Berlin à l'occasion de son cinquantenaire.

Zeitschrift für neusprachlichen Unterricht, XXXVI (1937), 5—6.

Mitteilungen

Lektor Dr. *Oskari Kajava* starb im vorigen Juni während eines Studienaufenthalts in Paris in seinem 48. Lebensjahre. Im J. 1928 verteidigte er eine Dissertation Études sur deux poèmes français relatifs à l'abbaye de Fécamp.

Cand. phil. *Veikko Väänänen* verteidigte am 18. Dezember zur Erlangung der Doktorwürde eine Abhandlung Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XL). 228 S. 8:o.

Einheimische Veröffentlichung: *A. Långfors*, Miracles de Gautier de Coinci, extraits du manuscrit de l'Ermitage (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XXXIV, 1937). LVI—389 S. 8:o.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, Mélanges de poésie lyrique française, VII, in Romania, LXIII (1937), S. 470—493. *Ders.*, Bespr. von Amédée Pagès, La poésie française en Catalogne du XII^e siècle à la fin du XIV^e, das., S. 532—4; von M. Delbouille, Le Roman du Castelain de Couci et de la dame de Fayel par Jakemes, das., S. 535—537; von Mary Alberta Savoie, A »Plantaire» in Honor of the Blessed Virgin Mary, taken from a French Manuscript of the XIVth Century, das., S. 539—541; von Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXI, 1—2, das., S. 545. — *Emil Öhmann*, Besprechung von W. Witte, Modern German Prose Usage, in der Deutschen Literaturzeitung, 1937, Sp. 1888—1889.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *O. Kajava*, Études sur deux poèmes français relatifs à l'abbaye de Fécamp, bespr. von A. Hilka in Zeitschrift für romanische Philologie, LVII (1937), S. 662. — *A. Långfors*, Notice des manuscrits 535 de la Bibliothèque municipale de Metz et 10047 des nouvelles acquisitions du fonds français de la Bibliothèque nationale, bespr. von M. Delbouille in Le Moyen Age, XLV (1935), S. 266—70. — *Tauno Nurmela*, Le sermon en vers de La chasteé as nonains de Gautier de Coinci, bespr. von Alfred Schulze in Deutsche Literaturzeitung, 5. Dezember 1937, Sp. 1881—2; von A. Jeanroy in Romania, LXIII (1937), S. 537—539. — *Holger Petersen Dyggve*, Les personnages du »Tournoiement aus dames», bespr. von E. Hoepffner in Revue des langues romanes, LXVII (1936), S. 507—8.

Saggi di etimologia

Riflessi romanzi del lat. a u r ī g ā r e »correre a gara».

Secondo il *Vocabolario della Crusca* 1890, p. 57, l'it. *gara* vale »contrasto vivo e pertinace fra due o più competenti od emuli, ciascuno dei quali si sforza di superare gli altri, a fin di conseguire un dato premio, onore, grado, ufficio e simili», e deriva »forse dall'arabo *ghara* o *gârah* »impeto, scorreria di gente armata a cavallo». Ad escludere un'origine arabica di questa voce basterebbe il fatto che essa non è popolare nei dialetti meridionali d'Italia e nella Sicilia,[1] dove l'influsso arabo si fece prevalentemente sentire.

Altra via fu battuta da quegli etimologi come il Diez[2], il Körting[3], il Pianigiani[4], lo Zaccaria,[5] il Bertoni,[6] ed altri, che videro in *gara* un deverbale del disusato *garare*, il quale attraverso la forma fr. (*se*) *garer*, »guardarsi», riprodurrebbe l'ant. alto ted. o franc. w a r ō n »badare, far attenzione». A questa derivazione si oppose decisamente il Meyer-Lübke, *REW*[3]. 9508, che la ritenne »begrifflich schwierig», senza però proporre qualche cosa di meglio.

Credo che l'origine della voce in questione vada ricercata nel latino e che bisogni partire dal verbo a u r ī g ā r e, ō r ī g ā r e »correre a gara» da a u r ī g a, ō r ī g a (Varrone)[7] »conduttore di carri o di cavalli» più tardi anche »corridore» »pilota».

[1] *Gara* figura nel *Vocabol. siciliano* del Traina (p. 427), ma non mi risulta che la voce sia popolare.

[2] *Etym. Wb. rom. Sprachen*, p. 374.

[3] *Latein.-rom. Wörterbuch*, 1891, n. 10358.

[4] *Vocabolario etimologico della lingua italiana*, s.v. gara.

[5] *L'elemento germanico nella lingua italiana*, Bologna 1901, p. 174.

[6] *L'elemento germanico*, ecc., p. 124.

[7] La forma con a- u- è un iperurbanismo, come mostra la sicura connessione di ō r e a e (a u r e a e) con ō s »bocca», Walde-Hofmann, *LEW*[3]. 85.

Da ō r ī g ā r e si sarà fatto un **regare*[1] per influsso del diffusissimo prefisso r e- di forme verbali[1] e da questo per un fenomeno di dissimilazione[2] o per l'illusione di sopprimere la sillaba prefissa *re-*[3] si sarà avuto un **gare*[4]. Adesso non è difficile che da espressioni come **fare a (re)gare* »gareggiare nella corsa» (cfr. it. familiare *fare a farsela* »gareggiare per soverchiarsi nei fatti e nei detti»), raffrontate con altre dove al verbo è sostituito un sostantivo al plurale (come *fare a pugni*, *fare a sassate*, ecc.), sia stato estratto un singolare *gara*[5] (sul modello di *corsa*, *lotta*). Nota che *gara* (come *corsa*) viene molto spesso adoperato come *plurale tantum* (*le gare* di canottaggio, *le corse* ai Parioli, ecc.). L'esistenza di un verbo **regare* »correre a gara» è testimoniato anche dal dalmatico *regata* (serbo-croato di Ponte, Besca *ragata* »gara»: lavorare, zappare *na ragatu*[6]) da cui sembra derivare il venez. *regata* »gara di velocità tra imbarcazioni», *andar a regata*, *regatar* »fare a gara, gareggiare, competere»[7], voci rimaste fin qui

---

[1] Le forme romanze partono da r e t u n d u s per il classico r o t u n d u s (Meyer-Lübke, *Einführung*, ecc., p. 159; *REW*³. 7400). Cfr. anche il veglioto *Repaño* (*Repagno* a. 1488, 1661, 1694) <r i p-a n e u m (r i p a), Bartoli, *Das Dalmatische* II, pp. 246, 344; *Remaur* (*Rimauri* a. 1443, in contrata *Rivi majoris*) ib. II, p. 246.

[2] Cfr. napol. *profikə* <c a p r i f i c u s.

[3] Cfr. it. *tondo* < r e t u n d u s.

[4] Non è raro che un verbo venga adoperato come sostantivo (cfr. it. *podere* »possessione campestre, fondo» <p o t ē r e, gr. mod. *φαγί* »vivanda, cibo» < *φαγεῖν* »mangiare»), fenomeno normale, per es., nel rumeno.

[5] Cfr. anche il moderno *fare a gara* senza articolo contro *fare alla lotta*, *alla guerra*, *alla sassaiola*.

[6] M. Bartoli, *Das Dalmatische* II, p. 254.

[7] G. Boerio, *Dizionario del dialetto veneziano*, Venezia 1829, p. 492. Disusato è *regatare* »far a regata»: »Virgilio . . . parla delle quattro navi che insieme contesero di velocità, o (come si dice volgarmente) *regatarono*» (Pantero Pantera, *L'Armata navale*, Roma 1614) citato dal Tommaseo-Bellini IV, p. 111.

oscure. Che *regata* nel veneziano sia d'importazione[1] mostra il *-t-* intervocalico conservato.

La voce *regata* è entrata a far parte della lingua letteraria.[2] Dal punto di vista del significato non vi è nessuna difficoltà a trarre *gara* e *regata* da un **regare* »correre a gara» (cfr. *concorrenza* da concurrĕre), per cui l'etimo da me proposto è non solo possibile, ma probabile.

Se *regata*, come sembra, è giunta a Venezia dalla Dalmazia, si può, di conseguenza, pensare che anche l'istituzione, che questa voce designa, e che credevasi tipicamente veneziana, è d'importazione dalla sponda opposta dell'Adriatico.

Rūfia, -āne »la fulva».

Oscura è rimasto fin qui l'origine della voce it. *ruffiana, -o* »mediatore di amori disonesti», voce che ricompare nell'antico fr. *rufien* (sec. XIV-XV), fr. *rufian*, spagn. *rufián*, port. *rufião* »alcoviteiro», ant. prov. *rufian;* eng. *ruffiaun*, it. merid. *ruffianu;* vallone *rouffian*, fino all'ingl. *ruffian* »a bully», e al gr. mod. *ρουφιάνος, -α.*

Il Diez[3], il Körting[4], il Bertoni[5], partono da un radicale

---

[1] Cfr. la storia del dalm. *galatina* <gel- diffusosi fino al fr. *galantine*; v. Bartoli, *Das Dalm.* I, p. 156, II, pp. 291, 364, 378; P. Skok, *ZRPh.* LVII, p. 473 sgg., che ricorda altri esempi istruttivi.

[2] Il Melzi dà questa spiegazione semplicistica »gara di barche poste in riga, per arrivare prima alla meta». Il Meyer-Lübke, *REW.* 2893, aveva connesso *regata* con l'it. *rigattare* »schelten» (s.v. ergastēriu m), più tardi col germ. kratten, *REW.* 1761, etimologia abbandonata nell'ultima edizione del *REW.*, dove la voce manca del tutto. Aggiungo qui che *rigattare* può essere un derivato di un *recaptare (per receptare); cfr. it. *riprendere* »rimproverare, sgridare» <reprehendere.

[3] *EWromSpr.*, p. 278.

[4] *Lateinisch-rom. Wb.*, 1891, n. 7016.

[5] *L'elemento germanico nella lingua italiana*, Genova, 1914, p. 173.

ant. alto ted. h r u f, r u f »escara, rogna»,[1] ma, secondo questo ultimo, l'origine ne è incerta. Altri, come il Pianigiani (*Vocab. etim.*, p. 1174), ricorrono ad un altro gruppo di voci germaniche imparentate col ted. mod. *Ruf* »grido, richiamo». Antico è anche il tentativo di derivare *ruffiano* da r ū f u s »rossiccio», suggerito dal fatto che le meretrici dell'antica Roma portavano i capelli rossi o biondi.

La via non era cattiva, ma la difficoltà maggiore stava nel mostrare come da r ū f u l u s, si fosse fatto **ruflanus* (Diez, Pianigiani e altri), quando le forme più antiche (*rufianae*, *ruffiani*[2] Du Cange) e i riflessi romanzi (se si eccettui il toscano) escludono la presenza nella base del nesso -f l-[3]. Non meno difficoltoso era spiegare la presenza del suffisso -ā n u s, sia che si partisse da una base germanica, sia che si movesse da una voce latina.

Ritengo che la spiegazione che sto per prospettare possa soddisfare gli studiosi, risultando superate le difficoltà insormontabili delle etimologie precedenti.

E' tradizione popolare che i capelli rossigni siano indice di un animo malvagio e depravato. Il proverbio italiano,

[1] Il Tommaseo-Bellini, *Vocab.* IV. p. 474, non pensa diversamente quando ricorre al confronto col »padov. *rufa* »forfora»; *rufare* »grattare»; e a denotare il mestiere senza parola, si grattavano il capo».

[2] Il Du Cange (V, p. 819) dà *ruffiani* »lenones» come *vox italica*. Vedi la documentazione: a. 1243: *rufiana* »meretrix, scortum, lena» (*Statuta Avenion.*), meretrices autem, *ruffiani* et barateri . . . (*Statuta Cadubrii*), *ruffinae* seu lenae (*Statuta Saonae*), habebat alium nepotem . . . semper ebrium et publicum *ruffianum* (Petrus Azarius, *Chronicon*, a. 1250—1360), manifesti peccatores, adulteri et adulterae . . . *ruffiani* et meretrices (Laurentius Byzinius, *Diarium belli Hussitici*, a. 1414—1423), che ci dice che *rufiana*, *-us* era molto diffuso nel latino cancelleresco in luogo del classico l e n a, -o. Cfr. anche *rufianus*, *ruff-*, *riff-* »ruffian, riffwin» in Dieffenbach, *Glossarium latino-germanicum mediae et infimae aetatis*, Francoforte 1857, p. 503.

[3] Cfr. fr. *flamme*, spagn. *llama*, port. *chamma*, calabr. *h'amma*, ecc. da f l a m m a.

rosso, mal pelo e l'insulto contenuto nelle espressioni *pilurussu* e *pelirrubbio*, rispettivamente del calabrese e dello spagnolo, sono riflessi di una superstizione molto antica.

Dall'epigramma di Marziale (XII 54):

> Crine ruber, niger ore, brevis pede, lumine laesus,
> rem magnam praestas, Zoile, si bonus es,

e da quello non meno caustico, che traggo dall'*Anthologia Palatina* (XI 358):

> *Ῥουφινιανός Ῥοῦφος ὦ δισύλλαβος*
> *συνεξέτεινε τοῖς κακοῖς τὰς συλλαβάς·*
> *οὐ λανθάνει δὲ τὴν δισύλλαβον Λίκην.*
> *Κληθήσεται γὰρ καὶ δισύλλαβος πάλιν,*
> *Ῥοῦφος κακοῦργος καὶ γόης, ὡς ἦν ποτέ.*

fino al brano seguente di un autore medioevale:

erat autem idem Fulco vir rufus, . . . fidelis, mansuetus, et contra leges illius coloris, affabilis, benignus, et misericors (Willelmus Tyrius, *de Fulcone Rege Hierosol.* XIV, cap. I),

è sempre lo stesso tema popolare che fa dei r ū f i degli uomini perversi, capaci delle azioni più abiette. A questa credenza è forse legata la fortuna dell'aggettivo italico r ū f u s[1], risonante di frequente nelle p o p i n a e del suburbio, voce che riuscì a soppiantare il lat. r u b e r. Fin dai tempi di Plauto, è attestato r ū f u s col senso di »uomo dai capelli rossigni» (*rufus quidam, Pseud.* IV 7, 120), essendo quest'aggettivo strettamente legato al colore dei capelli (*capilli . . . rufi τρίχες . . . πυῤῥαί, CGlLat.* III 350. 17).

E' noto anche che le meretrici portavano parrucche bionde o rossicce (»*ruffarum scilicet, seu meretricum, quibus capilli flavi seu rufi, cum matronarum nigri essent, ut observatum a* Fr. Pithaeo *et* Wovereno *ad Petronium*», Du Cange) fatte coi capelli biondi dei Germani, di cui si faceva gran mercato (»*nunc tibi captivos mittet Germania crines; culta triumphatae munere gentis eris*», Ovid., *am.* I 14, 45—46).

Avendo dunque l'aggettivo r ū f u s il valore dispregiativo

[1] Per il valore dispregiativo di questa voce, vedi Ernout-Meillet, *Diction. étymol. langue latine*, s. v.

a cui si è accennato ed essendo le vecchie meretrici, allora come ora, esperte particolarmente[1] nell'ignobile arte, detta l e n o c i n i u m, non è ipotesi inverosimile che da una nominata o soprannominata R ū f i a[2], la voce si sia diffusa nell'ambiente dei lupanari finendo col sostituire il classico l ē n a.

Non sembrerà adesso strano che il nome di una vecchia meretrice, mezzana di illeciti amori, germanicamente bionda o fulva, r ū f i a, sia stato germanicamente declinato r ū f i a, -ā n e, come i nomi propri germ. B e r t a (fr. *Berte*, *-ain*), A l d a (*Alde*, *-ain*), B l a n c a (*Blanche*, *-ien*), e non germanici (*Eve*, *-ain*), e i nomi femminili di parentela a m ĭ t a (fr. ant. *ante*, *-ain*), n o n n a (*none*, *-ain*), *n e p t i a (*niece*, *necien*) su cui p ū t t a (*pute*, *-ain*; it. *puttana*), Non è stato forse indifferente, a questo passaggio di r ū f i a alla declinazione in -a, -ā n e, la spinta del lat. l ē n o, -ō n e »ruffiano», della declinazione imparisillaba in nasale.[3]

Da r ū f i a, -ā n e si giunge regolarmente all'it. *ruffiana* (cfr. *puttana* da p u t t a »fanciulla», e i dialettali *mammana* »levatrice» da m a m m a, *ziana*» »zia» da t h i a), col suffisso in *-a* caratteristico del femminile [4]. Da *ruffiana* si è successivamente fatto un maschile *ruffiano*, che entra in tal modo nella analogia di *scrivano* < s c r i b a, -ā n e, *sagrestano* < *s a c r i s t a, -ā n e, e un aggettivo *ruffiano*, che coincide semanticamente con *mezzano* (< m e d i ā n u s »di mezzo») »media-

[1] Si sa che la donna è per natura portata al ruffianesimo. Basti qui rimandare al noto volume del Weininger, *Sesso e carattere* (traduzione G. Fenoglio), 2° ediz., Torino 1933. Nota che in latino la voce maschile l ē n o è senza dubbio rifatto sul femminile l ē n a, secondo il modello c a u p o : c ō p a, Walde-Hofmann, *LEW*³. 783.

[2] Cfr. il fr. *alphonse* »*souteneur*» e vedi il bel volume del Migliorini, *Dal nome proprio al nome comune* nella *Bibl. Archivum Romanicum* s. II, v. XIII (Ginevra 1927).

[3] Tra la declinazione in -a, -ā n e, e quella in -o, -ō n e vi è uno stretto parallelismo. Vedi Jud, *Recherches sur la genèse et la diffusion des accusatifs en* -a i n *et* -o n, Halle 1907.

[4] Cfr. anche it. *frana* <-f r ā g o, -ĭ n e, *borrana* <*b u r r ā g o, *lantana* <*l e n t ā g o, ecc.

tore, sensale, cozzone» > »sensale di matrimoni» > »mediatore di amori disonesti».[1]

Dall'Italia la voce *ruffiano* si è diffusa ad altri paesi di lingua romanza e non romanza, ma non sappiamo se in taluno di questi la voce sia stata anche originaria. Nel francese moderno *rufian* è certo forma recente di un più antico *ruffien* (sec. XIV)[2] in cui il suffisso *-ien* < -ā n e, preceduto da palatale, è perfettamente regolare (cfr. *Blanchien* < B l a n c ā n e, *necien* <*n e p t i ā n e), ma niente possiamo dire sul trattamento del radicale, mancando in questa lingua altri riflessi di origine latina che presentino il nesso -f j-.[3]

Concludendo il processo per cui si è giunti da r ū f u s a *ruffiano* deve essere stato a un dipresso il seguente. Il lat. [m u l i e r] r ū f a »donna dai capelli rossi (e per ciò di animo depravato)» deve aver fatto sì che il nome proprio R ū f i a, etimologicamente connesso col precedente, sia divenuto sinonimo di »meretrix» e poi sia passato ad indicare »la vecchia

---

[1] Boccaccio, *Decam.* III 71: estimò costui dover essere ottimo mezzano tra lei ed il suo amante.

Normale è il raddoppiamento di *-f-* in italiano (cfr. *cuffia* <c o̯ f e a, *seppia* <s ē p i a, *abbia* < h a b e a t).

[2] Traggo dal Du Cange: a 1399 icellui suppliant respondit qui il valoit bien un *ruffien*, que oncques il n'avoit esté *ruffien* et que les hommes mariez, qui menoient estranges femmes par le païs estoient *ruffiens*.

[3] Si ha *-jf-* in *coiffe* dal germ. c o̯ f e a, e *graiffe*, *greffe* da g r a f i a (gr. g r a p h i u m, *REW.* 3847); ci aspetteremmo perciò un **ruiffien*. Ma si tenga presente che nelle prime voci il nesso - f j - si trova in formula postonica, mentre in r ū f j á n e si troverebbe davanti all'accento e il trattamento potrebbe essere stato differente. Cfr. it. *gabbia*, fr. *cage* < c á v e a, ma it. *Caggiole*, fr. *geôle* (< fr. ant. *jaiole*) < c a v e ó l a. La voce *rufián* è regolare nello spagnolo (cfr. *escofia* e poi *gavia*, *lluvia*, *rabia* contro il portoghese *coifa*, *gaiva* (ant.), *chuiva*, *raiva*). Regolare è invece il port. *-ão* < -ā n e, -ā n u (cfr. *mão* < m a n u, *cão* < c a n e), e il suffisso *-áun* (*damáun* < d e-m ā n e, *karstiáun* < c h r i s t i ā n u) dell' engadinese. Il provenzale è fedele alla formula originaria, come lo spagnolo, e mantiene l'*i* (*gabia*, *rabia*). per cui *rufian-s* potrebbe essere anche indigéno.

meretrice imparruccata, che si presta a fin di lucro ad agevolare amori illeciti». La parrucca germanicamente bionda o rossigna di cui si adornavano queste megere, avrà probabilmente favorito il passaggio di R ū f i a alla categoria dei nomi germanici in -a, -ā n e, tanto più che il nome femminile B l a n c a, -ā n e (> fr. ant. *Blanche*, *-ien*), derivato dall'aggettivo germanico b l a n c u s, era sentito semanticamente affine a R ū f i a, dall'agg. r ū f u s, designando entrambi questi aggettivi dei colori. Divenuto nome comune r ū f i a, -ā n e, soppiantò completamente la voce classica l ē n a, che infatti non ha continuatori nelle lingue romanze. Avviene così che r ū f i a, -ā n e (> *ruffiana*) segue le sorti di un'altra voce latina germanicamente declinata p ū t t a, -ā n e (> *puttana* »prostituta») originariamente »ragazza», in cui il suffisso -ā n e ebbe forse il valore dispregiativo[1] che appare in altri suffissi germanici (-a l d: it. *ribaldo*, *spavaldo;* -h a r t: it. *bastardo*). La forma maschile *ruffiano* sembra rifatta su *ruffiana*, a meno che r ū f i a, -ā n e non sia stato sentito anche come maschile, essendo morfologicamente identico al germanico b a r b a, -ā n e »zio» (cfr. s c r i b a, *s a c r i s t a). Sulla diffusione di r u f i ā n e nella Romània nulla possiamo dire di positivo in mancanza di documentazione. Alcune forme proverranno probabilmente dall'italiano, altre, come il francese ant. *ruf(f)ien*, hanno tutta l'aria di essere indigene. Ulteriori ricerche potranno meglio indagare sulle cause della fortuna insperata dei riflessi di R ū f i a »la fulva».

Il preindoeuropeo *g a u r a »canale d'acqua» e l'italiano *gòra*.

Nei tentativi etimologici sul lessico dei dialetti settentrionali d'Italia, che si facevano poco più di un ventennio fa, tutto ciò che non era latino o celtico, veniva con vani sforzi riportato al germanico. Così *b a i t a »capanna», *REW*. 884, diffuso dalle Alpi ai Pirenei (cfr. basco *baita »chez»*) era stato

[1] Cfr. Migliorini, *o.c.*, p. 285. Aggiungi cal. *sofiana* »donna pingue» (da S o p h i a), v. Rohlfs, *Dizion. calabrese* II, p. 276.

derivato da un ant. alto ted. b a i t a »riposo, pace»,[1] e al germanico venivano ricondotte gli oscuri *greppo*, *sássola sé-* »votazza» (Caix), *zolla* (Diez), ecc., voci in cui più tardi si riconoscevano a ragione relitti lessicali del sostrato preindoeuropeo (b a i t a[2], c r a p p- / c r e p p- »roccia»[3], s a p s a / s e p s a »votazza»[4]) o italico ([t e r r a] s o l l a »terra compatta»)[5]. Che non si trattava di voci germaniche aveva affermato esplicitamente il Bertoni, *L'elem. germ.*, ecc. pp. 79, 175, scrivendo di *baita*, *sássola*, e implicitamente non accogliendo la voce *zolla* nel suo lessico.

Voce germanica era ritenuto anche l'it. *gòra* »canale d'acqua derivata da un fiume, torrente, o simili, o raccolta da' fossi che scendono dai monti, la quale si adopra in servizio di mulini, opifici o macchine mosse da forza idraulica, ed anche in servizio dell'irrigazione» (*Vocab. Crusca*), che il Körting[6], seguendo il Diez[7] vuole dal medio alto ted. *wuore* (svizz. *wuor*) »Damm zum Ableiten des Wassers». Su questa strada si è messo anche il Pianigiani[8], che ricorre all' ant. alto ted. w u o r î (m. a. t. *wuore*, ted. *Wehr*) »diga, argine», mentre il Bertoni, *o. c.*, p. 131, dichiara »si hanno difficoltà (e non solo di ordine fonetico) per una siffatta etimologia, alla quale purtroppo non saprei sostituire nulla di migliore». Ciò non ostante la voce *gora* figura, nell'ultima edizione del *REW.* 9578, riportata al m. a. t. w u o r »diga per derivare l'acqua».

Già in un documento[9] del 716 è attestato *gora*, documentato anche più tardi col valore di »canalis, aquae pluvialis ductus»

[1] Bertoni, *L'elemento germanico nella lingua italiana*, Genova 1914, pp. 79—80.

[2] Jud, *Bull. dialectologie rom.* III, p. 8.

[3] Alessio, *La base preindoeuropea* k a r r a, ecc., estr. *StEtr.* IX—X, pp. 32—33.

[4] Alessio, *ItDial.* XII, pp. 200—202.

[5] Alessio, *Annali R. Università Trieste* VIII (1936), pp. 182—1.

[6] *Rom.-lat. Wb.*, n. 10415.

[7] *Etym. Wb. rom. Spr.*, p. 376.

[8] *Vocab, etimologico della lingua italiana*, I, p. 629.

[9] Brunetti, *Cod. Diplomatico* I, p. 154.

(in una carta del 1097: *alio capo decurrit ei* g o r a *cum homni aqueducto, sicut curri aquam de molino*, Du Cange) fino alla *morta gora*, la palude di Stige nell'Inferno (VIII) dantesco.[1]

Che si debba vedere anche in *gora* una voce del sostrato?

Dal punto di vista delle idee, *gora* »canale d'acqua» entrerebbe a far parte di quella categoria concettuale di termini legati alla terra a cui appartengono tanti relitti del sostrato linguistico mediterraneo come a l b a »altura», m a l a »montagna», p a l a »costa di monte», m a r r a »slavino», n a b a »conca montuosa», b a r r a »precipizio», c a l a »fianco scosceso di monte», r a b a »smotta», g a n d a »ghiaieto», t a l a »terra», c a r r a »pietra», c r a p p a »roccia», s a m b r a »cavità nella roccia», ecc.,[2] e poi s a l a, s a r a »fosso d'acqua» (attestato dal badiotto *sala, sara;* marebbano *sala;* livin. *sala;* ampezz. *sala, sara*, ecc. ecc. nell'accezione generale di »piccolo canale dell'acqua, aperto» »grondaia» e da una lunga serie di toponimi)[3], il diffusissimo g a b a »corso d'acqua», messo in luce dal Bertoldi[4], con la forma parallela nasalizzata g a m b a »fosso, canale» che ci è dato ricostruire, oltre che dalla toponomastica, dal lessico siculo-calabrese [5], s a b a »cavità naturale del terreno»

[1] Cfr. il commento del Boccaccio: »*gora* è una parte d'acqua tratta per forza dal vero corso d'alcun fiume, e menata ad alcun mulino, o altro servizio, il quale fornito, si ritorna nel fiume onde era stata tratta» (*Comm. Dante* M. 2,140).

[2] Alessio, *Karra*, p. 3; *Italia antichissima* N. S. fasc. XI (1937), pp. 57—58.

[3] C. Battisti, *La voce prelatina* s a l a *e le sue possibile sopravvivenze*, *Studi Etr.* VII, pp. 267—277.

[4] Gava *e derivati nell'idronimia tirrena*, *Studi Etr.* III, pp. 293 320. Aggiungo qui il nome del torrente calabrese *Gavarella*, ed il vocabolo reggino (Óppido) *kavurru* »fosso oscuro» con un suffisso del sostrato attestato nel basco e dal sardo. Un toponimo sic. Fiume *Gavarrello* è ricordato dallo Scaturro (*Sciacca* I, p. 146).

[5] Cfr. sic. *gammitta* »ramo d'acquidoccio che dal condotto maestro porta l'acqua agli orti, giardini, ecc.» (Pasqualino) »solco maestro trasversale che serve a ricevere le acque soverchie del campo, acciocchè per via delle bocchette correr possan nei fossati con più facilità; capezzagine» (Traina) »solchi profondi e lunghi, fatti nei terreni vicino alle fiumane, affinchè diano scolo alle

e a u s a »corso d'acqua», basi richieste da numerosi toponimi mediterranei, che vanno dall'Asia minore all'Iberia[1], semanticamente molto vicini al nostro *gora*.

Dal punto di vista dei suoni vediamo che *gòra*, col suo *o* aperto (come in *òro* < a u r u m, *gòde* < g a u d e t, ecc.), sembra richiedere una base *g a u r a, col valore approssimativo di »canale d'acqua».

In g a u r a, così ricostruito, vediamo l'uscita in *-a*, frequentissimo in voci del sostrato, ed un aspetto morfologico che richiama quello di voci sicuramente preindoeuropee, come l'etr. *θaura* »sepolcro»: medit. t a u r o- »monte», il (pre)greco *λαύρα* »strada tagliata nella roccia», *λαῦρον· μέταλλον ἀργύρου παρὰ Ἀθηναίοις* Hes., iber. l a u r e x »coniglio», l a u s i a e (l a p i d e s) »lastre di pietra», per ricordare voci molto note.

Importante è il sussidio che in questa ricerca può fornirci la toponomastica. Ad un'area ligure ci riportano il G a u r a, denominazione di un giogo di monte nelle Alpi Graie (*Itin. Hier.*, p. 555), che sembra inseparabile dalla Cima di *Gaurón* (*Touring Club It.*, 15 D1) m. 1622 a Sud del Col di Tenda, al confine con la Provenza, forma che sembra metter capo ad

---

acque sorgenti, nei mesi di maggio, giugno, luglio» (De Gregorio, *Studi Glottol. Ital.* VII, p. 158); regg. *gambittu d'ákkua* »acquidoccio» (De Cristo), (Sipopoli) *gambittu* »canaletto di prosciugamento», (Molochio) »fossato», catanz. *gambitta* »sotterraneo»; cosent. *gambitta*, *gammitta*, *gammetta* »fosso prosciugatore, solco di prosciugamento» (Rohlfs, *Diz. cal.*, I, pp. 332 –3). Il Pagliaro (*Archivum Romanicum*, XVIII, pp. 366 –7) respinge l'etimo proposto dal De Gregorio, l.c., (dall'ar. *ghamṭ* »bere avidamente») che »fa difficoltà per il senso» e il mio raccostamento a g a v a (*Arch. St. Cal. Luc.* II, p. 262) esprimendosi: »per il passaggio di *v* in *b* assai difficilmente si potrà ammettere una parentela con il gruppo *gava* »corso d'acqua» (p. 367). E' chiaro che questa difficoltà è insussistente.

[1] G. Alessio, *Il nome del fiume* S a v u t o *ed una nuova base mediterranea* s a p- / s a b- »*esser cavo*», in *L'Italia Antichissima* N. S. fasc. XI, pp. 53 sgg.; *Il sardo* ausarra »*salice dei fiumi*» *e la base idronimica* a u s- *del sostrato linguistico mediterraneo*, estr. da *Studi Sardi* II (1936).

un *G a u r ō (n) in una zona dove la conservazione del dittongo -a u- è normale.[1] Attestato nel lessico piemontese *gòra* come facente parte della terminologia rurale (»canale di irrigazione per le campagne», Di Sant'Albino, p. 652), lo vediamo ricomparire nelle carte (Venezia, 13E6) *Goro*[2], (Pisa, 17E6) *Goro*, quest'ultimo nella stessa zona dove ci risultano toponimi come C. *Gori* (17CD3), Lago *Gora* (17B5), accanto a Lago *le Gore* (17C5), e *Gorasco* (17C4) con un suffisso tipico iberoligure[3] in una regione di confine tra Liguri ed Etruschi.[4]

Più difficile è di giudicare, in mancanza di forme di archivio, dei top. *Gorla* delle carte (Milano, 10A5), (10A3), *Gorle* (Bergamo, 4F2)[5], *Gorlago* (4F3) -ā c u m, che potrebbero nascondere un diminutivo *g a u r ŭ l a »piccolo canale», voce testimoniata nel lessico bresciano dove *gorla* vale »buco nell'acquaio»[6] senza poter decidere se va con i precedenti il *Gorla* (Perugia, 23F2) geograficamente distinto.[7]

Per la documentazione della base g a u r o- nell'Italia meri-

---

[1] Cfr. il toponimo vicino Cima di *Nauca* (15 D1) da *n a u c a »truogolo» (> fr. merid. *nauko* »Brunnentrog»), *REW.* 5859, 2, affine al precedente anche per il significato.

[2] Po di *Goro*, nome di un braccio del Po nell'estuario a Nord di Comacchio, che postula bene un g a u r o- »canale di derivazione».

[3] Vedi per ultimo, Alessio, *Karra*, p. 20 e n. 2.

[4] Escludiamo dalla comparazione i numerosi *Gorra*, *Gor(r)ino*, *Gurín*, *Gorrè*, *Gorrei*, *Gorreto* -ē t u m dal prelat. *g o r r a »salcio», *REW.* 3821.

[5] *Gorle* sul F. Serio e *Gorlago* sul F. Cherio distano meno di 10 km. tra di loro e son vicini alla ligure B e r g o m u m.

[6] G. B. Melchiorri, *Vocabolario bresciano-italiano*, Brescia 1817, p. 102. La voce vale anche »tonsilla» (vedi anche G. Rosa, *Voc. bresc.-it.*, Brescia 1877, p. 11). Non so pronunziarmi sul mil. *gorlo* »l'ombrella delle piante ombellate» (Cherubini, *Voc.* II, p. 248), com. *gôrlo* »mucchio, crocchio», *gôrlo de sass* »mucchio di pietre», *gorlet* »mucchietto» (P. Monti, *Vocab. del dial. di Como e della diocesi di Como*, Milano 1845, p. 104).

[7] Cfr. anche il corso Lago di *Goria* (25 bis 63) se è da *g a u r i a.

dionale, possiamo servirci dello studio diligente del Dr. Luigi Giliberti[1] che ricorda:

*Γ*AYPOY NOYKPIN, su una moneta di Nuceria Brezzia (Nocera Terinese, Catanzaro);

Monte G a u r u s, nella Campania fra Pozzuoli e il lago Lucrino ad oriente di Cuma, oggi M. *Gauro* »antico vulcano; vi si riconosce ancora il cratere»;

M. *Gauro* »ai piedi del quale sorge l'odierna Castellamare di Stabia, dal quale monte in un breve tratto di 875 mq. sgorgano ben 28 sorgenti di acque minerali»;

presso questo sorgeva G a u r ā n u m;

Gauro (36 F4), villaggio situato su un monte presso Montecorvino, Rovella (Salerno);

G a u r u s (a. 990), nome di località (*locus Stricturiae*)[2] nella medesima regione[3];

Stretto *Gauro*, presso il villaggio di Fortino (m. 778) »la valle del Torrente Nosicco si restringe prendendo il nome di *Stretto Gauro*»;

possessione G a u r o n i c a, un tempo sita in territorio di Sessa Aurunca limitrofo a quello di Sinuessa, presso l'attuale Mondragone;

Gaurana, località presso Mondragone, connesso quindi col precedente; »oggi però detto nome *Gaurana* va mutandosi in quello di *Incaldana*, perchè una speculazione che vorrebbe esser dotta, ha fatto derivare *Gaurana* dalle acque termali (calde dial. *káure*), che sono nei dintorni, le classiche Sinuessanae aquae»;

il nome del fiume G a r i s (*Garigliano*) se è da un anteriore *G a u r i -s, con riduzione di *au* in *a* (come per. es. in *Ναυπορία* = *Ναπορία*).[4]

[1] *Il filone toponomastico Gauro nell'Italia meridionale*, *RIGrIt.* XII, pp. 99—103.

[2] Cfr. s t r i c t u r a »via stricta, montium fauces» (Du Cange).

[3] *Codex dipl. Cavensis*, II, p. 308. Ediz. Hoepli: fine bia hantica que pergit in gauro.

[4] Su etr. *au: a*, v. Schulze, *Latein. Eigennamen*, p. 576. Lascio da parte i *Γαῦρον* dei territori greci (Pape, *Wb. der griech. EN*,

A questi possiamo ben aggiungere il top. *Γαυρα(εἰς τοῦ γαυρᾶ)* attestato nei diplomi bizantini della Sicilia (v. Cusa, *I diplomi greci ed arabi della Sicilia*, p. 342).

Dal lessico (*gòra*) alla toponomastica (G a u r a, G a u r u s, G a u r ā n u m; Po di *Goro*, *Gaurón*, *Gora*, *Gorla*, Stretto *Gauro*, *Gaurana*, ecc.) la base g a u r a »canale d'acqua» »gola di monte» sembra sufficientemente attestata almeno in Italia. La voce *gòra* non sarebbe isolata nel lessico se si potesse connettere col venez.,[1] triest. *gòrna* »doccia» »grondaia», passato al friulano dove *gòrne* vale »doccia» e sostituisce l'espressione indigena *canâl* (*dal mulin*)[2]. Si partirebbe da un *g a u r (i) n a[3], con sincope della vocale intertonica, nell'accezione di »piccolo canale».[4] Determinata in tal modo una base medi-

Braunschweig 1875, s.v.) per via dell'omofonia col greco *γαῦρος* »superbo». Il Giliberti attribuisce il valore semantico di »monte» a *g a u r o- soltanto perchè questa base designa dei monti o alture. Ho voluto mettere in rilievo, citando dei passi dello stesso Autore, come questi monti siano caratterizzati o da acque termali o da crateri o da una valle incassata in cui scorre un torrente. Se G a r i s fl. poi va connesso con *g a u r o-, come è propenso a credere lo stesso, risulta inverosimile attribuire il valore di »monte» ad una base che serve a designare un corso d'acqua.

Per la Penisola Iberica basti ricordare C a u r a, città della Baetica (Plin. 3. 3. 7), *Καύριον*, città della Lusitania (Ptolem. 2. 5. 8) > *Coria*, con la ben nota alternanza tra sorda e sonora.

[1] Secondo il Boerio (p. 312) in veneziano *gorna* avrebbe *o* stretto, e varrebbe »doccia, canaletto che serve di condotta all'acqua per inaffiare la terra delle ortaglie».

[2] Pirona, *Vocab. Friul.*, Udine 1935, p. 395. La connessione di queste voci con u r n a, *REW.* 9086, è da respingersi.

[3] Il suffisso -ĭ n a è ampiamente documentato nella toponomastica etrusco-mediterranea (cfr. M u t i n a, S a r s i n a, C a e c i n a, *Καμάρινα*, ecc. ecc.).

[4] Le voci meridionali calabro-sicule *gorna*, *gurna* »pozza, buca piena d'acqua, deposito d'acqua» sono dal gr. mod. *γοῦρνα* »vasca d'acqua» »stagno» a sua volta imprestito dal veneziano. Il Rohlfs, *EWuGr.* 172, pensa al greco ant. *γρώνη*. Nella toponomastica abbiamo *Gorna* (Verona, 12E 2) accanto a *Gorno* (Bergamo, 1 E 3) e vedi anche Olivieri, *Topon. ven.*, p. 328 e *Gorna*, *Gurna* frequentemente, in Calabria e in Sicilia. Dal. greco la voce *γοῦρνα* è passata anche nell'albanese *gurnë*, *gurë* f. »sorgente» (Meyer,

terranea *g a u r a (coi derivati *g a u r u l a > *Gorla*, *g a u r i n a > *gòrna*) possiamo procedere ulteriormente nella nostra analisi e vedervi un g a u-r a, con l'elemento formativo etrusco-mediterraneo *-ra*. Ora se il rapporto da me[1] riconosciuto tra medit. t a b a (micras. *τάβα πέτρα*) e t a u-r a (etr. *θaura* »tumulo sepolcrale», medit. t a u r o- »monte»), tra l a b a (cfr. *lapis* / *λέπας* »pietra») e l a u r a (gr. *λαύρα* »strada tagliata nella roccia», *λαῦρον* »galleria della miniera», iber. l a u r e x »coniglio»)[2] non è illusorio, il g a u r a, oggetto del

EWb. alb. Spr., p. 135). Il Melzi dà un it. *gòrna* »foro praticato in una pietra per lo scolo delle acque».

Il Petrocchi ha un antiquato *gòrna* »sinonimo di *gòra*».

[1] Vedi Alessio, *Karra* cit., pp. 3—4 n., 25 n. 2, 26 n.; *Il nome di Ragusa*, in *Beliće Zbornik* pp. 61—71. Il rapporto lat. *lepus*, sic. *λέπορι*ν, massal. *λεβηρίς*, iber. *l a p p a r-: iber. l a u r e x »animale che vive nei cunicoli, coniglio o lepre» sembra molto saldo; vedi, dopo di me (*Karra*), Bertoldi, *ZRPh.* LVII, p. 140. Se con g a b a vanno anche g a b ă t a, *γάβαθα*, *γάβενον* (anche g a v e s s a, *ThLL.*) »sorta di recipiente» (*LEW.*[3] 575), come mostrerebbero i calabresi *gávata*, *gávita* »truogolo; cunetta, canaletto d'acqua», *gávanu*, *gávina* »vassoio di terracotta, truogolo, catino; pozza d'acqua, canaletto lungo i margini delle strade» (Rohlfs, *Dizion. cal.*, I, pp. 337—8) si potrebbe pensare a ravvicinare anche g a u l u s (*γαυλός*, *γαῦλος*) »specie di vaso» »sorta di nave» (certamente voce non indoeuropea; v. Boisacq, *Dict. étym. langue grecque*, pp. 141—2) al nostro g a u-. Non c'è niente da obiettare all'etimo dato per il rumeno *gaură* »buco» <*c a v ŭ l a, *REW.* 1795 (cfr. ant. rum. *găun* <*c a v o, *REW.* 1794); per raccostarlo a g a u r a vi sarebbero difficoltà semantiche, ma non fonetiche (cfr. rum. *aur*, *taur*, ecc. col dittongo conservato). Non possono essere ricondotti a c a v u s i cilent. *γávaru* »vuoto», *γáfaru* »buca in un albero o in una roccia» (Rohlfs, *ZRPh.* LVII, p. 439), che presuppongono una base g a u r u s.

[2] Aggiungi precelt. *g r a u- c a (> fr. ant. *groue*, »terreno sabbioso», prov. *grauca* »terreno sterile») dal medit. g r a b a, per cui vedi Alessio, *Karra*, pp. 35—9. Per l'ampliamento in gutturale, cfr. l'etr. C a u c ē n a, che sta a base del nome di torrente *Gucenna* (Radicofani, Toscana), vedi Pieri, *Topon. Valle Arno*, p. 24; *Riv. ind. gr. it.* XVII, p. 82. Se g a u c o- (c a u c o-) è connesso con g a b-, come non è improbabile, si può andare più in là e ricondurre a questa famiglia il pregreco *καύκα*, *καυκίον* »coppa» »tazza», *καύκαλον* »cranio», *καυκάλιον* (cfr. *καυκαλίς* »pianta ombellifera»), il

nostro esame, andrebbe connesso con g a b a »canale in cui scorre l'acqua», e sarebbe in tal modo acquisito, per gli studiosi degli interessanti problemi del sostrato, un altro tratto caratteristico della fonetica mediterranea.

R. Università Trieste.

Giovanni Alessio

Die Troubadours, der Papst und der Kaiser

Die Lyrik der Troubadours des 13. Jahrhunderts enthält ziemlich oft scharfe satirische Ausfälle gegen die römische Kirche und gegen den Papst selbst. Diese kirchenfeindlichen Äusserungen werden in der Regel als Zeichen des Anwachsens der häretischen Stimmungen in der Provence ausgelegt. Als Argument dafür wird der Umstand angeführt, dass die meisten dieser Äusserungen in die Zeit der Albigenserkriege fallen.

Die nähere Betrachtung des Stoffes führt jedoch zu einer anderen Schlussfolgerung. Es kann nicht zufällig sein, dass die Troubadours sich niemals in die religiösen Kämpfe der Provence einmischen, dass sie in ihren Liedern weder Sympathien für die Häretiker äussern noch in orthodoxer Hinsicht verdächtige Meinungen aussprechen, obgleich ihr Hass gegen Rom masslos ist und die Schärfe ihrer Sprache beweist, dass sie sich unabhängig von der päpstlichen Macht fühlten und deswegen ihre Aufrichtigkeit nicht zu verschleiern brauchten.

tardo latino c a u c u m »coppa, vaso da bere» (condy poculum vel scyphus, unde bibitur, id est caucum, *CGlLat.* V. 297. 44; c a u c u s navis genus, Papias) con riflessi nelle lingue romanze (c a u c u s, *REW.* 1773; c a u, c e l l u s, *REW.* 1772); vedi Boisacq, *o. c.*, p. 422; Ernout-Meillet, *o. c.*, p. 159; Walde-Hofmann, *LEW*³. 184—5.

Non passerò sotto silenzio il topon. antico G a u c u s, nome di un fiume dell' Asia che si gettava nel Caspio (Anon. Rav. 2. 12. p. 78 Pind.). Se questi raccostamenti non sono infondati, il radicale g a b- avrebbe il valore originario di »incavo».

Der Text der Troubadourlieder selbst zeigt, wo wir die Beweggründe ihrer Satire zu suchen haben: wie Walter von der Vogelweide, so mischten sich auch einige Troubadours in die Kämpfe des Kaisers gegen Rom und die päpstliche Macht ein. Gerade diejenigen Lieder der Troubadours, die Rom am heftigsten angreifen, sind Friedrich II. gewidmet. Die Troubadours beschimpften den Papst, die Orden und die Geistlichkeit als Parteigänger Friedrichs II. Sie waren die literarischen Verteidiger seiner antiklerikalen Ansprüche. Da in diesem Kampf alle Mittel recht waren, genierten sich die Troubadours der kaiserlichen Kanzlei folgend nicht, alle Vorwürfe gegen die Geistlichen, die die gegenwärtigen Zustände verschuldeten und die lange publizistische Tradition lieferte, gegen Rom auszuschütten.

Zwei Troubadours sind in dieser Hinsicht besonders interessant: Peire Cardenal und Guilhem Figueira. Beide sind gute Katholiken und fromme Christen: sie kämpfen für das Wohl der Kirche und die christliche Moral, dennoch greifen beide Rom mit unerhörter Grobheit an.

Es ist instruktiv, ihre Gedankengänge zu verfolgen, um zu sehen, wie sie sich mit den Interessen ihrer Zeit verketten und ein Bild des literarischen ebenso wie des politischen Gesichtes ihrer Umwelt geben.

PEIRE CARDENAL

Dieser Dichter verfolgt in seinen Liedern fast ausschliesslich moralisch-didaktische Tendenzen. Er ist ein Prediger und Morallehrer. Die Welt ist seiner Ansicht nach dem Laster tief verfallen, die Tugend von der Bosheit niedergeschmettert. In allen Schichten und Ständen wird Unzucht getrieben. Klug ist daher nur derjenige, der bereut und sich im Gedanken an den nahen Tod der Busse zuwendet.

Auf dem Hintergrund der Schilderungen des allgemeinen Verfalls der Welt entwickelt der Dichter seine Auffassungen über die Begriffe des Reichtums und der Armut.

Lob der Armut, Verurteilung des Reichtums.

Im Liede *Lo saber* sagt der Dichter: »Das Wissen dieser Welt ist Torheit» (= 1 Cor. 3,19: Sapientia huius mundi stultitia est), »denn ich sehe, wie die Reichen weise und die Armen töricht und schlecht genannt werden. Die Wahrheit hat sich aber an dem reichen Prasser und an Lazarus offenbart, wer von den Beiden Gott vernachlässigt hat» (Luc. 16, 19 ff. — die Parabel von dem Reichen und Lazarus). »Der Reichtum dieser Welt ist Armut für diejenigen, die ihn durch Unrecht erworben haben, denn sie verlieren Gott und die eigene Seele» (Matth. 16, 25: quid enim prodest homini, si mundum universum lucretur, animae vero suae detrimentum patiatur).

Der Dichter begründet seine Gedanken mit Entlehnungen aus der Bibel und beginnt als Moralprediger. Auch der Schluss des Liedes gibt die evangelische Lehre wieder:

»Diejenigen, die von Gott geliebt werden wollen, . . . sollen nur das erwerben, was sie rechtmässig besitzen dürfen, indem sie den bedürftigen Armen Gutes tun» (Marc. 10, 21: quaecumque habes, vende et da pauperibus).[1]

Daneben hören wir aber andere Wendungen, die mehr von den Verhältnissen des irdischen Lebens sprechen und keinen Bezug auf die Seelenrettung nehmen: »Der arme Mann darf nicht ohne weiteres zurückgewiesen werden, denn er kann ebenso viel Verstand und Klugheit haben wie der Reiche. Es gibt unter den Armen gut unterrichtete Menschen, und wenn sie befragt

[1] In dem Liede *Tartarassa* erinnert Cardenal die Reichen an den nahen Tag des Todes und der Vergeltung, wobei er auf die evangelische Parabel Luc. 12,16 ff. anspielt (stulte, hac nocte animam tuam repetunt a te . . . sic est qui sibi thesaurizat et non est in Deum dives). Im Liede *Tos temps vir* wird dem Reichen das Schicksal des dives aus der Parabel de divite et Lazaro vorgehalten. Im Liede *Tot farai* paraphrasiert Cardenal die bereits zitierte evangelische Stelle Matth. 16,25 (Qui pert Dieu per autrui anvans ni s'arma per autrui bezans, razos vol que mal li'n prenda). Auch im Liede *Si tot* erinnert der Dichter diejenigen, die das Geld zu ihrem Gott machen, daran, dass beim Tode der Reichtum nichts helfen wird (ds. auch im Liede *A totas partz*).

werden, geben sie guten untrüglichen Rat, so dass der, der ihnen folgt, keinen Schaden hat.» [1]

Cardenal tritt durch diese Äusserungen in Widerspruch mit der evangelischen Lehre, wonach der Besitz von Reichtümern ohne weiteres verurteilt wird, und versucht, die Gleichwertigkeit der Armen und der Reichen zu beweisen. Die theologische Argumentation wird durch den Alltagsgedanken ersetzt, dass auch der Arme klug und im praktischen Leben nützlich und tugendhaft sein kann.

Der Dichter betrachtet auf diese Weise dasselbe Problem von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus. Bald wird das Seelenheil unter vollständiger Verschmähung irdischer Güter im Auge gehalten, bald werden die Bedingungen des praktischen Lebens ohne jegliche Projektion in das Himmelreich berücksichtigt.

Denselben Widerspruch und Zusammenstoss zweier entgegengesetzten Gesichtspunkte treffen wir auch in anderen Liedern von Cardenal. Dementsprechend zeigt sich der Dichter gleichzeitig als Asket und Theologe und als Soziallehrer, der die Beziehung der sozialen Schichten der Armen und der Reichen zueinander nach seiner eigenen Art lösen will.

»Die unwissende Welt lobt diejenigen», sagt Cardenal im Liede *Pus ma boca*, »die sich durch Unrecht Mauern und Paläste bauen. In Wirklichkeit wird der Reiche, je besser er sich kleidet und sich ernährt, um so eher dafür Schmerz und Pein ernten» (dolor e pena e pantais) (= Luc. 13, 28: ibi erit fletus et stridor dentium).

»Der gute, duldsame Arme (Lo bons paupres paciens) wird durch die Qualen des Lebens geläutert wie Gold im Feuer.»

Ähnliche Äusserungen finden sich auch in zahlreichen anderen Liedern:

A totas: »Die Welt hat sich zum Schlimmen gewendet: der geizige Reiche wird geehrt und der tüchtige Arme infolge seiner Armut erniedrigt.»

[1] Der Dichter denkt an die Sentenz von Cato, III, 10: Utile consilium, domine, ne despice servi; vgl. Arch. Rom. 1929, 278.

Selh jorn: »Der arme bedürftige Mensch wird wenig geliebt, der Reiche und Stolze wird mit Wohlwollen empfangen. Der Arme hat im Vergleich mit dem Reichen keinen Verstand, weil jetzt der Verräter mehr weiss als zwei Unschuldige.»

Tals cuia: »Ein einfacher armer Mann, der in Frieden lebt und sein Elend trägt, ist besser als ein Graf, der auf seine niedrigen Sünden stolz ist und vor Unehre keine Angst hat. Dem Schlichten gefällt das gerechte Leben, und der Graf ist unzufrieden mit Gott und den Heiligen.»

In anderen Liedern wird das soziale Moment stärker betont: »Die Reichen haben mit dem Armen weniger Mitleid als Kain mit Abel; sie haben grössere Lust zum Rauben als Wölfe, und sie lügen mehr als Dirnen aus einem Hurenhaus» (*Tos temps azir*).

»Könige und Grafen, Amtmänner und Seneschals wollen Schlösser und Städte an sich reissen und das arme Volk durch Unrecht zu grunde richten. Dasselbe tun auch die Barone, wobei jeder sagt: ich werde das Meinige nehmen. Und dabei sind sie so arm wie Wallfahrer» (*Mon chantar*).

»Jetzt redet man nur mit jenen, die in Überfülle Wein und »anona» (Essvorräte) haben. Mit armen Personen hält man keine Freundschaft» (*Falsedatz*).

Das ganze Lied *Qui ve* richtet sich gegen die üblen Reichen, die nach Cardenal böser sind als Diebe und schlimmere Teufelswerke verrichten als Räuber.

Im Liede *Un sirventes qu'er miegz mals* verflucht der Dichter die Geistlichen und die Barone, die viel nehmen und wenig geben, und lobt die tüchtigen Armen.

Dieser Hass Cardenals gegen die Reichen und die ständige Hervorhebung des tugendhaften Armen kann, wie gesagt, durch die evangelische Lehre nicht restlos erklärt werden.

Wir müssen zu diesem Zwecke die verbreiteten Auffassungen der Epoche über die Begriffe arm und reich heranziehen, die einerseits religiöse, andererseits aber auch soziale Hintergründe hatten.

Die erste Hälfte des 13. Jh. ist die Zeit der besonderen Verbreitung der Armenorden und Armensekten.

Der Franziskanerorden stand an der Spitze der legalen Armutspropaganda. Der heilige Franz predigte absolute Armut und verlangte von seinen Anhängern Verzicht auf jedes Eigentum. Nach seinem Tode (1226) begann jedoch in dem Orden sofort der Kampf um die Milderung der Vorschriften des Gründers. Die Führer des Ordens wurden zu diesem Kampf durch den Besitz irdischer Güter verleitet. Im J. 1230 wurde den Mitgliedern des Ordens das Recht auf den Besitz von Mobilien und Immobilien zuerkannt, wogegen seitens der asketisch veranlagten Brüder scharfe Einwände erhoben wurden.[1]

Im Jahre 1220 wurde die Regel der Armut auch in die Statuten des Dominikanerordens aufgenommen.[2]

Neben dieser offiziellen Entwicklung des Armutsgedankens breitete sich die Armutspropaganda auf halblegalem Wege aus. Die sogenannten Armen von Lyon wurden vom Papst bereits im J. 1184 verurteilt (qui pauperes de Lugduno falso nomine mentiuntur, Mansi, Conc. XXII, 476). Diese Armen, die sich *humiliati* nannten, gruppierten sich um Peter Valdes († 1217). Sie erlegten sich, wie auch die Albigenser, absolute Armut auf und verteilten den Überschuss ihrer täglichen Einkünfte unter die Besitzlosen. Da diese Propaganda den Kirchenfürsten wenig angenehm war, dabei aber sehr schnelle Verbreitung fand, bemühte sich die Kirche, die Bewegung in einen legalen Rahmen zu fassen. So entstanden im Jahre 1201 die der katholischen Kirche treuen »Humiliaten», im J. 1208 die »katholischen Armen» (pauperes catholici — die mit der Kirche versöhnten pauperes de Lugduno) und im J. 1210 die »wieder vereinigten Lombarden» (die bekehrten italienischen Waldenser). Der Papst nahm alle diese Orden unter seinen Schutz; von den reichen Kirchenfürsten der Zeit wurden sie jedoch schief angesehen. Es ist den Treibereien der Prälaten zu verdanken, dass im J. 1212 die

[1] Vgl. K. Müller, Die Anfänge des Minoritenordens, 1885, 185 ff.; K. Balthasar, Geschichte des Armenstreites im Franziskanerorden, 1911, 107 ff.

[2] G. R. Galbraith, The Constitution of the Dominican Order, 1925, 35 ff.

Armenorden verboten wurden. Die Bekämpfung war übrigens gegenseitig, weil auch die Armen ihre scharfe Abneigung gegen die Geistlichen zum Ausdruck brachten.[1]

Die Armutspredigt war auf diese Weise an der Tagesordnung, und Peire Cardenal stand mit seinem Tadel des Reichtums und dem Lob der Armut in engem Zusammenhang mit den Geistesströmungen der Epoche. Seine Äusserungen sind aber auch politisch mit den brennenden Interessen der Zeit verbunden. Das Lob der Armut und der Tadel des Reichtums wandte sich im wesentlichen gegen die römisch-katholische Hierarchie, und die beiden Momente wurden sehr geschickt im Kampfe gegen die weltliche Macht der Kirche seitens der kaiserlichen Kanzlei ausgenutzt. Auch Peire Cardenal benutzte die beiden Argumente gerade in denjenigen Liedern, die sich gegen die Ansprüche Roms wandten und Friedrich II. lobten.[2]

Cardenal und Friedrich II.

Der Streit zwischen dem Papst und dem Kaiser um die weltliche Macht ist alten Datums. In den drei Bänden der *Libelli de lite* der *Monumenta Germaniae* ist die dazu gehörige Literatur zusammengestellt. Uns interessiert aber weder das 11. noch das 12. Jahrhundert, in denen dieser Streit die südprovenzalische Gesellschaft nicht berührte. Von Bedeutung für die Auslegung der Troubadourlieder ist dagegen der Kampf Friedrichs II., den er unerbittlich gegen die Päpste führte.

Friedrich II., der die Kaiserkrone als päpstlicher Kandidat bekommen und dem Papst Treue und Untertänigkeit gelobt hat, hat sich bald dem päpstlichen Stuhl ungehorsam gezeigt. Im Jahre 1227 wurde Friedrich vom Papste exkommuniziert, weil er den Kreuzzug hinausschob. Nach der Rückkehr Friedrichs von

---

[1] J. B. Pierron, Die Katholischen Armen, 1911.

[2] So z. B. im Liede *Li clerc si fan pastor*, in dem Cardenal die Ansprüche der Geistlichen auf die weltliche Macht zurückweist und dabei u. a. sagt: »An ihren hohen Tafeln sehe ich Taugenichtse sitzen ... Niemals sah ich dort bettelarme Jungen neben den Reichen sitzen.»

Palästina wurde der Papst infolge der Übermacht des Kaisers zur Versöhnung gezwungen. Die Kämpfe Friedrichs gegen die Lombarden führten zu neuen Schwierigkeiten, die der Papst ausnutzte. Er stellte sich auf die Seite der Lombarden und forderte Anerkennung seiner politischen Oberhoheit in Italien. Die Beziehungen spitzten sich zu. Gregor IX. exkommuniziert Friedrich II. am 20. März 1239. Friedrich liess dagegen die dem Papst treuen Orden der Franziskaner und Dominikaner aus Apulien und Sizilien vertreiben (1240). Der Papst berief ein Konzil nach Rom ein, die Delegierten wurden aber von den Kräften Friedrichs auf dem Seewege nach Rom überfallen, teils umgebracht und teils gefangen genommen. Der Papst Gregor starb inzwischen (1241). Sein Nachfolger wurde im J. 1243 gewählt. Dieser (Innozenz IV.) floh nach Genua und dann nach Lyon. Hier tagte das berühmte Konzil von Lyon (1245), auf dem Innozenz IV. die Absetzung Friedrichs vom Kaiserthrone proklamierte, dessen Untertanen vom Eid befreite und die Fürsten zur Wahl eines neuen Kaisers aufforderte. Als Friedrich von diesem Beschluss des Lyoner Konzils erfuhr, liess er angeblich seine Kronen herbeibringen, setzte sich eine davon auf das Haupt und sagte: »Ich habe meine Kronen noch, und weder der Papst noch das Konzil können sie mir wegnehmen.» In den darauf folgenden Kriegen hatte Friedrich keinen entscheidenden Erfolg mehr, und sein Tod (1250) symbolisierte seine endgültige Niederlage.

Genau in die Zeit der erbittertsten Kämpfe Friedrichs II. mit dem Papste fallen die schärfsten Ausfälle der Troubadours gegen Rom und die Geistlichen. Ein Vergleich der Lieder der Troubadours mit den entsprechenden Dokumenten und Pamphleten der kaiserlichen Kanzlei, ebenso wie der Umstand, dass die Dichter selbst auf den Streit anspielen und sich für Friedrich erklären, zeigt, dass sie in Kontakt mit der publizistischen Tätigkeit des kaiserlichen Hofes standen. Die Troubadours griffen Rom an, weil sie Parteigänger Friedrichs II. waren.

Peire Cardenal dichtete nach dem Konzil von Lyon, auf dem die Absetzung Friedrichs II. vom kaiserlichen Thron erklärt wurde, das Lied *Li clerc si fan pastor*, in dem es heisst:

»Die Geistlichen stellen sich als Hirten hin und sind in Wirklichkeit Mörder, wenn sie auch heilig erscheinen, nachdem sie ihren Ornat angezogen haben. Das erinnert mich an Isengrinus, der einmal in einen Schafstall eindringen wollte. Aus Angst vor den Hunden zog er ein Schaffell an, und so führte er sie irre, so dass er fressen konnte, was er nur wollte» (I. Str.).

»Könige und Kaiser, Herzöge, Grafen und ihresgleichen und Ritter dazu haben die Welt regiert. Jetzt sehe ich, wie die Geistlichen durch Nehmen und Verrat und Heuchelei, durch Gewalt und Predigt die Macht ergriffen haben. Sie werden dabei verstimmt, wenn jemand ihnen nicht Alles überlässt . . .» (II. Str.).

»In demselben Masse wie sie grösser sind, besitzen sie weniger Tüchtigkeit und mehr Torheit, weniger Wahrheitsliebe und mehr Verlogenheit» . . . (III. Str.).

»Ich behaupte von den Geistlichen, dass von der ältesten Zeit bis heute keine grösseren Gottesfeinde als sie existierten.»

»In den Refektorien der Geistlichen sieht man Taugenichtse, die dort wahllos zugelassen werden, aber einen Armen neben den Reichen wird man dort nicht treffen» (IV. Str.).

»Die Alcais (arabische Obrigkeitspersonen) und Almansor (Kalifen) brauchen jetzt keine Angst zu haben, dass die Äbte und Priore sie angreifen, ihre Länder erobern und sie in Not setzen werden. Denn sie sind in Sorgen um diese Welt und darum, wie sie Friedrich absetzen könnten. Aber mancher forderte ihn heraus, der sich dessen nicht erfreute» (V. Str.).

»Geistliche, wer euch mit aufrichtigem Herzen gewählt hat, hat sich in seiner Berechnung geirrt, denn man hat niemals schlechtere Leute, als ihr seid, gesehen» (VI. Str.).

Die Chronologie des Liedes ist durch die 5. Strophe gegeben, in der Cardenal einerseits auf die Absetzung Friedrichs, andererseits auf die Aufgabe der Kreuzzugspredigt gegen die Ungläubigen seitens der römischen Kirche anspielt.

Nach dem Absetzungsurteil des Konzils von Lyon (1245) konzentrierte Innozenz IV. alle seinen Bemühungen auf den Kampf gegen Friedrich II., wobei er im Jahre 1246 anordnete, die Kreuzzugspredigt gegen die Ungläubigen in Deutschland zu

unterbrechen und den Kreuzzug gegen den Gottesfeind Friedrich zu beginnen (E. Berger, St.-Louis et Innocent IV, 1893, 231). Am 9. November 1247 erklärte der Papst, dass der Kreuzzug gegen den Häretiker Friedrich wichtiger wäre als der Kreuzzug nach dem Heiligen Lande (Böhmer, Regesta imperii, V, 1881, No. 7896).

Das ganze Lied von Cardenal stellt eine dichterische Paraphrase der kaiserlichen Anschuldigungen gegen den Papst und die Geistlichen dar.

In der ersten Strophe vergleicht der Dichter die Geistlichen mit Wölfen im Schaffell. Dieser Vergleich ist biblisch (Matth. 7, 15: Attendite a falsis prophetis, qui veniunt ad vos in vestimentis ovium, intrinsecus autem sunt lupi rapaces). Er kommt aber besonders oft in Briefen Friedrichs gegen den Papst vor. Der biblische Text wird wörtlich im Briefe aus dem Jahre 1227 (Antwort Friedrichs auf die Exkommunizierung) angeführt (Huillard-Bréholles, Historia diplomatica Frederici secundi, III, 48 f.). Im Jahre 1239 schreibt Friedrich (nach der zweiten Exkommunizierung): ploret igitur mater ecclesia, quod pastor gregis Domini (= papa) factus est lupus rapax (Huillard-Bréholles, V, 311). Im Jahre 1246 sagt er wiederum: lupi rapaces in ovium vestimentis.[1]

Die zweite Strophe berührt das Thema von der Übermacht der Geistlichen zu Ungunsten der weltlichen Fürsten.

Das ist die These, die von der kaiserlichen Kanzlei ständig immer wieder aufgerollt wurde. Friedrich behauptete im Gegensatz zu den Ansprüchen Roms, dass die kaiserliche Macht vollkommen rechtmässig und vom Papst unabhängig sei, dass die Päpste dagegen sich widerrechtlich weltliche Prärogativen angeeignet hätten und sich in die weltlichen Angelegenheiten einmischten.

Am. 22. September 1245 schreibt Friedrich einen Brief an den französischen König, in dem er sich über seinen Streit mit Rom folgenderweise äussert:

[1] E. Winkelmann, Acta imperii inedita, 1885, 2, 52.

Cum per aliquos retroactos Romanae sedis antistites et presentem nos et alios reges, principes orbis et nobiles regna, principatus, honores quoslibet et jurisdictiones habentes gravatos merito censeamus, ex eo quod ipsi contra Deum et justitiam posse sibi jurisdictionem et auctoritatem usurpant instituendi et destituendi seu removendi ab imperio, regnis, principatibus et honoribus suis imperatores, reges et principes seu quoscunque magnates, temporalem auctoritatem in eos temporaliter exercendo, absolvendo etiam a sacramentis quibus dominis suis vassalli tenentur, contra dominos excommunicationis tantummodo sententia promulgata, quodque questione sive discensione inter dominos et vassallos seu inter duos nobiles et vicinos invicem contendentes, prout assolet, emergente, predicti summi pontifices ad petitionem unius partis tantummodo partes suas temporaliter interponunt, volendo ipsos invitos in se compromittere vel aliter ad concordiam cohercere, et alligando se fidelibus contra dominos aut uni de partibus supradictis, quod non prius pacem cum aliis faciant quam alligatos sibi ponant in pace, recipiendo similiter promissionem de non faciendo pacem cum dominis a vassallis; idem ex eo quod predicti summi pontifices in prejudicium jurisdictionis et honoris regum et principum predictorum, ad petitionem clericorum seu laycorum, cognitiones causarum de rebus temporalibus, possessionibus pheodalibus seu burgesaticis in ecclesiastico foro tractandas recipiunt et committunt: ecce quod nos ad predictam injuriam documentis evidentibus ostendendam et ipsam a nobis et eis rationabiliter removendam magistrum Petrum de Vinea . . . providimus . . .[1]

Dieselben Klagen hören wir auch im Manifest von Friedrich II. aus dem Ende des Jahres 1245, dass die Geistlichen *nec imperatorem nec regem aliqua veneratione dignantur*. Er weist auf die grosse Gefahr für alle Fürsten hin, denn der Papst wage sogar gegen ihn, den Kaiser, das Absetzungsurteil zu verkündigen (Winkelmann, Acta imperii inedita, II, S. 49). Im Jahre 1247 kommt Friedrich auf dieselben Gedanken zurück, indem er zwischen den Prärogativen der Fürsten und der Geistlichen eine Grenze zieht. Er zitiert den biblischen Satz: *Reddite que sunt Cesaris Cesari et que sunt Dei Deo* und betont, dass die Macht der Fürsten rechtsmässig erworben worden und dass die Einmischung der Geistlichen widerrechtlich sei: Nos omnes regni

[1] Monumenta Germaniae, Constitutiones, II, No. 264.

majores attento animo percipientes, quod regnum non per jus scriptum nec per clericorum arrogantiam, sed per sudores bellicos fuerit acquisitum, statuimus . . . (weiter folgen die Bestimmungen, die die Macht der Geistlichen auf die kirchlichen Angelegenheiten beschränkten).[1]

In der dritten Strophe schildert Cardenal die Sittenlosigkeit der Geistlichen, indem er den Kunstgriff der Antithese verwendet. Es ist interessant zu bemerken, dass sich ähnliche Antithesen gegen den Papst und die Geistlichen auch in dem kaiserlichen Pamphlet aus dem Jahre 1246 vorfinden: qui sunt pacis hostes, quietis publice turbatores . . . qui fornaces odiorum accendunt, ignem caritatis extinguunt, qui scrupulum seditionum inveniunt, vinculum dilectionum incidunt, qui sunt concordes discordiis et inimiciis sunt amici, veraces falsitatibus, fidelitatibus infideles, qui corruptelas incorruptibiliter celebrant, constantias inconstanter observant . . . Hi sunt raptores pudicicie, conjuges luxurie, qui vitant matrimonia, sponsant adulteria, usw.[2]

In der vierten Strophe tadelt der Dichter die Vorliebe der Geistlichen für die reichen Prasser und ihre Abneigung gegen die Armen. Friedrich warf der römischen Kirche schon im Jahre 1227 die Abweichung von den altchristlichen Vorschriften in Armut zu leben und den Reichtümern der Erde zu entsagen vor: In paupertate quidem et simplicitate fundata erat Ecclesia primitiva . . . sed aliud fundamentum nemo potest ponere preter illud quod positum est a Domino Jesu ac stabilitum. Porro quia in divitiis navigant, in divitiis volutantur, in divitiis edificant, timendum ne paries inclinetur Ecclesie, ne maceria depulsa ruina subsequatur.[3]

In der letzten Halbstrophe spricht Cardenal von der Wahl der Geistlichen, in der er augenscheinlich auf die Wahl der Kardinäle für das Konzil von Lyon, das die Absetzung Friedrichs II. ausgesprochen hat, anspielt.

[1] Huillard-Bréholles, VI, S. 467.
[2] E. Winkelmann, Acta imperii inedita, 1885, II, S. 52.
[3] Huillard-Bréholles, III, 48.

Auf dieselben politischen Ereignisse nimmt auch das Lied *Qui volra sirventes auzir* Bezug.

Die Geistlichen, sagt der Dichter, »vereinigten in ihrem Inneren Stolz, Betrug und Habsucht». »Für Geld erteilen sie Sündenvergebung. Um die Länder ihrem Besitz zu erhalten, fürchten sie weder Gott noch die Sünde.» Je höher die Prälaten stehen, um so schlimmer sind sie. (Weiter folgt die Schilderung der Sittenlosigkeit der Geistlichen, wobei wiederum der Kunstgriff der Antithese verwendet wird.)[1] »Nachdem die Prälaten alles geraubt und gestohlen haben, gehen sie in die Bordelle, um dann vor dem Altar Gottesdienst zu verrichten. Solcher Dienst kann Gott nicht wohl gefällig sein.»

»Durch Raub, Plünderung der Kirchen und Betrug sind die falschen Geistlichen Herren der Welt geworden und haben sich diejenigen untergeordnet, die früher die Welt regierten. Karl Martell verstand es, sie zu zügeln. Aber diesen König kennen sie als einen Toren; denn sie veranlassen ihn, ganz nach ihrem Belieben zu handeln und das zu schänden, was er ehren sollte» (6. Strophe)[2].

»Man müsste die Ritter begraben, damit man von ihnen nichts mehr hört, denn sie haben ihr Leben erniedrigt und entehrt. Solches Leben ist schlimmer als Tod, denn sie unterwerfen sich den Geistlichen und sind vom König enterbt» (7. Strophe).

[1] »Sie haben weniger Glauben und Wahrheit und mehr Betrug und Lüge, weniger Güte und mehr Falschheit, weniger Freundschaft und mehr Schlechtigkeit», usw.

[2] Ähnlich äusserst sich der Dichter über die Geistlichen auch im Liede *Un sirventes fas en luec de jurar.* Die Habsucht der Geistlichen ist ohnegleichen. »Sie möchten in der Welt ausser sich selbst niemand finden, der Macht (senhoria) hätte. Sie haben Gesetze geschaffen, um Länder zu gewinnen, damit ihre Besitztümer grösser und nicht kleiner werden . . . Überall sehe ich, wie die Geistlichen versuchen, sich die Macht über die ganze Welt anzueignen . . . Und sie werden sie durch Nehmen oder Geben, durch Vergebung oder Heuchelei, durch Ablass, Trinken, Essen, Predigt, Steinewerfen erwerben: es sei also durch Gott oder den Teufel.»

Matthäus Parisiensis, der die Anfänge der Streitigkeiten zwischen Friedrich II. und den Päpsten beschreibt (Hist. maj. Anglorum, ad annum 1228), bemerkt, dass nach den Äusserungen von Friedrich die römische Kirche wäre tantae jam avaritiae succensam incendio et concupiscentia manifesta, quod bonis ecclesiasticis non sibi pro voto sufficientibus, imperatores, reges et principes exhaeredare et tributarios constituere non veretur.

In der Antwort auf die Exkommunication (1227) wies Friedrich II. auf die Gefahr für die Fürsten hin, vom Papste versklavt zu werden, und führte das Beispiel des englischen Königs, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten an (exemplum de comite Tolosano et aliis principibus, quorum terras et personas tamdiu sub interdicto concludere molitur, donec illos in consimilem redigat servitutem).

Der Hinweis auf Karl Martell kommt in der Polemik Friedrichs II. nicht vor.[1] Die historische Argumentation der weltlichen Rechte ist jedoch reichlich vertreten. Wie der Papst seine Ansprüche auf die weltliche Macht mit der Schenkung Konstantins und der Tradition der vergangenen Jahrhunderte begründete, so tat es auch Friedrich in bezug auf die Idee der kaiserlichen Oberhoheit. Er wies im Jahre 1247 darauf hin, dass das Abendland für den christlichen Glauben nicht von den Geistlichen, sondern mit dem Blut seiner fürstlichen Vorfahren erobert worden sei und dass aus diesem Grunde das seigneuriale Recht nicht dem Papst, sondern dem Kaiser zustehe:

Quia clericorum superstitio non attendens quod bellis et quorumdam sanguine sub Carolo Magno et aliis regnum Francie

[1] »Carl Martell . . ., der so gewalttätig gegen den Clerus verfuhr, seine Offiziere zu Bischöfen und Äbten ernannte und sich an dem Kirchengut fast beispiellos vergriff» (Hefele, Conciliengeschichte, Bd. 3, 1877, S. 492). Das Beispiel von Karl Martell, der die Kirchenverwaltung rücksichtslos säkularisierte, wurde mit genauer Berechnung angeführt, denn Friedrich II. setzte dieselbe Politik in seinem Reich in Sizilien durch und wollte den Widerstand der Geistlichen auf der ganzen Linie brechen.

de errore gentilium ad fidem catholicam sit conversum, primo quadam humilitate nos seduxit, et quasi vulpes se nobis opponentes ex ipsorum castrorum reliquiis que a nobis habuerant fundamentum, jurisdictionem secularium principum sic absorbent ut filii servorum secundum suas leges judicent liberos et filios liberorum, quamvis secundum leges priorum triumphatorum deberent a nobis potius judicari et per novas constitutiones non deberet antecessorum nostrorum consuetudinibus derogari . . . [1]

Die im Briefe Friedrichs erwähnte jurisdictio secularium principum bezieht sich auf den Streit über den Umfang der Kompetenz der geistlichen Gerichte. Die römische Kirche hatte sich die Rechte der weltlichen Gerichtsbarkeit angeeignet, wogegen Friedrich II. eine Verordnung erliess, die den geistlichen Gerichten unter Strafe der Beschlagnahme sämtlicher Güter und des Abschneidens eines Körpergliedes verbot, sich mit anderen Sachen als Ketzer-, Scheidungs- und Wucherfragen zu beschäftigen (ib. 467).

In Frankreich war die Lage für die Geistlichen viel günstiger: Da der französiche König auf der Seite des Papstes stand, konnten die Geistlichen die weltliche Gerichtsbarkeit ohne Hindernis ausüben. Im Jahre 1246 bildete sich hier zwar eine Liga der Adeligen, die in Verbindung mit Friedrich stand und die Beseitigung der Geistlichen aus dem weltlichen Gerichtswesen forderte. Am 4. Januar 1247 exkommunizierte jedoch der Papst diejenigen, die der Verschwörung angehörten, und da der König die Adeligen nicht unterstützte, so löste sich die Liga bald auf.

Eben auf diese Niederlage der französischen Adeligen nimmt Cardenal in der letzten Strophe seines zitierten Liedes Bezug.

In anderen Gedichten Cardenals, die sich gegen die Geistlichen richten, fehlen Anspielungen auf einzelne historische Ereignisse, so dass die Lieder nicht auf einen genauen Zeitpunkt festgelegt werden können.

[1] Huillard-Bréholles, VI, 467.

Trotzdem lehnen sie sich alle eng an die Polemik Friedrichs II. gegen den Papst und die Geistlichen an.

Das Lied *Un estribot farai* beginnt mit dem Glaubensbekenntnis: Der Dichter erklärt, dass er an die Heilige Dreieinigkeit, an Maria, die Mutter Gottes, und andere Wahrheiten der christlichen Religion glaube. »Daran glauben aber die Geistlichen nicht, die nur Falschheit üben und reich an Geldgier und arm an Güte sind. Sie sind dem Aussehen nach gut, aber hässlich durch ihre Sünden. Sie verbieten den anderen das, was ihnen selbst Freude macht» . . . »Dadurch entstehen Ketzer und Waldenser» . . .

In der polemischen Schrift Friedrichs aus dem Jahre 1246 (E. Winkelmann, Acta Imperii Inedita, II, 52) heisst es von der römischen Geistlichkeit: Aliud predicant, aliud operantur, alii prorsus in gestibus quam in gestis, *sanctam fidem catholicam matrem nostram . . . medullitus ex corde non credunt, licet eandem proferunt in superficie simulatam* . . . Immo dampnant interdum alios ex culpa heresis, pro qua ipsi profecto justius dampnarentur . . . Quis unquam nisi discretionis sensibus depauperatus crederet, *quod ipsi crederent veram fidem?*

Dabei pflegt auch Friedrich seine Pamphlete gegen den Papst mit Glaubensbekenntnissen zu beginnen.

In einem anderen Lied (*Un sirventes vuelh far*) nennt Cardenal die Geistlichen Diebe: »Sehet, wie die heilige Kirche käuflich ist; man kann keine Würde oder Pfründe bekommen, wenn man sich nicht durch Geschenke zu helfen weiss. Ihre Taten sind niederträchtig und die Worte geistlich (religiös) . . . Ich glaube, dass sie Boten des Antichrists sind. Sehet, wie von ihnen jedes Übel ausgeht.»

Die Habsucht der Geistlichen, ihre Bosheit, Heuchelei, Simonie, Geiz werden in vielen anderen Liedern Cardenals hervorgehoben (*Falsedatz e desmezura; Tartarassa ni voutor* u. A.).

Im Liede *Tartarassa ni voutor* verhöhnt der Dichter die Bestimmung des Konzils von Lyon, von Sterbenden Ver-

mächtnisse zu Gunsten der Kirche zu erwirken (e quan malautia'l bat, fan li far donatio, tal que'l paren no'i an pro).[1]

Wenn wir von den Beweggründen der Satire gegen die Geistlichen absehen und ihre Einzelelemente für sich betrachten, so werden wir feststellen, dass Peire Cardenal ebenso wie die kaiserliche Kanzlei mit den Vorwürfen gegen die Geistlichen operieren, die hundert Jahre alte Tradition haben. Alles, was seit dem 7. Jahrhundert gegen die Unzucht und Verdorbenheit der Geistlichen in Predigten, Bestimmungen der Konzilien, didaktischen Mahnbriefen und Reformvorschlägen vorgebracht wurde, hatte die kaiserliche Kanzlei gesammelt und in spaltenlangen Aufzählungen ausgeschüttet. Cardenal hat seinerseits dieselben Vorwürfe stilisiert und in dichterische Form gekleidet.

Ich führe einige Beispiele an.

Cardenal greift die Sittenlosigkeit der Geistlichen sehr scharf an. Friedrich II. (E. Winkelmann, Acta imperii inedita, 1882, 2, 53) sagte: Conjuges luxurie, qui vitant matrimonia, sponsant adulteria, sed et cum incestibus, utinam non anormaliter, proh pudor, assidue fornicantur.

Die Kirche führte bereits im 11. Jh. einen heftigen Kampf gegen die Fornicatio der Priester. Der Papst Leo erliess den Befehl: Tam clerici quam laici abstinerent se a fornicatorum sacerdotum et levitarum communione (1050). Die Synode vom J. 1059 empfiehlt, die Messen der verheirateten Priester zu meiden. Den mit Konkubinen lebenden Priestern wurde das Recht auf Abhalten des Gottesdienstes abgesprochen. Gregor VII. verschärfte die Massnahmen gegen die verheirateten oder unzüchtigen Priester (Mirbt, Die Publizistik im Zeitalter Gregors VII., 1894, 239, 263, 269, 275 ff.).

[1] Hefele, Conziliengeschichte, 5 (1886), S. 1,118; auf dem Konzil von Lyon, Par. 15 wurde beschlossen, dass alle Geistlichen in den Predigten und bei der Beichte die Gläubigen ermahnen sollten, in ihrem Testament dem Heiligen Land bzw. dem Kaisertum Konstatinopel Legate zu bestimmen. Das vermachte Geld sollte von der Kirche aufbewahrt werden. Der Anfang des Liedes von Cardenal ahmt Juvenal, Satire XIV nach: Vultur jumento et canibus crucibusque relictis Ad fetus properat partemque cadaveris affert.

Auch sonstige Ausfälle gegen die sittliche Verdorbenheit der Geistlichen von Friedrich bzw. von Cardenal haben ihre lange literarische Geschichte.

In der Epoche von Karl Martell wurden dieselben Fehler der Geistlichen aufgezählt und gebrandmarkt. Der heilige Bonifazius begründet vor dem Konzil vom J. 742 die Notwendigkeit der Besserung der Geistlichen und sagt: »Viele bischöfliche Stühle sind von habsüchtigen Laien oder unzüchtigen Klerikern besetzt. Er kenne solche, die von Jugend auf immer in Unzucht, Ehebrüchen und Unreinigkeiten gelebt, als Diakonen noch vier oder fünf Konkubinen gehabt hätten und dann später zu Priestern, ja zu Bischöfen befördert worden seien, ohne sich gebessert zu haben. Andere Bischöfe seien zwar keine Hurer und Ehebrecher, aber trunk- und streitsüchtig, Jäger und Soldaten, die mit eigenen Händen Menschenblut im Kriege vergossen hätten.» Auch das Konzil vom J. 745 richtet sich gegen die unzüchtigen Geistlichen (Hefele, ib. Bd. 3, 498, 526 ff.).

Seit dem 10. Jahrh. treffen wir in der Dichtung Klagen gegen die schlechten Geistlichen (A. H., 33, S. 188: De malis sacerdotibus — aus dem 10/11. Jh.; A. H. 33, 198: De malis clericis — aus dem 13. Jh. usw.).

Am Anfang des 13. Jh. finden wir ähnliche Invektiven in den Briefen des Papstes Innozenz III. (Migne, 214, 903: Omnes avaritiae student, diligunt munera, retributiones sequuntur, justificantes impium pro muneribus et justo justitiam auferentes . . . In judicio vultum potentis honorant, pupillo vero non judicant et causa viduae non ingreditur . . . Dogmata evangelica pervertunt et canonica statuta confundunt. Bd. 215, 1071: Qui sunt publice uxorati, non admittatis ad ecclesiasticas dignitates et admissos repellates ab eis . . . Diese und ähnliche Äusserungen treffen wir oft in den Schriften von Innozenz III.) Vgl. auch die Bestimmungen des Lateranischen Konzils vom J. 1215.

Der Zeitgenosse Cardenals Frater Arnoldus bringt in seinem Traktat »De correctione ecclesiae» (hg. v. E. Winkelmann, 1865)

sehr lange Philippiken gegen die Geistlichen, vgl. S. 13: Possumus hoc de ecclesie principibus intelligere, quod non digne regant oves Domini . . . perdunt enim oves pastores heresim malis operibus docentes, lacerant et dissipant scismata discordie facientes . . . Weiter werden 20 Hauptsünden der Geistlichen aufgezählt. Ib. S. 20 ff wird Anonymi de Innocentio IV. Antichristo libellus veröffentlicht, in dem der Gegner Friedrichs II., Papst Innozenz, Antichrist genannt wird.

GUILHEM FIGUEIRA

Dieser Dichter erklärt im Sirventes *Un nou sirventes*, dass er sich in den Dienst Friedrichs stellen wolle, der seine Leute so gut belohnte. Jeder müsse ihn loben. Unvernünftig sei, wer mit ihm Streitigkeiten beginne. »Schwer hat er sich an den falschen Geistlichen gerächt und mehr an dem Papst als sein Ahn» (mout be s'es venjat de la falsa clercia e del papa mielhs que son avi non fe). Alle Feinde bitten ihn um Gnade . . . Er ist ein gerechter Herrscher, usw.

Dieses Lied wurde in den Jahren der grossen Erfolge Friedrichs und der grossen Erniedrigung des Papstes, d. h. um 1240 (Blockierung Roms) oder 1241 (Tod des Papstes im belagerten Rom) verfasst.

Ausfälle gegen den Papst und die Geistlichen werden kurz gefasst, weil der Feind Friedrichs augenscheinlich vollkommen vernichtet war.

Mit der Wahl Innozenz' IV. änderten sich die Verhältnisse. Der Papst flüchtete nach Frankreich und leitete von hier aus den Kampf. Die Feinde Friedrichs erhoben sich in Italien und in Deutschland und machten die Lage Friedrichs kritisch. Dementsprechend ändert sich auch der Ton der publizistischen Lieder von Figueira: das Lob Friedrichs wird durch erbitterte Angriffe gegen Rom ersetzt. Die beiden hierhergehörenden Lieder (*D'un sirventes* und *No'm laissarai per paor*) gehören in die Zeit nach dem Absetzungsurteil des Konzils von Lyon aus dem Jahre 1245. Sie stehen unter sichtlichem Einfluss der Lieder von Peire Cardenal *Li clerc si fan pastor* und *Qui volra ben auzir*, die ich oben besprochen habe.

Das Lied *D'un sirventes far* ist eine litaneiartige Philippika gegen Rom, in der jede von den 23 kurzen Strophen eine Anschuldigung und einen Fluch enthält. Die Beschuldigungen sind nicht logisch gegliedert, sondern emotional durcheinandergeworfen, so dass Vorwürfe politischer Art mit solchen moralischer und kanonischer Natur abwechseln und manche Gedankenwiederholungen in anderer Wortform zugelassen werden: Rom, das nach dem Lied das Haupt des Verfalls ist, hat die ganze Welt in Aufruhr und Krieg versetzt.[1] Rom hat den englischen König verraten.[2] Durch Rom ging Damiette verloren.[3] Durch falsche Sündenablässe hat Rom den Adel in Pein geworfen und den Tod des Königs Ludwig verursacht.[4] Rom ist den Sarazenen nicht gefährlich, es treibt aber die Griechen und die Lateiner zum Gemetzel. Der Dichter wirft Rom sein Vorgehen gegen den Grafen von Toulouse, dem er Erfolg gegen seine Feinde wünscht, und das Gemetzel von Béziers vor ebenso wie den Streit mit dem Kaiser um die Kaiserkrone. In der Charakteristik des moralischen Verfalls Roms sind scharfe Definitionen gegeben wie: Rom-Betrüger, habsüchtig, falsch, niederträchtig; Rom will die Herrschaft über diese Welt ergreifen und tut mehr Böses, als man erzählen kann.

Wer Rom folgt, wird in die Hölle geraten. Die Kardinäle verkaufen Gott und ihre Freunde. Rom trägt tödliches Gift in sich. Es ist die gekrönte Schlange, die betrügerische Viper, und die Geistlichen sind Wölfe im Schaffell, usw. Wenn Rom nicht zugrunde geht, wird es die ganze Welt zugrunde richten.

[1] Es sind die Kriege gegen Friedrich gemeint, die von Rom in Italien und Deutschland gegen Friedrich organisiert oder unterstützt worden waren.

[2] Der Dichter meint die Unterwerfung der päpstlichen Macht des englischen Königs Johann ohne Land.

[3] Damiette wurde im J. 1219 erobert und ging im J. 1221 wieder verloren.

[4] Es ist der Kreuzzug gegen die Albigenser gemeint. Während dieses Heereszuges starb der französische König Ludwig (1226 in Clermont).

Der Dichter bedauert, dass die Macht Roms steigt, und wünscht, dass seine Gegner sie durch richtige Politik vernichten.[1]

Das Sirventes *No'm laissarai* ist gegen die »Falschheit und Niederträchtigkeit der Geistlichen» gerichtet. Die falschen Prediger (die Dominikaner) begehen selbst Hauptsünden. Die Hirten sind in Wirklichkeit Räuber der Schafe. Nach der Unzucht verrichten sie Gottesdienst, wer aber protestiert, den exkommunizieren sie. Ohne Geld kann man ihre Freundschaft nicht haben.

G. Figueira bleibt übrigens nur so lange Anhänger Friedrichs, wie dieser Erfolge hatte. Sobald sich die Verhältnisse änderten, wechselte auch die Stimmung Figueiras. Im Liede *Ja de far* (Studi di fil. rom., 1901, 461), das nach den Niederlagen Friedrichs im Kriege mit den Lombarden verfasst wurde, sagt er, dass der Kaiser ungeschickt im Kriege sei, so dass er keinen Erfolg haben werde, und spendet seinen neuen Gönnern Lob. Die Publizistik war damals nicht weniger käuflich als heute.

Wenn wir zu den anderen Troubadours übergehen und ihre Gedichte in bezug auf den Romgedanken nachprüfen, so werden wir auch hier hauptsächlich die politische Stellungnahme beobachten.

Im 12. Jh. äusserst sich Marcabru abfällig über Rom: »Der Reichtum macht Rom käuflich» (Avers fai Roma venau, im Liede *Lo vers comens*).

Am Ende des 12. Jh. sagt Peire Vidal über Rom (*A per*): »Der Papst und die falschen Doktoren haben in Rom die Kirche in solche Beklemmung gebracht, dass Gott erzürnt ist. Sie sind so töricht und so sündig, dass daraus Häresien entstanden sind.»[2]

[1] Die Dichterin Gormonda de Montpellier (*Greu m'es*) verfasst eine Antwort auf das Lied von Figueira, in der sie seine Vorwürfe zu widerlegen versucht, die Gegner Roms tadelt und Friedrich den Gedanken nahe legt, sich mit der Kirche zu versöhnen.

[2] Qu'a Rom'an vout en tal pantais
l'apostolis e'l fals doctor
sancta glieisa, don Deus s'irais;
que tan son fol e peccador,
per que l'eretge son levat.

Der Dichter beklagt den moralischen Verfall der Welt, der die Verwirklichung des Kreuzzugsgedankens verhindere.

Auch Pons de Capdolh greift Rom im Zusammenhang mit der Kreuzzugidee an (*So*): »Diejenigen, die Wissenschaft und Lektionen, Gutes und Böses kennen, wollen nicht dorthin (nach Palästina) gehen . . . Sie ziehen vor, eher die Christen als die bösen Sarazenen zu enterben; wenn ihr aber ihnen das saget, so antworten sie, dass ihr Sünder seid.»

Direkten Bezug auf den Kampf zwischen Friedrich II. und dem Papst nimmt Austorc d'Orlac (*Ai dieus*). Er beweint den unglücklichen Ausgang des Kreuzzugs des französischen Königs (1249) und sagt weiter: »Es wäre besser, wenn der Kaiser das Kreuz auf sich genommen und das Kaisertum seinem Sohn hinterlassen hätte, wenn das französische Volk mit ihm gegen die falschen Geistlichen wäre, bei denen Unglauben herrscht, die die Tüchtigkeit, die Ritterlichkeit und die ganzen Hofsitten (Courtoisie) zugrunde gerichtet haben. Fremde Unannehmlichkeiten interessieren die Geistlichen nicht, wenn sie selbst Behagen und Ruhe haben . . . Der heilige Petrus ging den richtigen Weg, der Papst hält aber seine Geistlichen durch Geld von ihm ab» . . .

Auch der Dichter Tomier (*De chantar farai un'esdemessa*) tadelt die Geistlichen scharf, weil sie an dem Kreuzzug des Jahres 1248 nicht teilgenommen haben: »Die niederträchtigen Bischöfe legen keinen Wert darauf, wenn das heilige Grab verloren geht . . . Unser Kardinal vergnügt sich, betrügt und richtet sich in schönen Wohnungen ein, Gott vernichte ihn dafür; das Unglück von Damiette rührt ihn nicht» (sonst erwähnt der Dichter im gleichen Liede Friedrich II. und Ludwig den Heiligen).

Andere altprovenzalischen Schmähllieder gegen Rom beziehen sich auf die Ereignisse nach dem Tode Friedrichs II., d. h. auf die Kämpfe um die Kaiserkrone nach 1250.

Bonifaci de Castellana (*Era*) spielt auf die Versuche Roms an, dem Sohne Friedrichs II., Konrad († 1254), die Königskrone durch Aufstellung eines Gegenkönigs streitig zu machen:

Die falschen geistlichen Renegaten hoffen Konrad enterben

und die Krone ihren Bastarden geben zu können. Sie halten das Kaiserreich (nach dem Tode Friedrichs II. im Jahre 1250) »durch ihre falschen Lektionen vakant; durch die Kaiserkrone glauben sie die Herrschaft sich zu bewahren. Sie haben aber den heiligen Petrus allzu sehr erzürnt.»

Kurze Zeit danach sang En Calega Panza (*Ar es*).

»Jetzt ist die Zeit, dass wir uns freuen und dass die falschen Geistlichen ihren Sturz (caïmen), ihren Stolz, der so lange dauerte, ihren Betrug und ihre falschen Predigten beweinen . . . Wer lügen oder falsch reden kann, wer Betrug und Täuschung kennt, der wird zum mächtigen Legaten . . . Wer mordet oder von Raub lebt, der kann sofort Rettung bekommen» . . . Die Geistlichen verzichten auf das Gebot der Armut und befolgen die Regeln des heiligen Petrus nicht mehr, der Seelen und nicht Gold fischte.

Der Dichter erwähnt die Kämpfe um die Lombardei und den König Karl (von Anjou) und bemerkt: »Der hohe König Konrad ist gekommen, um die falschen Hirten zu bestrafen und zu martern, weil sie Gott des Geldes wegen verlassen haben und aus Unrecht Recht machen.» Der König Konrad ist, wie bekannt, im Jahre 1251 in Italien erschienen und hat in zwei Jahren Apulien und Neapel von den päpstlichen Prätendenten erobert (1253).

Raimon de Tors (*Er es ben dretz*) erwähnt den Kampf von Karl d'Anjou gegen Manfred (im Jahre 1265 hat der Papst Karl von Anjou mit den Ländern von Manfred belehnt, wonach der Krieg beginnt, der im folgenden Jahre mit der Besiegung und dem Tod Manfreds endet), lobt letzteren und bemerkt, dass sich die von Betrug erfüllte Geistlichkeit gegen ihn richte, »falsche Geistliche und falsche Konvertierte, die dem guten König feindlich entgegentreten».

Auf die Treibereien des Papstes in der Frage der Kaiserwahl nach dem Tode Friedrichs II. bezieht sich das Lied von Raimon de Tors, *Ar es dretz*, und das Lied von Folquet de Lunel, *Al bon*. Die beiden Lieder unterstützen die Kandidatur von Alfons von Kastilien und tadeln die Machenschaften des Papstes.

Diesem Chor romfeindlicher Stimmen tritt nur ein einziger Dichter entgegen, um Friedrich anzugreifen und den kirchlichen Standpunkt zu verteidigen. Das war Uc de S. Circ, der im Liede *Un sirventes* den Kampf um die Vorherrschaft der Kirche berührt und sagt:

»Gutes Ende wird derjenige haben und Gott soll ihm Gutes erweisen, der die Freimütigkeit, das Recht und die Kirche unterstützt gegen denjenigen, der weder an Gott noch an die Kirche oder an das Leben nach dem Tode und das Paradies glaubt und sagt, dass der Mensch, nachdem er den letzten Atemzug getan hat, zu nichts wird.» Der Dichter fordert Rom, die Franzosen und die Mailänder auf, einen Kreuzzug gegen Friedrich zu organisieren.

Uc de S. Circ machte sich zum Echo der Anschuldigungen der Ungläubigkeit und der Ketzerei Friedrichs II., die die römische Kirche in ihrer Polemik gegen den Kaiser zum Ausdruck brachte.

In der späteren Zeit wurden Rom und die Geistlichen von dem Didaktiker Carbonel angegriffen. Dieser Dichter verfasste ein Sirventes (*Per*) »gegen die grosse Torheit der Geistlichen», die sie durch schönes Aussehen verdecken, die Gutes lehren und Böses tun. »Falsche, lügnerische, verräterische, meineidige, diebische, sittenlose, ungläubige Geistliche, ihr habt die ganze Welt in Verwirrung gebracht.»

Auf die weltlichen Ansprüche Roms in Frankreich anspielend, sagt er: »Der heilige Petrus hatte kein Besitztum in Frankreich . . .» »Ihr seid ihm aber nicht ähnlich, denn für Geld beleget ihr unrechtmässig mit Bann und erteilet Absolution. Ohne Geld findet man bei euch kein Recht.» Er möchte, dass die Kirche die streitenden Könige versöhnte, damit alle zusammen mit dem Papst gegen die Ungläubigen ziehen könnten, und schliesst mit Ironie: »Gott beschütze sie (die Geistlichen) in demselben Masse, wie sie ohne Stolz und Eitelkeit sind und nach keinem Reichtum und Liebesspiel trachten . . .»

Im Liede *Tans rics* beschuldigt Carbonel die Geistlichen

und wirft ihnen vor: Heuchelei, Betrug, Täuschung, Liebe zum Essen und Ruhen, Stolz, Niederträchtigkeit.

Schlussfolgerungen.

Die romfeindlichen Äusserungen der Troubadours fallen fast ausschliesslich in die Zeit der Kämpfe Friedrichs II. und seiner Kinder gegen die Päpste. Die Troubadours treten auf als Parteigänger Friedrichs II. und Verteidiger seiner gegen die Übermacht und die Einmischung der Päpste in die weltlichen Angelegenheiten gerichteten Politik. Der Papst mobilisierte für seine Zwecke die geistlichen Orden der Franziskaner und der Dominikaner ebenso wie die Armee der regulären Kirchenprediger. Friedrich begegnete diesem Kampfe durch die geflügelten Lieder der in seinem Dienste stehenden Troubadours. Ihre Lieder gehören auf diese Weise in die Geschichte der Publizistik der Epoche und müssen im Zusammenhang mit der sonstigen Streitliteratur über die weltliche Macht der Kirche betrachtet werden. Der Papst beschuldigte Friedrich der Häresie und Ungläubigkeit, Friedrich und die Troubadours kehrten den Spiess um und nannten den Papst Antichrist und höchsten Feind der katholischen Kirche, wobei die gebildeten Mitarbeiter des Kaisers alle Vorwürfe und Beschuldigungen des Klerus, die die lange Tradition des Streites und der christlichen Didaktik lieferten, vereinigten und gegen den Papst, seine Prälaten und die mit ihm einiggehenden geistlichen Orden richteten.

Aber auch die wenigen romfeindlichen Äusserungen vor und nach der Epoche Friedrichs haben politischen und keinen religiösen Hintergrund. Wir haben es daher auch hier mit einer im Grunde genommen politischen und keiner religiösen Publizistik zu tun.

Sofia. D. Scheludko

Fünf provenzalische Dichtungen, das Partimen Gr. 350,1 und die Doppelcoblas 158, 1; 461, 127, 213a, 231

a) Das Partimen des Peire de Montalbert mit einem Gaucelm, *Gaucelm, qe·us par* (Gr. 350, 1 = 165, 3). Hs. a^1 585 (Bertoni Nr. 325, Studj 8, 477[57]).

Text.

I

Gaucelm, qe·us par d'un cavalier
Franc e pro e larc e meten,
Qi s'es partitz per marrimen
E per enuei de sa molier,
Si tot era franch' e cortez' e gaia,
E·l drutz, qi sap q'il es vas lui veraia,
La spozad' a ses noiz' e ses defes,
A qal dels dos vos par sia meils pres.
Celui qi s'es de son enoi liuratz
O l' autre q'a *aizo* qe plus li platz?

II

Peire de Montalbert, no·i q*ier*,
Conseil, en aital partiment
Qestas; qe tant a·l cor jauzen
Cel qi zo, q'i plus vol, conqier;
Q'el mond non ha re qe tant fort li plaia!
Non dic ieu ges qe l'autres jois non aia
Qe s'es liuratz de l'enoi don fos pres;
Mas ges lo jois tant gent complitz no n'es
Con es d'aicel qi tot jorn pren en gratz
Zo qe plus vol e s'i ten per pagatz.

I 7 Las pozada's. — 10 qa zo
II 11 qeir — 13 Qeistas — 15 res

III 21 Gaucelm, si tot ha gaug entier
Lo drutz, lo maritz n'a tals cen;
Qe pen' e dolor e turment
24 Pert, qant laissa son encombrier,
E neguns hom no·l sap, si no l'asaia,
Ni pot saber con lo maritz s'esmaia,
27 Qi ten forssatz zo qe non ama res,
E qant ab sen a tan fag e conqes
Qe pot guerpir zo don plus er' iratz,
30 Nuls maier jois no·il pot esser donatz.

IV 31—40 . . . . . .

V Gaucelm, ben tenria leugier
42 Lo marit cui ha pres tan gen,
Si ja mais, a tot son viven,
Oblides son joi tan sobrier.
45 Oimais no·l cal qe·s trebail ni mal traia,
Pos estortz es d' aital mi*cia* savaia,
Don deuria far fest' a chascun mes!
48 E·l drut qi s'es cargatz d*els* ags metes,
Si tot s'en er'al prim enamoratz,
Molt tost li pot sos cors esser camjatz.

VI 51—60 . . . . . .

Übersetzung.

I. Gaucelm, was scheint euch von einem edlen, wackeren und sehr freigebigen Ritter, der sich aus Kummer und Verdruss von seiner Frau, obgleich sie (früher) freimütig, gesittet und lustig war, getrennt hat, der Liebhaber jedoch, der weiss,

III 22 tal — 25 si ne — 30 Nul maior joi
IV *fehlt*
V 42 maritz — 45 nel c. — 46 m(e)izo (e *ist getilgt*) — 47 festa a ch. — 48 drutz; daqs
VI *fehlt*

dass sie *ihm* gegenüber aufrichtig ist, besitzt die junge Frau ungestört und widerstandslos —, wem von beiden, meint ihr, sei das bessere Los beschieden, dem, der sich von seinem Verdruss befreit hat, oder dem anderen, der besitzt, was ihm am meisten gefällt?

II. Peire von Montalbert, ich rate (dir), verlange in solchem Partimen keine (gründlichen) Nachforschungen; denn derjenige, welcher das erwirbt, was er am meisten wünscht, ist (selbstredend) so froh; gibt es doch in der Welt nichts, was ihm so sehr gefiele! Ich behaupte keineswegs, der andere, der sich von dem ihm etwa bereiteten Verdruss befreit hat, habe keine Freuden; aber *seine* Freude ist nicht eine so vollkommene wie die desjenigen, der an dem, was er am liebsten hat, jeden Tag sein Gefallen und seine Befriedigung findet.

III. Gaucelm, obwohl jener Liebhaber eine volle Freude geniesst, hat der Ehemann diese hundertfach; denn er wird Leid, Schmerz und Qual los, wenn er das, was ihm Kummer macht, aufgibt, und niemand weiss, wenn er es nicht (persönlich) erlebt (»erprobt»), noch kann er wissen, in welcher Unruhe sich der Ehemann befindet, der das, was er gar nicht liebt, gezwungen festhält, und wenn er verständiger Weise soviel geschafft und erreicht hat, dass er das im Stiche lassen kann, wodurch er den meisten Verdruss hatte, so kann ihm keine grössere Freude zuteil werden.

(IV *fehlt.*) — V. Gaucelm, für leichtfertig würde ich in der Tat den Ehemann, dem es so gut ergangen ist, halten, wenn er sein lebelang jemals seine so ausserordentliche Freude vergässe. Nun, da er von solcher elenden Katze erlöst ist, braucht er nicht mehr Mühsal und Leid zu erdulden, weshalb er jeden Monat ein Fest feiern sollte! Das Herz des Liebhabers aber, der selbst die Unannehmlichkeiten auf sich genommen hat, kann sich, obwohl er sich anfangs in jene Person verliebt hatte, sehr bald geändert haben.

(VI *fehlt.*)

Anmerkungen.

Von den erwarteten 6 Strophen des Partimens fehlen IV und VI, die Gaucelm an Peire richten sollte. In der Hs. ist nach Str. III eine Lücke. Die vorhandenen 4 *coblas unisonans* haben je 10 Verse. Ihr Schema 8abba 10 c‿c‿ddee steht bei Maus, Strophenbau, unter Nr. 519, 8. Bau und Reimendungen sind die gleichen wie in dem Kreuzliede Gr. 282, 20 des Lanfranc Cigala (Parn. occ. p. 159). a ist *-ier*, b *-en*, c *-aia*, d *-es*, e *-atz*. Zweimal im Reime begegnet *pres;* v. 8, bei Peire, ist es »ergangen», v. 17, bei Gaucelm, »ergriffen».

2. *meten* »freigebig», Swb. 5, 268 b.

7. *spozada* »junge Ehefrau», Swb. 3, 275; hier ist die Frau des Ritters gemeint.

8. *qal* in direkter Frage nach einem von zweien; s. Appel, Chr., Gl.

9. *de son enoi* »von seinem Verdruss»; s. v. 4. Im Hinblick auf die vv. 6/7 u. 46 könnte es aber auch bedeuten »von ihrem ärgerlichen Betragen»; vgl. *enoi* »conduite fâcheuse», Pet. Dict.

11. *qier*. Gaucelm wurde in v. 1 u. 8 mit *vos* angeredet, duzt aber hier seinen Partner. Vielleicht geschieht das des Reimes wegen. Sonst könnte jedoch auch in v. 1 *que·t* und in v. 8 *te par* gelesen werden.

13. *questa* »perquisition, recherche», Pet. Dict.

16. *l'autres*. Zu *l'autre* mit *s* im Nom. sg. vgl. Formen wie *paires, segles*, Appel, Chr., p. IX a.

19. *prendre alc. ren en grat(z)*, hier plur., »etw. wohlgefällig aufnehmen, Gefallen finden an etw.»

22. *tals cen* ist eigentlich »so gut wie hundert»; vgl. afz. *tes nonante*, Förster, Wbch. unter *tel*.

27. *no — res* »gar nicht»; s. *res — no*, mit *res* als Reimwort, Giraut de Bornelh-Ausg., Gl., p. 242 a.

41. *tenria leugier lo marit* oder auch *tenri'a l.;* vgl. Swb. 8, 148/9, 12 a, b.

46. Statt des hdschr. *m(e)izo* setze ich *micia* »Katze» ein, das Fem. von *micio*, das im Ital. nach Petrocchi »*fam. e scherz.*» gebraucht wird. Fürs Provenzalische ist das Wort noch nicht belegt. Hier dürfte es den Sinn von »falsche Katze» haben (vgl. v. 6/7), wie nach Stoessel, Bilder u. Vergleiche, § 232 *mosca* »die stechende Minne» bezeichnet.

48. *dels ags* wurde statt des *daqs* der Hs. eingeführt; man könnte auch *dels ais* oder *d'aisas* (»Sorgen») schreiben; vgl. dazu Swb. 1, 31 a, 40 a und 41. — *metes* = *mezeis*, Swb. 5, 273 b.

49. *en*, auf *aital micia* (v. 46) bezogen.

b) Die vier Doppelcoblas.

1) Fortunier, *S'en Aimerics te demanda* (Gr. 158, 1). Hs. *H* 56 (Studj 5, 541, Nr. 248 und Arch. 34, 415).

Text.

I S'en Aimerics te demanda,
Gasquet, s'i remas,
Segurs sias e certas
Qe tos gages non espanda;
Qe capa ni capairos
Ni bliauz ni pelizos
No·t remanra, Et al comjat prenden
Conoisseras s'eu dic ver o se·t men.

II Car compraras la vianda,
S'atenz los demas;
Qe·t jurara pes e mas
Q'abans qe·l soleillz resplanda,
Venra lo gatges e·l dos.
Puois trobar t'a ochaizos,
Ab qe·t partra De si vilanamen
Senes ronci et ses tot vistimen.

Übersetzung.

I. Wenn Herr Aimeric dich fragt, Gasquet, ob du da (bei ihm) bleibst, kannst du ganz sicher sein, dass er dir keinen übermässigen Sold bezahlt; denn Kappenmantel, Kappe, Rock und Pelz werden dir nicht verbleiben, und beim Abschiednehmen wirst du erkennen, ob ich die Wahrheit sage oder dich belüge.

II. Teuer wirst du das Essen erkaufen, wenn du auf die Zahlungsfristen rechnest; denn er wird dir Stein und Bein

I 3 Seurs — 4 nospanda — 5 capiros
II 9 [C] ar *Studj.*

schwören, dass Lohn und Geschenk sich einstellen werden, bevor die Sonne erstrahlt. Alsdann wird er Gründe zum Zank mit dir finden, womit er dich in gemeiner Weise ohne Gaul und ohne Kleidungsstücke entlassen wird.

Anmerkungen.

Die beiden *coblas unisonans* bestehen aus je 8 Versen. Ihr Schema ist 7 a ⌣ 5 b 7 b 7 a ⌣ 7 c 7 c 10 d 10 d. Es ist bei Maus unter Nr. 535, 17 verzeichnet. a ist *-anda*, b *-as*, c *-os*, d *-en*. Die vorletzten Verse haben einen Binnenreim auf *-a*. Dasselbe Schema mit den gleichen Reimendungen, aber ohne den Binnenreim, liegt dem Gedichte 18 des Bertrand de Born *Gent part nostre reis liuranda* (Stimming [1], p. 158) zugrunde.

1, 2. *Gasquet paraît être un jongleur au service d'un Aimeric, lequel pourrait être Aimeric de Péguilhan*, sagt Jeanroy, Poésie lyr. I 368. Derselbe könnte identisch sein mit dem *Gasquet* des von Soltau, Zeitschr. 23, 224 edierten anonymen Gedichtes Pillet-C. 461, 123 c *Gasquet, vai t'en en Proensa* und vielleicht auch mit dem Spielmanne *Gasc* des Sirventes Gr. 173, 4 von Gausbert de Poicibot, ed. Shepard, p. 11; vgl. Schultz [-Gora], Zeitschr. 9, 129.

3. *segurs sui que* mit conj., Appel, Chr., St. 86, 14.

4. *gage*, die Nebenform von *gatge*, s. Swb. 4, 79 b, im zweiten Beispiel; ebenda 3) *g.* »Lohn, Löhnung, Sold».

5—7 (bis *remanra*) sind zitiert Swb. 6, 197 a unter *pelison* »verbrämter Mantel».

7. *al comjat prenden;* zu dem infinitiven Gerundium vgl. bei Tobler, Verm. Beitr. I[3], p. 52 die afz. Beispiele *a cel'eve passant, a la porte gardant, a prendant escout.*

8. *mentir ad alcu* »jem. belügen»; vgl. Doppelcobla Nr. 3, v. 9 und bei Förster afz. *mentir a aucun* »jem. täuschen».

10. *dema(n)* »Zahlungsfrist»; vgl. afz. *demain* »délai, retard» (Godefroy).

16. Vgl. dazu v. 5 ff. und v. 13. — Zu der Schreibung *vistimen* s. *vestir, vis-*, Swb. 8, 707 b.

2) (anonym) *Ges c'om eschiu* (Gr. 461, 127). Hs. *P* (c. 19, Arch. 50, 265).

Text.

I Ges c'om eschiu nuls per no-mondas mans
Ab mi manjar ni de seder a des;
Q'hanc ab mas mans no fis faiz descortes
Ni colc ieu l'ar*t* qi sol far las putans.
Ben ai ganba tochada blanch' e lisa,
Pi*etz*, te*t*inas e trezas e mentos
De tosetas, *ni*en *pe*ro de tos;
Abanz fos eu crematz *t*oz *a* cenisa!

II Sol qe m'aiut la vach' e·l vins e·l pans
A tot o bou*s*, es als autres cortes
La*i*s las gruas e·ls den*h*itos cores,
Auchas, perdriz e lebres e fassans;
Budel de luz voill partan a lor guisa,
Truitas, temals, peis-*rei*s e carpi*o*s.
Eu man*ç*arai fayols, leis' ab o*nh*os
E no farai cara bruna ne grisa!

Übersetzung.

I. Gewiss möge, wer es auch sei (»irgend einer«), wegen unreiner Hände es vermeiden, mit mir zu essen und am Tische zu sitzen; vollführte ich doch mit meinen Händen nie ungehörige Handlungen noch übte ich die Kunst aus, welche die Dirnen zu schaffen pflegt. Wohl habe ich ein weisses, glattes Bein, die Brüste, Brustwarzen, Zöpfe und Kinne von jungen Mädchen berührt, jedoch nichts von Knaben; eher sollte ich ganz und gar zu Asche verbrannt werden!

I 1 com — 2 s. ades — 4 toll ieu lars — 5 ai t. ganba b. e lissa — 6 Pitz; titinas (*Levy* tintinas) — 7 De toseta iouen mas no — 8 cr. soz la c.

II 10 bou *oder* bon — 11 Las las; denitos — 12 Auchaz 14 peisus e carpius 15 mancerai; oillos

II. Wenn mir nur Kuhfleisch und zugleich der Wein und das Brot oder Ochsenfleisch hilft, überlasse ich den anderen höfischen Menschen die Kraniche und die würdigen *cores* (sizilianische Vögel), Gänse, Rebhühner, Hasen und Fasane; Eingeweide von Hechten, sowie Forellen, Äschen, Königsfische und Karpfen mögen sie sich nach ihrer Weise teilen. *Ich* werde Bohnen essen, Hundefleisch mit Zwiebeln und werde dennoch kein finsteres, böses Gesicht machen!

Anmerkungen.

Die beiden *coblas unisonans* haben je 8 Zehnsilbler. Ihr Schema 10 abbac ddc steht bei Maus unter Nr. 579,3. a ist *-a(n)s*, b *-es*, c *-isa*, d *-os*. Das Gedicht stimmt in Bau und Reimendungen überein mit P. Vidal, Gr. 364, 14 (Anglade, p. 115), Uc de S.-Circ 457,6 (Ausg. p. 108), Amoros dau Luc, 22,1 (Jeanroy, Mél . . . Lot, p. 276) und Ber. de Poizrenger (Dichtungen der Trob., p. 80).

1,2. *Ges* »certes», Pet. Dict. — *eschivar*, Nebenform von *esquivar*, Appel, Chr., St. 1,337. Nach diesem Verb steht hier einmal der Inf. ohne *de*, einmal, wie nach nfz. *éviter*, mit *de*. — *seder*, die Nebenform von *sezer*, s. Swb. 7,641 b. — *des* »Tisch», Swb. 2,111, wo v. 1—4 zitiert sind und v. 4 (nach der Hs.) als unverständlich bezeichnet wird.

4. *colre* »betreiben, üben», Swb. 1,288,3.

5. Durch die Umstellung erhält der Vers seine Zäsur, eine lyrische, nach der 4. Silbe. — Zu der Form *ganba* (statt *camba*) s. Appel, Lautlehre § 44 h. — *blanc e lis* finden sich vereint auch bei Guilhem de Cabestanh (ed. Långfors) III 19 und V 34 sowie bei P. Vidal (ed. Anglade), Nr. 37,16, und zwar in bezug auf den Körper der Geliebten bzw. die Dame selbst.

6 wird im Lex. r. 5,419a unter *tressa*, *treza* »tresse» angeführt.

7 könnte man auch lauten lassen: *De tozetas, mas anc no ren de tos.*

8. *ceniza* »cendre?», Pet. Dict. Im Swb. 1,243 werden unter *ceniza* »Asche?» v. 5—10 zitiert; das *soz la c.*, das Levy sonderbar findet, habe ich in *toz a c.* geändert. Beispiele bedingter Selbstverwünschung im Sinne der Beteuerung gibt Tobler, Verm. Beitr. 4, p. 115; vgl. auch Giraut de Bornelh-Ausg., II 51 zu Nr. 23, 43.

9. *vacha* »Kuhfleisch», was auch nfz. *vache* bedeuten kann.

10. *a tot* »auch, zugleich», Swb. 8, 333, 12. — *es* = *et* dient zur Einleitung des Nachsatzes.

11. Zu *coré* vgl. ält. it. *corete*, sòrta d' uccéllo nel Morgante (Petròcchi). — Levy zitiert im Swb. 1, 369 unter *cores* (ohne Bedeutung) v. 9—12; er schlägt zwar *lais* für *las* vor, gesteht aber, dass er v. 10 u. 11 nicht verstehe.

13 ist im Lex. r. 4,111 unter *luz* »brochet» angeführt.

14 wird im Swb. 1,218 unter *carpion* und 8,109 unter *temal* »Äsche (Fisch)» zitiert. — *truita* s. im Pet. Dict. unter *trocha* »truite» und bei Körting, Lat.-rom. Wbch., unter Nr. 9772. — *peis-rei* »piscis regius», Swb. 6,186; betreffs der »königlichen Äsche» vgl. *denhitos cores*, v. 11.

15. *mançar*, Nebenform von *manjar*, s. Appel, Chr., Gl. — *fayol* »(grüne) Bohne»; im Swb. 3, 380 und Pet. Dict. findet sich nur *faiolet*. — *leisa* »lice, chienne», Pet. Dict.

16. *e* »und doch, aber dennoch», Giraut-Ausg., Gl. — *faire cara bruna, griza* »faire mauvais visage», Pet. Dict.

3) (anonym) *Qui vas bon rei si prezenta* (Pillet-Carstens 161, 213a).

Hs. *J* 14 (Nr. 68 u. 69, p. 587; Riv. 1,44).

Text.

I. Qui ves bon rei si prezenta,
Per saber ni per solatz
Avenir deu apensatz
De cal captenenss' estei;
C'aissi par fin' e valens
Sa conoissens' e sos sens.
S' al prim l'agard', e pueis mai
Elesca so que· ilh retrai.

II. E si·lh ment, no·ilh sobrementa
Qu'al meins mois semble vertatz!
Pero mezur' es asatz
C'ap lag ver dir si parei

I. 3 d. totz a. — 7 la garda e — 8 E leis e so
II. 10 moilh.

Bels ver dirs, si nonqua·l vens,
Si no·i encor sagramens;
Qu'al solas*ier* ni al jai
Non agrado*n* trop verai.

Übersetzung.

I. Wer sich zu einem guten König begibt, der soll herbeikommen, darauf bedacht, wie er sich mit seinem Wissen und seiner Unterhaltung zu verhalten habe; denn so zeigt sich sein Urteil und sein Verstand als vorzüglich und trefflich. Wenn er ihn (den König) zuerst durchschaut, so möge er hernach immer mehr das, was er ihm erzählt, auswählen.

II. Und wenn er ihn belügt, so möge er ihn nicht allzusehr belügen, damit das Falsche wenigstens wahr scheine! Jedoch genügt, wenn nicht etwa dabei ein Eid in Frage kommt, das Masshalten (im Lügen), falls mit dem hässlichen Reden der Wahrheit das Schöne Hand in Hand geht, wenn jenes dieses keineswegs überragt; denn dem, der zu Scherz geneigt und lustig ist, missfallen die allzu Wahrhaften.

Anmerkungen.

Das Schema der beiden achtzeiligen *coblas unisonans* ist 7a⌣bbcddee. Bei Maus unter Nr. 706 wäre es mit lauter Siebensilblern zu verzeichnen. a ist *-enta*, b *-atz*, c *-ei*, d *-ens*, e *-ai*.

7. *e* leitet den Nachsatz ein.

8. *elesca*, conj. praes. 3. von *elegir* (s. Mahn, Gramm. p. 228), setze ich ein für das hdschr. *e leis e*.

9. *mentir ad alcu* »jem. belügen»; vgl. die Anm. zur Doppelcobla Nr. 1, v. 8.

10. *mois* »falsch, betrügerisch», Swb. 5, 289 b.

12. *C'* (= *qu'*) „gesetzt dass, falls." — *sé parejar* »Hand in Hand gehen»; Pet. Dict.: »s' unir?»

14. *si no* »wenn nicht etwa», Giraut-Ausg., Gl. — *encorre*

---

13 vers — 14 Si tot noi — 15 solasui — 16 agrad om.

»in Frage kommen»; vgl. lat. *incurrere* (Georges, s. v. II B 4) »vorkommen»; *incurrere in aliquid* »bei etw. eintreten, mitwirken.»

15. Statt des hdschr. *solasui* gehört wohl in den Text *solasier* »zum Scherz geneigt», Swb. 7,772,1.

16. *verai* ist hier = *vertadier* »véridique» (Pet. Dict.), »wahrhaft, die Wahrheit sagend» (Swb. 8,692) [1]

1) (anonym) *Tan etz tricher' e deslials, Amor* (Gr. 461, 231). Hs. *H* 57 (258, Arch. 34,417).

Text.

I. Tan es tri*c*her' e deslials, Amor,
E tan es fals' et a*m* *mal*es *truan*,
Plein de dolor, de suspir e d'afan,
Per c'om vos de*u* ben apellar traizor!
Ch' in vos non es mais enjan*s* e bausia
E fause*t*at*z* e menson*j*' e feunia,
In vos non *a* mais enuej' e desir,
Per ch' es raisons c'om vos deia maldir.

---

[1] In dieser Bedeutung kommt *vertadier* auch vor bei Guilhem de Cabestanh, Gr. 213,7 (ed. Långfors, p. 21), Str. V. Die vv. 33—35 lauten da:

Tant es de pretz e de valor enclausa
Que eu non volgra que fos ma cusina,
E vertadiers en roman qui la lausa.

(In. v. 34 hat *K* Queu, *I* Q'u).

Was den v. 34 betrifft, so wird seine Richtigkeit von Långfors bezweifelt. Das Gedicht steht nur in den aus derselben Quelle stammenden Hss. *I K d*. Zur Erzielung des zu erwartenden gegenteiligen Sinnes wird man *ben* statt *non* setzen müssen und den Vers, mit Zäsur nach der 4. Silbe, lauten lassen:

Qu'eu ben volgra qu'ela fos ma cusina.

I. 1 tricer — 2 e tan es truduan — 4 de b.a. traizors — 5 enian — 6 En fausitat e mensons — 7 *u. 8 sind in der Hs. umgestellt.* — 7 Chin uos non es m. enueia e d.

II. Cel c'al primer vos apellet Amor,
Non dis lo ver segon lo meu senblan;
Anz fora meillz q'el agues diz enan
Lo nom verai, q'el agues diz Dolor!
Dolors siaz; qi deu, Dolor vos dia,
E senz dolor non siaz mais un dia
E de dolor poscaz ab dol morir;
Car de dolor nascon vostre consir.

III. Ben es traïz sel qi en vos se fia,
E faz qe fols, se tost no s'en chastia;
Qe tot aman *faiz* enaissi languir.
Al foc arden devez per dreit fenir!

Übersetzung.

I. Minne, so betrügerisch und untreu seid ihr und so falsch und von gemeiner Bosheit, die voll ist von Schmerz, Seufzen und Leid, weswegen man euch wohl »Verräter« nennen sollte! Denn in euch ist nur Trug, Täuschung, Falschheit, Lügenhaftigkeit und Tücke, in euch ist nur, was Verdruss und Begehrlichkeit erregt, weshalb es recht ist, dass man euch verwünsche.

II. Wer euch zuerst »Minne« nannte, sagte nach meiner Meinung nicht die Wahrheit; vielmehr wäre es besser gewesen, er hätte lieber den wahren Namen genannt, er hätte »Schmerz« gesagt! »Schmerz« möget ihr heissen; wer Grund dazu hat, nenne euch »Schmerz«, und nie mehr möget ihr einen Tag ohne Schmerz sein, und vor Schmerz möget ihr mit Kummer sterben; denn von Schmerz rühren die Sorgen her, die ihr verursacht.

III. Verraten ist in der Tat, wer sich auf euch verlässt,

II. 9 . el cal prim uos apella — 11 enanz — 12 uerais qel augues diz dolors — 13 Dolor s. qe deu — 16 consire
III. 17 trai — 18 fol — 19 toz a. faisez — 20 dreiz

und er handelt töricht, wenn er nicht bald davon ablässt; denn jeden Liebenden lasst ihr in hohem Masse schmachten. Von Rechts wegen solltet ihr im glühenden Feuer enden!

Anmerkungen.

Dieses Gedicht hat ausser zwei achtzeiligen *coblas unisonans* noch eine vierzeilige *tornada*. Sein Schema 10 abba c‿c‿dd steht bei Maus unter Nr. 535,20. a ist *-or*, b *-an*, c *-ia*, d *-ir*. Bau und Reimendungen sind identisch in Gr. 10, 15 (Aim. de Pegulha), 335,4 (P. Cardenal oder Bernart Arnaut de Moncuc), 437,6 (Sordel) und 370,1 (Perdigo?). Vgl. dazu Maus, p. $^{60}/_{61}$, der die Canzone des Aim. de Pegulha, die nach 1220 entstand, als das Muster der anderen Gedichte hinstellt, und de Lollis, Sordello, p. 135. Gr. 10,15 und 437,6, das auch aus 2 *coblas* und einer *tornada* besteht, haben gleichfalls als erstes Reimwort jeder Strophe *amor*, Gr. 370,1 hat *amors*. Das hier edierte Gedicht ist eine Parodie auf 370,1. Sordels Lied handelt in der 2. Strophe ebenfalls von der *fals' Amor*, während die Minne, ebenso wie in 370,1, auch in 10,15 gelobt wird. Ausser dem Refrainwort *Amor* in v. 1 und 9 wiederholt sich das Reimwort *dia*, v. 13= *dicat* und v. 14 »Tag».

2. *et am males truan*. In der Hs. steht *e tan es truduan*. Appel, Swb. 8,510, fragt, ob da etwa *truandan* zu lesen wäre, das aber wegen seiner Bedeutung, des fehlenden Flexions-*s* und des folgenden masc. *plein* wohl kaum in Betracht käme. Ich lese *et an* (= *am, ab*) aus *e tan* heraus, glaube, dass *es* ein Rest von *males* (»malignité», Pet. Dict.) sei und dass wegen des nunmehrigen Fehlens einer Silbe *truan* zu *truduan* entstellt wurde. Übrigens ist *truan* auch Reimwort in dem als Vorlage angesehenen Gedichte 10, 15, v. 19 (MW. 2, 165).

3. *suspir* »Seufzen», Appel, Chr., Gl.

4. *om deu* »man sollte» wie v. 20 *devez* »ihr solltet»; vgl. lat. *debeo* »ich müsste». *traizor*, Nebenform von *traïzor;* vgl. *trachor* »traître» (Pet. Dict.) und *traidoressa* »Verräterin» (Swb. 8, 354).

6. *fausetatz;* vgl. die Schreibung *fausedat* für *fals-*, Swb. 3,405,4.

7 u. 8 sind in der Hs. fälschlich umgestellt. — *enueja, enoja* »ennui, chagrin», Pet. Dict. — *deia* steht nach *es raisons* pleonastisch wie nach *obs l'es*, Appel, Chr., St. 113, v. 54.

9. *al primer* »tout d'abord», Pet. Dict. Ist die Ergänzung des

hdschr. *prim* zu *primer* richtig[1], so kommt, da in den Anfangsversen beider Strophen die 1. Silbe nun auf *er* endet, für v. 1 u. 9 Binnenreim in Frage.

11. *fora* steht hier im Sinne des condit. der Vergangenheit; vgl. Schultz-Gora, El.-Bch. § 185. — Das Part. perf. *diz* (v. 11 u. 12) belegt Mahn, Gramm. § 378.

13. *qi deu* »wer Grund dazu hat»; *dever*, die moralische und logische Veranlassung bezeichnend, Appel, Chr., Gl.

15. *poscaz morir* »ihr möget sterben»; vgl. *pot amar* = *ama*, Pet. Dict.

16. *vostre consir* »die von euch verursachten Sorgen»; s. über die »weitere Verwendung» des pron. poss. Schultz-Gora, El.-Bch. § 179 und Giraut-Ausg., Gl. unter *son, sa.*

18. *sé chastiar de* »ablassen von», Swb. 1,227,8.

19. *enaissi* »in hohem Masse»; vgl. *aissi*, Appel, Chr., Gl.

20. *fenir*, intr., »enden, sterben»; vgl. afz. *finir*, v.n., »mourir» (Godefroy).

Berlin—Lankwitz. Adolf Kolsen

»Children will play»

Bekannt und geläufig sind Ausdrücke wie: *children will play; he would sit there for hours doing nothing* u. ä. An einer genauen Beschreibung des Bedeutungsumfanges dieser Wendung fehlt es jedoch, und vor allem steht eine einleuchtende sprachwissenschaftliche Erklärung bisher aus. Über den Ausdrucksgehalt sagt das *NED:* »Expressing natural disposition to do something, and hence habitual action: Has the habit, or 'a way', of -ing; is addicted or accustomed to -ing; habitually does.» Der Ausgangspunkt einer natürlichen Disposition ist gut, aber eine eigentliche Gewohnheit bezeichnet die Umschrei-

[1] Wahrscheinlich wurde nach *prim* der in den Hss. häufig *er* ersetzende Strich (˙) weggelassen, wie ich das im Arch. f. n. Spr., Bd. 169, p. 259, bei dem Beinamen des Peire Raimon de Toloza annahm. Das von den Hss. *AB* der Biographie dafür überlieferte *louieills* ergibt, nach Hinzufügung des Striches vor *s. l'oveillers* »der Schäfer».

bung nicht, wie wir noch sehen werden. Franz (Shakespeare-Grammatik § 620) erklärt ähnlich: »das die bestimmte charakter- und gemütsartung bezeichnende, betonte *will* (*children will play*), dem etwas von trotz, eigensinn oder hartnäckigkeit anhaften kann, (kann) bei herabminderung des tones auch ein gewohnheitsmässiges handeln als unmittelbaren ausfluss dieser seelischen anlage ausdrücken und weiterhin jedwedes geschehen als an eine gewisse norm gebundenes kennzeichnen.» Er übersetzt den Ausdruck, wie es meistens geschieht, mit '*pflegen*'. Deutschbein reiht in seinem »System der neuenglischen Syntax» (S. 66—68) den Typus z. T. unter »abstrakt-generelle Sätze» (*children will play*), z. T. unter frequentative Sätze ein (*my grandfather would smoke three pipes before breakfast*), ohne eine Sinnbeziehung zwischen beiden aufzustellen. Auch er übersetzt 'pflegen'. Sämtlichen Erklärungen ist gemeinsam, dass sie erstens den Bedeutungsumfang nicht voll umschreiben. Zweitens ist das eigentlich zentrale Problem nirgends erkannt, obwohl sich in allen ein richtiger Ansatzpunkt findet. Wir brauchen aber nur die Beispiele gut zu lesen und die Idee, von der die verschiedenen Erklärer ausgehen, um sie zu verlassen, richtig zu vertiefen. Wir haben uns von der Bedeutung des Gewohnheitsmässigen und Frequentativen loszumachen, die bei ihnen als d i e Bedeutung erscheint, wenn wir das Wesen der Erscheinung erkennen wollen. Beginnen wir damit, einige Beispiele zu untersuchen und uns einen orientierenden Überblick zu verschaffen.

She could never master even the rudiments of music, but she would sit on rainy evenings when Abel was away and run her thin hands over the strings with a despairing passion of grieving love. (Mary Webb, *Gone to Earth*, Penguin Books S. 15)

Die Frau sass an regnerischen Abenden daheim und liess ihre dünnen Hände über die Saiten gleiten, wenn Abel, ihr Mann, nicht zu Hause war. Nur auf den ersten Blick passt hier 'pflegen'. Die Übersetzung wäre schlecht. '*Pflegen*' bezeichnet eine trockene, äussere Gewohnheit, während »*she would sit*»

vielmehr etwas Innerliches ausdrückt, eine charakterlich begründetes Tun, was sich aus der Gleichstellung mit »*she could never master*» schön ergibt. In einem anderen Beispiel handelt es sich um die Beschreibung der Winterlandschaft, in der der Roman spielt:

In winter the yews and firs were like waving funeral plumes and mantled, headless goddesses; then the giant beeches would lash themselves to frenzy, and, stooping, would scourge the ice on Undern Pool and the cracked walls of the house, like beings drunken with the passion of cruelty. (*Gone to Earth*, S. 31)

Im gesetzmässigen Rhythmus der wiederkehrenden Gezeiten wiederholt sich auch das Landschaftsbild. Versuchen wir erst gar nicht, die Übersetzung 'pflegen' einzuführen. Sie passt auch im Folgenden nicht, einer Beschreibung von George Osborne aus »Vanity Fair»:

George had an air at once swaggering and melancholy, languid and fierce. He looked like a man who had passions, secrets, and private harrowing griefs and adventures. His voice was rich and deep. He would say it was a warm evening, or ask his partner to take an ice, with a tone as sad and confidential as if he were breaking her mother's death to her, or preluding a declaration of love. (Everyman's Library, S. 199)

'Er pflegte zu sagen' wäre viel zu grob. Es ist gar nicht einmal darin enthalten, dass er es immer gesagt hätte, er k o n n t e es nur, aber dass diese ihm von Natur aus eigene Sprechweise regelmässig an ihm zu bemerken gewesen wäre, davon kann keine Rede sein. Es wird lediglich die absolute Möglichkeit, nicht aber die tatsächlich immer realisierte Wirklichkeit ausgesprochen. Um etwas Gewohnheitsmässiges handelt es sich, wie wir sehen, in keinem der Fälle, denn Gewohnheit ist etwas Angenommenes, nichts Inhärentes. Gewohnheitsaussagen meint aber auch Deutschbein, wenn er sagt: »Ferner dient zur Darstellung des Frequentativums *will* und *would*, z. B. *He will* (*would*) *sit for hours doing nothing.*» Das stimmt nicht, das Beweisbeispiel ist falsch. Der Sinn dieses Satzes ist durchaus nicht frequentativ. Übersetzt würde der Satz lauten: »*Er*

konnte stundenlang dasitzen, ohne etwas zu tun», d. h. das Beispiel gleicht dem aus der Beschreibung George Osbornes. Er musste nicht immer dort sitzen, aber wenn er es tat, dann tat er etwas, was keinen verwunderte, der seinen Charakter kannte. Natürlich liegt auch etwas von häufigem Tun in dem Satz; denn um eine derartige Aussage überhaupt machen zu können, muss ich ihn bereits häufiger haben sitzen sehen. Es wäre aber falsch, wollte man den Satz als Summenergebnis der verschiedenen Beobachtungen bezeichnen. Er ist zeitlich natürlich posteriorisch zu verstehen, nicht jedoch sprachlogisch; sprachlogisch drückt er eine apriorische Qualität des Subjektes aus. Ich möchte diese qualitative Aussageform, die die Umschreibung mit *will, would* repräsentiert, als Absolutivus bezeichnen. Was darunter gemeint ist, werde ich ausführlicher gleich unten darstellen. Damit ergibt sich der grundlegende Unterschied zwischen *he would . . .* und *he used to . . .* Dieses macht eine quantitative, jenes eine qualitative Aussage, das eine bezeichnet eine äussere, angenommene Gewohnheit, das andere eine aus einer inneren Anlage resultierende Eigentümlichkeit. Deutschbein erklärt den Unterschied zwischen *he used to* und *he would* folgendermassen: »He (I) would steht daher, wenn eine öfters wiederholte Tätigkeit der betreffenden Person zur zweiten Natur geworden ist.» Danach handelte es sich um eine feste Gewohnheit, denn der Ausdruck »zur zweiten Natur geworden» bedeutet nichts anderes, als dass man etwas immerzu tut. Dass von einer Gewohnheit jedoch keine Rede sein kann, haben wir gerade gesehen.

He would kann natürlich sekundär den Charakter des Gewohnheitsmässigen annehmen, wenn eine allgemeine Zeitbestimmung hinzutritt. So entsteht der *Frequentativ*charakter eines Satzes wie: *My grandfather would smoke three pipes before breakfast — Mein Grossvater pflegte drei Pfeifen vor dem Frühstück zu rauchen.* Die allgemeine Zeitbestimmung verschiebt die qualitative Aussage ins Quantitative. Das berührt sich mit dem, was wir gleich besprechen werden.

Eine Wiederholung braucht nichts Gewohnheitsmässiges

zu enthalten, sie kann rein einfacher Art sein und bedeuten, dass etwas mehrmals, häufig, von Zeit zu Zeit geschieht. Diese *einfache Iterativität* wird ebenfalls durch *will, would* umschrieben.

Now and then a blackbird would call. (The Concise Oxford Dictionary of Current English [3] s. v. *will*)

Gudrun looked handsome and brilliant, and she wore her clothes in pure defiance. When people stared at her, and giggled after her, she made a point of saying loudly, to Ursula: »Regarde, regarde ces gens-là! Ne sont-ils pas des hiboux incroyables?» And with the words of French in her mouth, she would look over her shoulder at the giggling party.

»No, really, it's impossible!» Ursula would reply distinctly. (D. H. Lawrence, *Women in Love*, The Albatross Ed. S. 159)

Verschiedentlich während des Spaziergangs sahen die Leute die beiden Schwestern an, und Gudrun wandte sich dann mit den verächtlichen französischen Worten laut an ihre Schwester. Wir beobachten jedoch bereits, dass wir auf dem Begriff der Wiederholung nicht allzu starr beharren dürfen. Es handelt sich wohl kaum um ein Zwiegespräch, das mit pedantischer Regelhaftigkeit bei jedem neugierigen Blick der Leute geführt wird. Der iterative Sinn, der für den ersten Teil des Satzes zweifellos gilt, verliert sich bereits im zweiten, wo er lediglich durch die ansteckende Kraft des ersten existiert. Noch ein Beispiel:

She (= Mrs. Crich) had Birkin for a neighbour. Sometimes she glanced fiercely down the rows of forces, bending forwards and staring unceremoniously. And she would say in a low voice to Birkin: 'Who is that young man?' (*Women in Love* S. 28)

Ein mehrmals sich wiederholendes Geschehen kommt zum Ausdruck.

Die Möglichkeit der Verwendung von *will, would* zur Wiedergabe des einfachen Iterativus erklärt sich leicht. Es wird im Grunde an dem qualitativen Charakter der Aussageart, die ich mit 'Absolutivus' bezeichnet habe, nichts geändert, nur

gilt die Aussage nicht allgemein, sondern wird auf einen engen Zeitraum begrenzt. Mrs. Crich sah während der Mahlzeit mehrmals die Tischreihen auf und ab, es war wie eine Manie an ihr, ein Wesenszug, der ihr auch sonst wohl eigen war, der aber, als nur der kurzen Periode des Mahls angehörend dargestellt, um so ausgeprägter wirkt. Es ist geballter Stil sozusagen. Von der Intensität geht nichts verloren, im Gegenteil, es wird die ganze Energie einer 'Grossaussage' auf diese 'Kleinaussage' verwandt.

Die Umschreibung mit *will, would* ist nicht modern, das Altenglische und Mittelenglische kennen sie bereits:

he ferde geond ealle mynsterstowe ge ðurh folcstowe, ne he on horses hrycge cuman wolde, nemne hwylc nyd mare abædde, ac he eall his fotum geeode. (*Be.* 526, 28)

se lytega fiond wile fondian ælces monnes mid ðære upahafennesse for godum weorcum, ge furðum ðara acorenra monna mod he wile costian, ðeah he hit fullice beswican ne mæge. (*Cura Pastoralis* 165, 9. Beides zitiert in Wülfing, Die Syntax in den Werken Alfreds des Grossen, II. B. § 390 F 2 d)

> He was also a lerned man, a clerk
> That Cristes gospel trewely wolde preche.
> His parisshens devoutly wolde he teche.
> (Chaucer, *The Canterbury Tales* 480/82)

> But it were any person obstinat,
> What so he were, of heigh or low estat,
> Him wolde he snibben sharply for the nones

wird von dem Pfarrer in den Canterbury Tales gesagt (521/23). Der Pflüger

> . . . wolde thresshe and therto dyke and delve
> For Cristes sake for every poure wight
> Withouten hire, if it lay in his might. (536/38)

In diesen Beispielen möchten wir, wie in den obigen, eine Art Frequentativsinn erkennen, und doch haben wir es nicht mit

einem Frequentativus zu tun, sondern mit einem Absolutivus, d. h.: es handelt sich um die Angabe von Eigenschaften, von etwas Habituellem, dem Träger essentiell Zugehörigem. Es ist im Grunde eine von allem Zeitlichen losgelöste absolute Aussage, für die die europäischen Sprachen keine besondere Verbalform haben. Das Türkische beispielsweise besitzt sie in seinem Muzarî, einem Absolutivus, den es zu Aussagen verwendet wie »Der Tischler macht Tische« u. ä. Von der Erkenntnis aus, dass wir es bei der Umschreibung durch *will, would* mit einem Absolutivus zu tun haben, werden wir den ganzen Funktionenkomplex der Wendung gleich besser verstehen. Versuchen wir, uns den Sinn einer solchen absoluten Aussage klar zu machen. Die Absolutheit besagt, dass eine Aussage gemacht wird, die unabhängig von Zeit und Ort gilt, es wird ein analytisches Urteil sozusagen gefällt, in dem ich gleichsam nur das innere Wesen des Subjekts erkläre. Wenn ich sage: »*Dieser Mann ist ein Trinker*», so mache ich eine absolute, qualitative Aussage. Ich drücke damit viel mehr aus als mit einer zeitlichen Aussage, mag diese auch noch so jederzeitlich gelten. Sie bedeutet: »Das ist ein Mann, zu dessen Wesen das Trinken gehört». Ich bezeichne damit eine Qualität, fälle, wie ich eben sagte, ein analytisches Urteil, das a priori gilt. Die jederzeitliche Aussage dagegen ist logisch genommen nichts Apriorisches, sondern etwas Posteriorisches, Empirisches, steht der absoluten nur in der praktischen Bedeutung oft nahe. Aber nicht immer. Denn wenn ich von dem Tischler erkläre, dass er Tische macht, so drücke ist nichts Zeitliches aus, sondern mache nur eine Aussage über die inhärente Anlage des Tischlers, spreche qualitativ in dem Sinne, dass er Tische machen k a n n, ihm die Fähigkeit dazu innewohnt. Wenn ich einen Handwerker, dem ich etwas bestellte, in der meinem Denken gewohnten Form fragte: »*Können Sie das machen?*», dann bekam ich immer die absolute Form als Antwort: »*Yaparım*». Und dieselbe Bedeutungsmöglichkeit liegt in der englischen Umschreibung mit *will, would*.

Trochum, a certayne stoole or chaire whiche wyll be tourned aboute (Elyot, *Dict.*)

= ein Stuhl, den man drehen kann, der drehbar ist, seiner Eigenart nach.

The heart will beat after removal from the body (N. Arnott, *Physics* (ed. 5) I, 597)

Das Herz schlägt nicht immer nach dem Tode, aber es hat seiner Natur nach die Kraft, es zu tun.

Parrots . . . will be taught to make articulate Sounds (Locke, *Essai concerning human understanding* III, 1, 1. Sämtliche Beispiele zitiert nach NED s. v. *will* B 9)

Diese Beispiele sind m. E. ein untrüglicher Beweis, dass unsere Umschreibung ein Absolutivus ist, der eine immanente Eigenschaft zum Ausdruck bringt.

Gehört nun ferner etwas zum inneren Wesen einer Person oder Sache, so ist damit zugleich gesagt, dass ich die Aussage auch zeitlich machen kann. Was immer gilt, ist auch in einem besonderen Falle richtig, was allgemeingültig, überzeitlich ist, wird, in die Zeitsphäre gerückt, jederzeitlich. So entsteht aus dem Absolutivus das, was Deutschbein mit »Iterativum» bezeichnet, ohne allerdings die Beziehung der beiden Begriffe zueinander zu erkennen. Wenn ich sage: *Am Tage arbeitet, in der Nacht schläft man*, so ist das an sich eine absolute, abstrakte Ausdrucksart. Sie wird dadurch, dass ich sie zeitlich umdenke, jederzeitlich. Meist werden jedoch derartige abstrakte Ausdrucksweisen durch Hinzufügung einer temporalen Bestimmung verzeitlicht, durch '*immer*' etc. (*verallgemeinernde Wiederholung*), oder durch distributive Ergänzungen wie '*jede Woche*', '*jedes Jahr*', '*einmal im Jahre*' u. a. (*einschränkende Wiederholung*). Deutschbein benutzt einfach den Ausdruck 'Iterativum' summarisch und bringt als Beispiele die beiden Sätze: *I always get it at the same shop* und *He goes to Germany once a year*, von denen der erste ein nicht ganz glückliches (statt '*at the same shop*', das schon an sich die Nüance des Jederzeitlichen ausdrückt, stände besser ein Name, z. B. *at Baker's*) Muster für verallgemeinernde, der zweite für einschränkende

Wiederholung ist. Das Beispiel der Verstärkung und zugleich Verzeitlichung des Absolutivus haben wir im Türkischen, wo ich ohne weiteres den Muzarî mit einem Zeitadverb versehen kann. Gleicherweise haben wir im Englischen von jeher neben dem reinen Absolutivus den durch die Zeitbestimmung umgeformten Iterativus.

> At wrastling he wolde have alwey the Ram

heisst es von dem Müller in den Canterbury Tales (548). Der Wirt erzählt von seiner Frau, dass sie ihm Szenen macht, wenn sie ein Nachbar in der Kirche nicht mit gebührender Hochachtung behandelt.

> From day to night right thus she wol beginne;
> »Allas!» she seith, »that ever I was shape
> To wedde a milksop or a coward ape,
> That wol be overlad with every wight!»
> (*The Monk's Prol.* 3098 ff.)

Der Erzengel Michael und Paulus besuchen die Hölle:

> Þa escade Paul to Mihhal, hwet Þe alde mon were. Þa cweð Mihhal hehangel: 'he wes an biscop on eoðre liue, þe nefre nalde Cristes lazen lokien ne halden: ofter he walde anuppon his underlinges mid wohe motien and longe dringan, penne he walde salmes singen . . . ah he nalde nefre nan oðer god don.' (Aus einer Predigt aus den *OEH*, s. Zupitza-Schipper, Alt- und Mittelenglisches Übungsbuch[14] S. 99)

Ich möchte hier etwas anschliessen, was nur indirekt zum *will, would*-Problem gehört, was aber, da es begrifflich in diese Erörterungen hineinpasst, gesagt werden soll. Ich möchte die verschiedenen grammatischen Ausdrucksformen für wiederholte Handlung kurz besprechen. Deutschbein verwendet zwei Begriffe, 'Iterativum' und 'Frequentativum'. Vom ersten haben wir bereits gesprochen. D. meint damit die regelmässige, absolute Wiederholung. Was ist daneben das Frequentativum? »Es drückt aus, dass die Handlung sich öfters wiederholt = pflegen (besser, dass die Handlung von einem Subjekt

gewohnheitsmässig, nicht nur öfters, wiederholt wird. Anm. d. Verf.), mit der Nebenbedeutung, dass das Subjekt die Tätigkeit mit einer gewissen Bereitwilligkeit ausführt.» Diese Nebenbedeutung scheint mir allerdings nicht in dem Begriff zu liegen. Das Frequentativum bezeichnet also etwas, was öfters geschieht, aber aus einer Gewohnheit heraus, in einer Gewohnheit begründet, während das, von Deutschbein nicht erwähnte, einfache Iterativum die nicht in einer Gewohnheit des Subjekts begründete Wiederholung bezeichnet. Was ist nun aber der Unterschied zwischen Iterativ und Frequentativ, zwischen einer regelmässig wiederholten Handlung und einer gewohnheitsmässig vollzogenen? Die gewohnheitsmässig vollzogene Handlung hat nichts von der unbedingten Regelmässigkeit, die im Iterativ wegen dessen Herkunft vom Absolutivus liegt. Der Frequentativ macht eine subjektsbezogene Aussage, während diese Subjektsbezogenheit beim Iterativ fehlt. Lediglich die Handlung an sich wird als regelmässig wiederholt stattfindend bezeichnet. Es existieren also an Möglichkeiten im Englischen: 1) der *absolute Iterativ* mit seinen Unterabteilungen einschränkender und verallgemeinernder Wiederholung, 2) der *Frequentativ*, der eine gewohnheitsmässig vollzogene Handlung zum Ausdruck bringt (he used to say), 3) der *einfache Iterativ*, der eine mehrmalige, nicht gewohnheitsmässig bedingte Wiederholung ausdrückt. »Er sagte oft» ist unverbindlicher als »er pflegte zu sagen», eben weil noch nicht in einer festen Gewohnheit verankert. Getrennt von diesen quantitativen Aussagen existieren die *will, would*-Verbindungen, die an sich qualitativ-absolut sind und deshalb Wiederholungen besonders affektivieren können.

Die Tendenz, die absolutiven Formen zu verzeitlichen und damit zu intensivieren, ist überaus stark. Dies entspricht einem allgemeinen sprachlichen Zug, die Intensität dadurch zu heben, dass man sie ins Endlose hinaus verlängert, sie also eigentlich extensiviert. Das deutsche '*niemand*' ist so entstanden, aus *nie ein Mann* (= *Mensch*) und das ae. *nā* (ne. *no*) = 'nie'. Aber das Englische hat diese Tendenz besonders aus-

geprägt entwickelt. Ich denke z. B. an die Verwendung von '*ever*' als Mittel der Intensivierung.

»He forged that letter, I suppose? Or did he frighten you into writing it?»
»Ah.»
»But why did you ever go?» (*Gone to Earth*, S. 230)

= »Warum bist Du denn überhaupt gegangen?» Wir verstärken durch '*überhaupt*' oder lassen es auch einfach bei einer Tonerhöhung des »Warum» bewenden.

The elderly woman never looked at Gudrun, yet she seemed to take knowledge of her presence. (*Women in Love*, S. 340)

= »Die alte Frau sah Gudrun überhaupt nicht an.» Im Deutschen haben wir auch die Möglichkeit, bei sehr emphatischen Fragen '*in aller Welt*' hinzuzufügen. Wir nehmen also die Kategorie des Raumes zu Hilfe. Man vergleiche:

Ching-mei came running into the kitchen where we were boiling water, chanting: (singt ein Liedchen)
'What ever has happened?' La-mei demanded of her twin. (Nora Waln, *The House of Exile*, The Albatross Ed., S. 103)

und deutsches »*Was in aller Welt ist denn los*», wenn man es nicht vorzieht, den altfränkischen Ausdruck überhaupt fallen zu lassen. Dasselbe '*ever*' liegt ja auch vor in Redensarten wie: »*I like it ever so much*», »*He is ever so nice*». Das Englische hat augenscheinlich die ausgesprochene Tendenz, ein starkes Gefühl als ein dauerndes Gefühl zu empfinden. Auf derselben Linie liegt die Verwendung der periphrastischen Form *to be -ing*, der von Hause aus durativer Charakter zukommt, zum Ausdruck der Intensivierung. *Mother will be wondering where we are*, d.: *Mutter wird sich schön wundern, wo wir sind* (Krüger, Ergänzungsgrammatik § 439 zit. bei Deutschbein S. 72. Die meisten von Deutschbein an dieser Stelle gebrachten Beispiele passen hierher.). D. h. wenn wir exakt sein wollen, müssen

wir sagen, der Engländer empfindet extensiv, wo wir intensiv empfinden.

Um nach der kurzen Abschweifung wieder zu unserem eigentlichen Thema zurückzukommen, so scheint es mir festzustehen, dass die Umschreibung mit *will, would* ihrem Wesen nach ein Absolutivus ist, aus dem sich die Funktionen als Iterativus und Frequentativus leicht herleiten liessen. Was stellt nun aber die Wendung ihrer Herkunft nach dar, wie kommt der Absolutivus zustande? Das *NED* spricht von einer 'natural disposition', einer natürlichen Veranlagung oder Neigung. Läge also ein Voluntativus vor und wäre der Entwicklungsgang demnach: einmaliges Wollen - absolutes Wollen? Dann stellt sich die Frage von neuem: Wie kommt die absolute Disposition zustande? Aus einer subjektiven Neigung wird nicht ohne weiteres eine objektive Veranlagung, eine derartige Erklärung führt sich selbst ad absurdum. Handelt es sich bei der Wendung um den Ausdruck einer absoluten Veranlagung, um einen Absolutivus, was wir klargestellt zu haben glauben, dann kann sie sich nicht aus dem Ausdruck eines subjektiven Wollens entwickelt haben. Aber selbst wenn wir mit Franz und dem NED annehmen, dass sie als Wesentliches etwas Gewohnheitsmässiges zum Ausdruck bringt, wäre der Übergang von Neigung zu Gewohnheit schwierig zu erklären. An sich ist bereits die Entwickelung von Gewolltem zu tatsächlich Futurischem eine auffällige Erscheinung, bedeutet sie doch immerhin den Sprung von der Idealität in die Realität. Doch bleibt diese Entwickelung in bekannten Grenzen, ausser im Englischen haben wir sie ja auch im Neugriechischen, dessen Typus *θὰ ἔλθω* aus *θέλω ἵνα ἔλθω* entstanden ist. Die Erklärung aber für die absolutive Ausdrucksweise hängt damit noch immer in der Luft, scheint jedoch näher zu rücken, wenn wir bedenken, dass auch in anderen Sprachen unserer Wendung ähnliche Ausdrucksweisen sich finden. Im Altfranzösischen beispielsweise:

en trois parties Estoient ses eures parties; Dormir ou mengier ou orer Voloit, ne savoit laborer (Barb. u. M. IV 123, 126)

Seint' esglise mult amoit, A mushter chascun jor aloit: Por matin i voleit estre Bien sovent ainz ke li prestre (Rom. I 73, Z. 9) il se voloit molt pener De s'anor et de son servise (R. Charr. 3568; sämtlich zit. aus Ernst Weber, Ueber den Gebrauch von devoir, laissier, pooir, savoir, soloir, voloir im Altfranzösischen, Dissertation Berlin 1879, S. 28)

Anderseits stellen wir fest, dass die Ausdrucksart für den heutigen Sprachgebrauch tot ist. Es hat sich kein Absolutivus verankern können. Das Altfranzösische war viel gefühlsmässiger als die moderne Sprache, wahrscheinlich war in einer derartigen Ausdrucksweise nicht einmal der Wert einer objektiven Gewohnheit erstrebt, wovon gleich noch einmal die Rede sein wird. Umsomehr haben wir uns zu fragen, wieso das Englische den Absolutivus entwickelte. Das Problem rückt gleich in ein anderes Licht, wenn wir Folgendes berücksichtigen.

In früheren Stadien der Sprache kann der Absolutivus und Frequentativus auch durch das Verbum »*shall*» gebildet werden. Vgl. Wülfing, Die Syntax in den Werken Alfreds des Grossen, II. Teil, § 393 d, woher auch die ae. Beispiele stammen.

Be. 598, 28 wæs ðær on neaweste untrumra manna hus, on ðam hyra ðeaw wæs þæt hi ða untruman & ða ðe æt forþfore wæron inlædan sceoldan.

Or. 70, 24 þonne wæs heora þeaw þæt sceoldon ealle hiera senatus cuman ongean heora consulas æfter þæm gefeohte . . . & hie sceoldon bringan feowerfetes twa hwite; . . . þonne sceoldon hiera senatus ridan on crætwænum; . . . þonne sceolde him man bringan ongean crætwæn.

Mittelenglisch:

Ysaac was leid ðat auter on, so men sulden holocaustum don (Gen. Ex. 1325/26 bei Zupitza- Schipper S. 119)

Neuenglisch: »*I should* 'ich pflegte' ist einmal bei Sh. belegt und begegnet öfters bei Bunyan (Franz, Shakespeare-Grammatik, Zweite Auflage, § 620 Anm. 1).

Pity was all the fault that was in me; For I should melt at an offender's tears. (Hy 6 B III, 1, 125/126)

I should, at these years, be greatly afflicted and troubled with the thoughts of the Day of Judgement. (Bunyan. P. P. s. 298)

Die Wendung erklärt sich aus Situationen, wo es sich um Vorschriften, Bräuche handelt, die Beispiele lassen dies ganz deutlich werden. Es werden mithin die beiden Hilfsverben, die zur Bildung des Futurums und des Futurs des Imperfekts dienen, auch zur Bildung des Absolutivus verwandt. Damit wäre also bewiesen, dass in der englischen Ausdrucksweise ein Futur vorliegt, während das Altfranzösische zweifellos in derselben Bedeutung einen Voluntativ verwendet? Nein! Sagen wir lieber: Die Umschreibung durch den Begriff »wollen» kann zu einer ähnlichen Aussage benutzt werden wie das Futurum. Das Faktum der Funktionsgleichheit wäre unmöglich, wenn nicht eine Verwandtschaft zwischen dem Begriff des Wollens und der Kategorie des Futurs bestünde. Gemeinsam ist beiden der Sinn des Zukünftigen, und an sich wird das Futur gerne gebraucht, um eine affektische, absolute Aussage zu machen. »*Wer wird nicht einen Klopstock loben! Doch wird ihn jeder lesen? Nein.*» Oder ich antworte jemandem auf einen Einwand, dass ihm der oder jener etwas nicht gesagt habe, affektisch korrigierend: »*Das wird er Ihnen natürlich nicht sagen!*» Dass eine derartige Aussage absolut gemeint ist, beweist wiederum ein Vergleich mit dem Türkischen, das vorliegenden Satz durch den Muzarî, den Absolutivus also, wiedergibt: »*Bunu söylemez, tabiî.*» Ein Futur wäre unmöglich. Besteht nun aber eine Ähnlichkeit zwischen 'Tun-wollen' und 'Tun-werden', so bleibt es immerhin auch nur eine Ähnlichkeit. Wir sahen, dass es im Französischen nicht zu der Ausbildung einer absolutiven Kategorie kam. Das lässt ganz von selbst die Vermutung aufkommen, dass der Unterschied zwischen 'Tun-wollen' und 'Tun-werden' dabei eine wesentliche Rolle spielen wird.' Wollen' drückt nur eine subjektive Zukunft aus, das Futur dagegen eine objektive. In 'Ich will es tun' liegt nichts von einer objektiven Garantie, die das Charakteristikum des Futurs ist.

Damit jedoch kein falsches Bild entsteht, möchte ich den Charakter dieses 'Wollen's klarstellen, um nicht in den Fehler zu verfallen, den Deutschbein und der von ihm zitierte Bain begehen. Deutschbein rechnet zwar die generell-abstrakten Sätze als futurische Gebilde, ist aber selbst nicht ganz sicher und fügt seinem Satz *Children will play* die Bemerkung hinzu: »allerdings mit einer kleinen Hervorhebung des Wollens», dazu die Erklärung A. Bains: »Sometimes 'will' is used for the present indefinite: 'Accidents will happen' the same as 'accidents happen'. The 'will' gives emphasis by a kind of personification; 'accidents take it into their heads and resolve to happen'.» Das ist das Allerabwegigste, was man zur Erklärung sagen kann, eine Personifizierung findet auf keinen Fall statt. Gehen wir der Einfachheit halber gleich von dem Beispiel Deutschbeins aus: *Children will play*. Was heisst das? Wer will etwas? Wollen die Kinder etwas? Sagen die Kinder: »Wir wollen spielen»? Wohl kaum. Der Sinn des Satzes ist ein ganz anderer. Das Wollen geht nicht vom Subjekt aus, nicht die Kinder verlangen es, sondern das Wesen der Kinder, die Eigentümlichkeit des Kindseins verlangt es, dass die Kinder spielen. Der Sinn dieses »*Wollen*»s ist = »*müssen*», d. h. es liegt ein objektives Wollen, ein Naturwollen vor, ein Wille, der, ausserhalb des Subjekts liegend, sich in diesem manifestiert. Wenn wir übersetzen: *müssen*, so meinen wir damit dasselbe, ein wesensmässiges Sosein, eine innere, im Wesen des Subjekts begründete Notwendigkeit. Ein solches inneres Müssen liegt z. B. auch vor, wenn ich sage; »*Ich muss jetzt gehen*», wo ich das unmittelbare Weggehen durch die innere Notwendigkeit motiviere. »*Er muss jeden Augenblick kommen*» ist wiederum eine solch absolutive Ausdrucksweise, die im Türkischen darum auch durch den Muzarî wiedergegeben werden muss: »*Şimdi gelir*». In diesem Sinne liegen also Wollen, Futur und Absolutiv nahe beieinander. Und doch ist der Begriff »Wollen» nicht objektiv genug, um generell in das Futur eintreten zu können. Der objektive Wille ausserhalb des Satzsubjektes muss irgendwie zum Ausdruck gebracht werden. Dadurch dass wir heute

subjektive und objektive Futurität auch im Gefühl scharf voneinander getrennt haben, haftet dem Begriff des Wollens in jedem Fall Subjektivität an, auch dem Wollen, das ausserhalb des Subjekts liegend seinen Willen in der Form einer dem Subjekt eigenen Anlage in das Subjekt hineinlegt. Dieser Wille muss auf irgend eine Weise sanktioniert werden, und diesen Stempel des Offiziellen, Objektiven bekommt er im Englischen durch den Futursinn, der dem '*will*' sekundär zugrundeliegt. Dieses objektive Element fehlt im Französischen und Deutschen, besteht jedoch im Englischen, wo es sich m. E. aus dem Religiösen, aus der Sprache der Bibel entwickelt hat. Wir haben auch im Deutschen Wendungen erhalten, in denen ein Wollen im futurisch-absolutiven Sinne steht: »*Das will gar nichts bedeuten*», »*Das will was heissen*» u. ä. Aber das sind nur Reste, Spuren eines früher lebendigen Zustandes.

Solange in einem Stadium der Sprache das Begriffsmässige noch nicht stark entwickelt ist, wird der Unterschied zwischen subjektiver und objektiver Futurität nicht besonders gespürt. Und sowohl das Altfranzösische wie das Alt- und Mittelenglische sind durchaus unbegrifflich orientiert. Das Englische ist heute noch eine unbegriffliche Sprache, aber im Vergleich doch weniger als früher, wie beispielsweise die Ausbildung der zusammengesetzten Zeiten und Modi beweist. Ich will mit alledem sagen: sobald die Sprache ein genauer differenziertes Gefühl für den Wertgehalt von Subjektivität und Objektivität erworben hat, hört sie auf, den subjektiven Ausdruck zur Bezeichnung einer natürlichen Anlage zu verwenden. Im Englischen kam der Entwicklung zu diesem Zeitpunkt der günstige Umstand zu Hilfe, dass *will*, *would* auch die Bildung des Futurs bzw. des Futurums des Imperfektums übernahmen. Als Futurbildnern haftet dem *will* und *would* nicht mehr die rein subjektive Bedeutung des Wollens an, sondern die objektive des tatsächlichen futurischen Geschehens. Durch diese Tatsache wurde nun das Schwergewicht noch mehr vom Tun-wollen auf das Tun-werden verlegt, Beweis ist die Verwendung von *shall* und *should* beim Absolutivus. Damit sind nun aber die Schwie-

rigkeiten der Frage, ob wir es in unserer Umschreibung mit einer voluntativen oder futurischen Ausdrucksweise zu tun haben, aus dem Wege geräumt. Zugrunde liegt der Redensart der Sinn des Wollens in dem vorhin definierten Sinne, entscheidend aber und schliesslich massgebend für die Erhaltung ihrer Existenz wurde der Umstand, dass das Wort 'wollen' auch Futurformans war.

Wenn wir bis jetzt die Umschreibung mit *will, would* als Absolutivus bezeichnet haben, so war das insofern richtig, als ihr absolutiver Wert beikommt. Jedoch beschränkt sich die Verwendungsfähigkeit auf eine ganz bestimmte Art von Aussagen, und es wäre durchaus falsch, alle absoluten, generellabstrakten Sätze umschreibend wiedergeben zu wollen. Unsere Wendung ist kein Absolutivus im Sinne des türkischen Muzarî. Man sagt: *The sun rises in the East* etc., d. h. einfache abstrakte Allgemeingültigkeit wird durch das Präsens ausgedrückt. Deshalb hat Deutschbein nicht recht, wenn er die Umschreibung mit *will* den rein abstrakten Sätzen gleichstellt. Es besteht ein grosser Unterschied zwischen einem Satz wie '*Alle Menschen sind sterblich*' und '*Kinder sind Kinder*'. Der erste Satz ist abstrakter, logischer, spricht eine Wahrheit aus, der zweite ist lebendiger, gefühlsmässiger, und spricht eine Weisheit aus. Der erste hat den Wert eines Gesetzes, der zweite den einer Regel. Aufs Englische angewandt bedeutet das: abstrakte Allgemeingültigkeit wird durch das Präsens, gnomische Allgemeingültigkeit durch die Umschreibung ausgedrückt. Zugleich dient die Umschreibung aber auch als Affektivus, um an sich konkrete Sachverhalte, Einzelaussagen, zum Wert der Absolutheit zu erheben. Wie gelangen wir aber zu einer derartigen Ausdehnung des gnomischen Absolutivus?

Zugrunde liegt der Umschreibung eine allgemein-dynamische Auffassung der Sprache, das Bedürfnis des Englischen, das Verbalgeschehen zu unterstreichen, hervorzuheben. Damit ist nicht Anschaulichkeit gemeint. Dadurch, dass ich eine Handlung unterstreiche, trage ich zu ihrer Sinnfälligkeit noch

nichts bei, ich zeige lediglich mein Interesse an der Handlung. Dieses Interesse kann natürlich dazu führen, dass ich sie plastisch vor mir ablaufen sehe (Progressiv, Durativ, Imperfektiv), es kann aber auch zu ganz anderen Resultaten führen. Mich kann alles mögliche daran interessieren, das allmähliche Beginnen der Handlung (Inchoativ), ihr häufiges Auftreten (Frequentativ) u. a. m. Die Umschreibung mit *will, would* hat nun mit der periphrastischen Form, *to be -ing*, eine sehr enge Beziehung, insofern bei beiden das Gefühl der Dauer eine Rolle spielt. Nur drückt sie nicht wie diese das unvollendete Andauern einer Handlung aus, sondern die Fortdauer des fertigen Ergebnisses. D. h., bei der periphrastischen Form handelt es sich um das Andauern des Handlungs a k t e s, der sich plastisch vor unseren Augen vollzieht, während bei unserer Umschreibung das Ergebnis, der geistige I n h a l t als weiterexistierend gefühlt und als aktuell oder virtuell vorhanden gesehen wird. Die periphrastische Ausdrucksweise ist imperfektiv, die unsere perfektiv orientiert. Der Affekt, der das Erfassen des Handlungsinhaltes begleitet, bewirkt das Weiterdauern der Vorstellung und damit die Möglichkeit, die Handlung von neuem zu aktualisieren.

Fassen wir zusammen: Die Umschreibung ist ein gnomisch-affektischer Absolutivus. Ihre Ausdehnung und Ausbildung verdankt sie dem emotionalen, dynamischen Sprachcharakter des Englischen, der danach drängte, den Inhalt einer Aussage affektisch zu steigern und seine Geltung zum Wert der Absolutheit zu erheben. Dass gerade das Futur zum Ausdruck dieser affektischen Absolutheit benutzt wurde, liegt an der passiven Neigung des Futurischen im allgemeinen, für gnomische Tatsachen affektischen Gehalts Verwendung zu finden. Wir wiesen darauf bereits oben hin. Beispiele weist schon das Lateinische auf: *profecto hoc sic erit: centum doctum hominum consilia ... devincit ... Fortuna* u. a. (*Pseud.* 677, vgl. Leumann-Hofmann, Lateinische Grammatik § 149 a). Doch scheint das gnomische Futur in ausgedehnterer Weise dem klassischen Latein unbekannt zu sein. Gebräuchlich ist es bei Plautus

und in der späteren Volkssprache, vor allem aber wird es im biblischen Latein entwickelt. In den Psalmen, Sprüchen, im Ecclesiasticus treffen wir das gnomische Futur als affektischen Absolutivus auf Schritt und Tritt, im Wechsel mit dem Präsens, dem der absolute Sinn ohne Affektivität zukommt. Dieser Unterschied ist nicht mehr in allen Fällen klar zu erkennen, er geht jedoch logisch daraus hervor, dass eine futurische Aussage allein durch die Tatsache besonderes Gewicht hat, dass sie etwas in Zukunft geltend behauptet, was allerhöchstens in der Gegenwart vor sich gehen und von mir, weil ich es sehe, als sicher vertreten werden kann. Hier einige Beispiele aus den »Sprüchen» (Cap. X u. XI).

Filius sapiens laetificat patrem, filius vero stultus moestitia est matris suæ 1)
Nil proderunt thesauri impietatis, justitia vero liberabit a morte 2)
Qui annuit oculo dabit dolorem; et stultus labiis verberabitur 10)
Benedictio Domini divites facit, nec sociabitur eis afflictio 22)

Ubi fuerit superbia, ibi erit et contumelia; ubi autem est humilitas, ibi et sapientia. 2)
Justitia simplicis diriget viam ejus, et in impietate sua corruet impius. 5)

Man könnte ganze Kapitel abschreiben, wo ein Futur hinter dem anderen kommt, viel seltener das Präsens. Und dieses Futur hat durchaus nicht durchgängig nur Platz, wo es sich um Hoffnungen auf das Sicherfüllen der göttlichen Gerechtigkeit handelt (wenngleich solche Hoffnungen der Ausgangspunkt zu sein scheinen), sondern wo affektische Absolutheit, gnomische Allgemeingültigkeit ausgedrückt wird.

Ubi non est gubernator, populus corruet; salus autem, ubi multa consilia. (XI,14)
Qui despicit amicum suum indigens corde est; vir autem prudens tacebit. (XI,12)

Unsere ganzen kontinentalen Sprachen werden wohl im Gebrauch des gnomischen Futurs von der Bibel beeinflusst

sein, und es erscheint noch mehr plausibel, dass bei der vom frühen Mittelalter an bestehenden besonders starken Religiosität in England der biblische Sprachgebrauch die Ausbreitung des gnomischen Absolutivus im Englischen entscheidend beeinflusst hat. Der Inhalt, das emotionale, dynamische Sprachgefühl des Englischen war da, und es ergoss sich in die von der Bibel bereitgehaltene Form.

Mit dem Charakter der Umschreibung als Absolutivus hängt nun auch zuletzt noch die Tatsache zusammen, dass sich der Gebrauch von *will, would* auf die 3. Person beschränkt. Aussagen affektisch gnomischer Prägung sind nicht anders als in dieser Form denkbar. Das liegt in der Natur der Sache. Deutschbein kommt der Wahrheit nahe, wenn er meint, es müsse wohl von abstrakten Sätzen ausgegangen werden, wo es sich um primäre Tätigkeiten des Subjekts handele. Er bringt die Erklärung bei der Frequentativfunktion der Wendung. Hätte er den Zusammenhang zwischen den frequentativen und absoluten Sätzen gesehen, dann hätte seine Vermutung eher den Charakter eines Beweises gehabt.

Es mag noch hinzufügend darauf hingewiesen sein, dass das Imperfekt *would* viel häufiger ist als das Präsens *will*. Das liegt, glaube ich, einfach daran, dass überhaupt ja mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart erzählt wird. Es sind also rein technische Gründe hier massgebend.

Hans Marchand

Kritische Randbemerkungen

1.

Der erste Band der Westfälischen Forschungen, welche im Auftrage des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde von Ernst Rieger herausgegeben werden, bringt einen interessanten Aufsatz über westfälisch-niederländische

Dialektgeographie von Schulte-Kemminghausen. Dem Aufsatz, der einen Einblick in einen Teil der Arbeit gewähren will, die als Vorarbeit für das grosse westfälische Dialektwörterbuch geleistet wird, sind 4 Karten beigefügt, welche die Verbreitung der den hochdeutschen Wörtern »Ziege», »Star», »Euter» und »Tauber» entsprechenden Benennungen in den westfälischen und den ostniederländischen Mundarten zeigen. Im Anschluss an diese dialektgeographischen Karten stellt der Verfasser auch gewisse Betrachtungen über die Etymologie dieser Ausdrücke an.

Bei der Behandlung der verschiedenen Synonyma für *Tauber* gelangt Schulte-Kemminghausen zu dem Ergebnis, dass die in Niederhessen und Fulda begegnende Form *Dubhorn*, *Dübhorn*, die im 15. Jh. als *duphorn*, *duyfhorn*, *dubhern* und schon im 14. Jh. als Familienname *Dubhorn* vorkommt, nicht — wie ich in meinem Buche »Die deutschen Vogelnamen» vermutet habe — auf eine von ahd. *tûba*, mnd. mndl. *dûve* abgeleitete Form *dûvarn* zurückgeht, sondern eine Zusammensetzung *Dub-horn* ist, deren zweiter Teil als selbständiger Name des Täuberichs im ndl. *Hoorn(e)* vorliegt. Auch die im Westfälischen vorkommende Benennung *Hoone* sei wahrscheinlich mit diesem Namen in Zusammenhang zu bringen. Die mundartliche Entsprechung von hd. *Hahn* könne hier nicht in Betracht kommen, denn in der betreffenden Mundart wird für germ. ă in offener Silbe heute ā gesprochen. Als Stütze für seine Ansicht führt Schulte-Kemminghausen ein von Schiller-Lübben Mnd. Wb. II, 302 als Bezeichnung für ein Tier belegtes Wort *horn* an, in dem er einen Beleg für den dialektischen Namen des Taubers sieht und dessen ältere Form er als *horno* ansetzt. Er hält es für fraglich, ob ein Zusammenhang zwischen diesem maskulinen Substantiv und dem Neutrum *Horn* (*cornu*) existiert, weist aber darauf hin, dass biblisch *Horn* Symbol der Stärke ist und zitiert dabei Grimms Deutsches Wörterbuch IV. Bd., 2. Abtl. Sp. 1817. Die westfälischen Belege *Hahn* für Täuberich könnten als volksetymologische Umdeutungen eines älteren *horn* aufgefasst werden.

Die Textstelle, in welcher das von Schulte-Kemminghausen zitierte mnd. Wort *horn* vorkommt, ist ein Zitat aus Hann. Mscr. I, 84, S. 411b und lautet bei Schiller-Lübben a. a. O. folgendermassen: *Du haddest gude kost edder korn, Stor, las unde den edel vorn, De hasen unde den horn, Alle kost ist* (da du todt bist) *verlorn*. Es handelt sich hier, wie Schulte-Kemminghausen hervorhebt, um Aufzählung von Delikatessen. Schon deshalb ist die bei Lübben-Walther Mnd. Handwörterbuch S. 149 geäusserte Vermutung, dass *horn* eine falsche Lesart für *êchorn* »Eichhorn» sei, abzuweisen. Aber auch die Auffassung Schulte-Kemminghausens, dass es sich hier um das »Täubchen» handelt, scheint mir doch etwas fragwürdig zu sein. Das ndl. Dialektwort *Hoorn* bedeutet nach Woordenboek der Nederlandsche Taal VI, 1097 das Männchen eines Vogels überhaupt und dann speziell die männliche Taube. Es wäre in dem zitierten Text also jedenfalls nicht die Rede von dem »Täubchen», sondern von dem Täuberich. Man könnte allerdings annehmen, dass der Name des Täuberichs wegen des Reims statt des Namens der Taube gewählt worden wäre. Meines Erachtens könnte man jedoch den Text auch anders deuten. Da hier zwei Lachsarten (*las* und *vorn*) und der Stör als Delikatessen genannt werden, so ist es möglich, dass auch in den Wörtern *hasen* und *horn* Fischnamen stecken und dass *hasen* für *husen* »der grosse Stör» verschrieben und *horn* als die Akkusativform von *ore* »eine Art von Forelle» (Lübben-Walther a. a. O. S. 256) aufzufassen ist. Der erstere Fischname ist schon im Althochdeutschen als *huso*, im Mittelhochdeutschen als *huse* und im Mittelniederdeutschen als *husen* belegt. Es ist die Bezeichnung des Hausens (acipenser huso), der im Schwarzen und im Kaspischen Meer lebt, etwa 8 Meter lang werden kann und als Delikatesse ausgeführt wird. Die Etymologie des Namens ist noch nicht klargelegt. Das mnd. *ore*, das mit schwed. *lax-öring*, *lax-öre*, dän. *ørred*, norweg. *aurride*, *aure*, anord. *aur-riði* im Zusammenhang steht, wird als eine Entlehnung aus dem Nordischen betrachtet, s. Hellquist, Et. ordbok S. 1239, Falk-Torp, Et. Ordbog 2,176 und Torp, Nynorsk et.

Ordbog S. 9. Der Anlaut in *horn* (: *vorn* = *vorhen*) wäre demnach als das im Mittelniederdeutschen öfters begegnende unorganische *h* aufzufassen.

Vorläufig ist bei der etymologischen Erklärung des dialektischen Namens *Horn* Vorsicht geboten. Nach wie vor glaube ich, dass *duvarn* und *dubhorn* nicht voneinander getrennt werden dürfen.

2.

In der Abhandlung »Fremdes im Baltendeutsch» S. 70 f. hat Kiparsky einen Fischnamen *Tabberlayken* behandelt, den er in dieser Form nach Arbusow, Acta Univ. Latv. X. S. 203 aus dem 16. Jh. belegt. Die betreffende Stelle lautet bei Arbusow: »Tabberlayken sind vermutlich Weissfische. Sie kommen als Abgabe im Amt Dondangen-strand (im J. 1582/83) vor. Ist an einen Zusammenhang mit dem Namen des im Stift Kurland befindlichen Flusses Tebber zu denken? Oder handelt es sich um eine rein etymologische Verwandtschaft zwischen dem Fisch- und dem Flussnamen?» Kiparsky ist geneigt, in dem Fischnamen ein ostseefinnisches (livisches) Lehnwort zu sehen. Der erste Teil scheine mit liv. *tabar*, *taber* »Schweif, Schwanz» zusammenzuhängen, in dem zweiten Teil könne ein ostseefinnisches **laik-*, **läik-* (estn. *läikima* »schwanken, schwappen», finn. *läikkyä* »wellenförmig bewegt werden») stecken, so dass man eine liv. Bezeichnung »Schweifwedler» rekonstruieren könne, »die auf einen Fisch nicht übel passen würde (vgl. z. B. das bd. *streckevoete, Streckfüsse* als Fischname)».

Diese Annahme ist schon aus methodischen Gründen abzulehnen. Man darf m. E. nicht einen deutschen Fischnamen, der im Ostseefinnischen keine Entsprechung hat, als eine ostseefinnische Entlehnung erklären, indem man aus zwei ostseefinnischen Worten ein Etymon rekonstruiert, das lautlich ungefähr so klingt wie der deutsche Name. Ausserdem ist die Bedeutung des rekonstruierten Etymons »Schweifwedler» kein Charakteristikum eines besonderen Fisches. Das von Kiparsky zum

Vergleich herangezogene *Streckfuss* ist, so viel ich weiss, kein Fischname. Der Ausdruck bezeichnet bei Gryphius den Tod, ebenso wie *Streckbein* bei Luther, vgl. Sanders Wb. 3, 1235, mnd. *strecke-bên*, *strecke-vôt* »der die Gebeine der Menschen ausstreckt, der Tod», s. Lübben-Walther Mnd. Handwörterbuch S. 384 f. Nemnichs Polyglotten-Lexicon der Natur-Geschichte I, 403 verzeichnet den Namen *Streckfuss* als Namen der Spinne mit ausgestreckten Füssen (Aranea extensa) und gibt die Erklärung des Namens: »Sonderbar ist ihre Stellung, wenn sie ruht, denn sie hält die vier Vorderfüsse nach vorne, die letzten zwey Füsse nach hinten und die vorletzten nach der Seite ausgestreckt». Kiparsky nennt nicht die Quellen, in denen *Streckfuss* als Fischname vorkommt. Vielleicht denkt er an den Beleg in der Preussischen Chronik Simon Grunaus aus dem Jahre 1525 (Im Auftrage des Vereins für die Geschichte der Provinz Preussen hrsg. von Dr. M. Perlbach, Bd. I, Leipzig 1875: Tract. I, Cap. IV: Von namen und geslechte der fischen in Preussen, 17), den Frischbiers Preussisches Wb. 2, 379 verzeichnet: »Item man furt aus Preussen mancherlei fische yn fessir gesaltzen, getreuget von oele, von stüre, von laxin, von heringen, von hechtin, von rontfischen und von bressem und *diese nennett man stregfüsse von der Stelle, do man sie erst hott in der luft getreuget.* »In Frischbiers Wb. findet sich das Zitat unter dem Stichwort *Stregfische*. Es handelt sich hier also nicht um einen Fischnamen, sondern um einen Kollektivausdruck für allerlei getrocknete Fische.

Es ist sehr schwer, das Wort *Tabberlayken* zu beurteilen, da man auf Grund des einzigen Beleges nicht einmal mit Sicherheit weiss, ob das von einer Abgabe gebrauchte Wort ein Fischname ist. Wenn es die Bezeichnung eines Fisches ist, so könnte man an das auch von Kiparsky erwähnte *Tabarre* denken, welches noch in der Form *Tapar*, *Topar* in Frischbiers Wb. belegt ist. Der Fischname ist identisch mit lit. *tapãras*, dessen Bedeutung Kurschats Lit. Wb. als »Karpfen» angibt und dessen Nebenform *toparas* (von Kurschat durch eckige Klammern als unsicher bezeichnet) da mit »ein Fisch, Diebel, Aland» übersetzt

ist, ebenso wie *toparus* in Nesselmanns Wörterbuch der Lit. Spr. S. 108: »ein Fisch, Däbel, Aland, Cyprinus Jeses». Es handelt sich um den Fisch, der allgemeiner unter dem Namen *Döbel* bekannt ist, den *cyprinus dobula* oder *cyprinus cephula*, einen karpfenartigen Fisch. Der Name ist in sehr vielen Varianten in den preussischen Mundarten bezeugt: *Döbel*, *Dübel*, *Diebel*, *Debel*, *Deivel*, *Düvel*, *Dubel*, *Däbel*, *Deibel*, s. Frischbier a. a. O. 1,135 u. 138. Auch im Altpreussischen findet sich *dubelis* mit derselben Bedeutung im Elbinger Vocabular 581, s. Nesselmann, Thesaurus linguae prussicae s. v.

Dieser Name ist in verschiedenen Lautvarianten in Preussen seit 1525 nachzuweisen: in der obenerwähnten Preussischen Chronik Simon Grunaus Bd. I S. 45 (im Verzeichnis der Fische Preussens): .. *tobellen;* bei Hennenberger, Erklärung der Preussischen Landtafel S. 29 Anhang (vom Jahre 1595) *Dobeln*, *Tabellen* als Name eines in Preussen gefangenen Fisches; bei Matth. Praetorius, Preussische Schaubühne 3. Buch S. 19 (vom Jahre 1690): Fische, so in Preussen gemein .. *Dobeln*, *Tabellen;* in Erteuertes Preussen (vom Jahre 1742) Bd. 5 S. 493: Hier sind .. Lächse, *Deweln*, Lachsfahren; bei Curicke Chronik von Danzig S. 27: Werden dahero täglich allerhand Fische mit Menge zu Marckt gebracht, als da sind .. *Dubelcken;* bei Bock, Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte (vom Jahre 1784) Bd. 4 S. 663: *Dübel*, *Döbel*, auch *Dibelle* und *Dubel*, Fischart in Preussen; bei Bujack, Naturgeschichte der höheren Thiere (Königsberg 1837) S. 394: *Döbel*, *Sanddöbel*, *Diebel*, *Tievel* (Cyprinus Dobula L.), ist er noch jung, so heisst er wegen der ungefärbten Flossen *Weissdöbel*, und im Alter, wenn seine Flossen rot sind, *Rotdöbel*. Hier zu Lande heisst er auch *Diebel*, *Tabelle* und *Tabarre;* bei Mühling, Ostpreussische Provinzialismen (1850) S. 289: *Döbel*, m. (Dobula) Fischart, die auch *Tabelle*, *Tabarre*, *Diebel*, *Rohrkarpfen* heisst, *Döbel* ist eine uralte Benennung; bei Kerstan, Geschichte des Landkreises Elbing (1925) S. 217: An Fischen gab es 1829 im Seeteich: *Dubellen*, auch *Doebel* oder *Topel*, ist wahrscheinlich ein Sammelnamen für Weissfisch; bei Benecke, Fische, Fischerei und Fischzucht in

Ost- u. Westpreussen (Königsberg 1881) S. 137: *Döbel* m. (Squalius cephalus L.), auch *Debel*, *Diebel*, *Deivel*, *Düvel*, *Dickkopf*, *Rohrkarpfen*, lit. *szapalas*, kur. *sapal*, mas. *klen*, S. 139: (Squalius leuciscus L.), Häsling, weisser Döbel, kur. *szapalas*, mas. *jasz*, S. 133: (Idus melanotus Heck. u. Kn.) *Kühling*, *Rohrkarpfen*, *Topar*, *Tapar*, *Tabarre*, *Tabelle*, *Gisitzer*, *Diebel*, *Dübel*, *Lachstaparre*, lit., kur.: *meknys*, *topar;* bei J. Chr. Wulff, Ichthyologia (Königsberg 1765) S. 45: (Cyprinus pinna ani dorsalis radiis decem, Linn. Syst. Nat. pag. 323) Borussis *Diebel*, *Tabelle*, *Tabarre*.

Die Redaktion des neuen Preussischen Wörterbuches, der ich die Zusammenstellung der obigen Belege verdanke,[1] teilt mir noch mit, dass der Fisch als *Tapar* in Cullmen-Jennen, Memelgebiet bekannt ist; »er wird bezeichnet als ein karpfenähnlicher Fisch, der aber wohl eher eine grosse Plötzenart ist. Er zieht im frühen Frühjahr die Buche hinauf zum Laichen und wird durch Wenter gefangen. In der Danje, in Bajohren im Memelgebiet heisst er *Döbel;* ein Fisch mit dickem Kopf, Flussfisch, der sich in der Nähe von Steinen besonders in der Strömung aufhält. *Däbel*, *Debel*, *Dewel*, *Däwel* ist mehrfach belegt für die Kreise Stallupönen, Wehlau, Pr. Eylau Bartenstein. — — — Döbel, Bachforelle (Trutta fario L.) im Kreise Braunsberg; im Kreise Pr. Stargardt wird damit ein Raubfisch bezeichnet, ähnlich den Plötzen, doch schöner gebaut, doppelt so gross.«

Döbel mit den Varianten *Dobel*, *Dubel*, *Dübel*, *Diebel*, *Debel*, *Däbel*, *Düvel*, *Deivel*, *Dewel*, *Topel*, *Tievel*, *Tobelle*, *Tabelle*, *Dibelle* ist ein deutsches Wort, das als Fischname auch ausserhalb der preussischen Mundarten bezeugt ist. Der Name wird mit Recht als identisch mit *Döbel* »Pflock, Zapfen, Klotz» betrachtet. Der Fisch hat den Namen wegen der plumpen Gestalt; daher auch die Synonyma *Dickkopf* und *Kuhmaul*.

Die Benennung *Topar*, *Tapār* = lit. *tapãras* ist nicht sicher

[1] Ich benutze hier die Gelegenheit, Herrn Professor Walther Ziesemer für das freundliche Entgegenkommen zu danken.

zu erklären. Die Form *Tabarre*, Lachs-*Taparre* ist wohl durch die litauische Form mit dem Akzent auf der zweiten Silbe beeinflusst. Das gegenseitige Verhältnis der vielen aufgezählten Varianten und ihre gegenseitige Beeinflussung wird wohl von der Redaktion des Preussischen Wörterbuchs aufgeklärt werden, sobald das Wörterbuch bis zu diesem Wort fortgeschritten ist.

Hugo Suolahti

Besprechungen

Hans-Friedrich Rosenfeld, *Der hl. Christophorus.* Seine Verehrung und seine Legende. Eine Untersuchung zur Kultgeographie und Legendenbildung des Mittelalters mit 8 Abbildungen und 3 Kartenbeilagen (= Acta Academiae Aboensis: Humaniora X: 3). XX + 552 S. Åbo Akademi. 1937.

»Die vorliegende Arbeit hat ihren Ausgang genommen von dem Versuch, den Ursprung der schönen Legende zu ergründen, die ja gerade auf deutschem Boden bis in die Gegenwart hinein (Kolbenheyer, Weinheber) immer wieder zur Gestaltung gelockt hat. Es erwies sich, dass dies nur im Zusammenhang mit einer Klärung der älteren Kultgeschichte möglich war.» Mit diesen Worten, die die Vorrede des umfangreichen Werkes einleiten, gibt der Verfasser die Art und Weise an, wie er seine Aufgabe gefasst hat, und wir erfahren hier bereits, dass er uns nicht nur eine philologische Untersuchung des Themas im engeren Sinne — in dem Sinne wie wir das Wort *philologisch* gewöhnlich nehmen —, sondern eine Darstellung des gesammten interessanten Stoffes auf breiter kulturgeschichtlicher Grundlage bietet. Bei der Lektüre des Buches finden wir weiter, dass das rein Philologische im Verhältnis zu dem mit staunenswerter Energie und Gelehrsamkeit gesammelten kulturgeschichtlichen Detailreichtum nur eine bescheidene Stelle einnimmt. Der besonders durch seine Forschungen auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Literatur bekannte Verfasser zeigt sich hier von einer neuen Seite, obgleich die tiefen kirchengeschichtlichen Kenntnisse, die er in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Heinrich von Burgus

zeigte, schon auf ausgesprochenes kulturgeschichtliches Interesse deuteten.

Im ersten Kapitel wird die Verehrung des hl. Christophorus behandelt. Die Darstellung erstreckt sich zum Beginn des 14. Jh., bis zum endgültigen Sieg der Legende von Christophorus als Christusträger; eine Darstellung der späteren Kultgeschichte wird in Aussicht gestellt. An der Hand eines ungeheuren Materials, das der Verfasser suverän beherrscht, wird die ältere, bishe rvon der Forschung fast gänzlich ausser acht gelassene Entwicklungsgeschichte der Verehrung des Heiligen vor unseren Augen aufgerollt. Die kultgeographische Beschreibung beginnt mit Kleinasien, wo der Name des 553 bezeugten Bischofs Christophorus für die Verehrung des Heiligen ein Zeugnis abgibt. In Konstantinopel ist sein Kult bereits im 5. Jh. heimisch gewesen. Auch in Syrien, Palästina und Ägypten scheint die Verehrung des Christophorus schon im 6/7. Jh. verbreitet gewesen zu sein.

Nach der kurzen Skizzierung der Verbreitung des Kultes im Orient wendet sich Rosenfeld dem Abendlande zu, um die kultgeographische Entwicklungsgeschichte in den verschiedenen europäischen Ländern mit einer Masse von Zeugnissen, die er im zweiten Kapitel zu einem 200 Seiten umfassenden Verzeichnis vereinigt hat, zu illustrieren. Er zeigt zunächst, dass die Forscher, die Italien einen alten Christophoruskult abgesprochen haben, im Unrecht sind, und dass der Heilige schon früh dort bekannt war (das älteste Zeugnis ist die Erwähnung eines monasterium Sancti Christophori auf Sizilien in einem Briefe aus dem Jahre 598). Die Zentren der älteren Christophverehrung liegen im nördlichen Mittelitalien und in Oberitalien. Es erweist sich, dass der Heilige gerade in Italien schon früh zum speziellen Pilgerpatron geworden ist. Die Kultbewegung, die im nördlichen Italien seit dem 8. Jh. zu beobachten ist, findet an den Alpen eine Grenze, welche das Vorrücken derselben wenigstens bis zur Mitte des 12. Jh. hindert.

Für Spanien wird festgestellt, dass sich spätestens im 7. Jh. Christophorusreliquien in Toledo befanden, welches das älteste Zentrum des Christophoruskultes war. Von Spanien aus hat sich der Kult über die Pyrenäen in die angrenzenden Landschaften Frankreichs verbreitet. Aber diese spanischen Anregungen gelten nur für den Südwesten des Landes. Im übrigen Frankreich sind es die hervorragenden Zentren geistigen und merkantilen Lebens, die zuerst den Kult des Heiligen auf-

zeigen. Die älteste Kultstätte ist Reims, wo schon beim Tode des heiligen Remigius im Jahre 535 eine Christophkapelle bestand. Von den Kulturzentren, wie Reims, Tours, Paris, hat sich der Kult weiter verbreitet.

Im Gegensatz zu Frankreich und Italien, wo der grösste Teil der Zeugnisse für den Christophkult aus Kapellen und Kirchen besteht, die dem Heiligen gewidmet sind, stehen England und Deutschland, wo diese Zeugnisse fast gänzlich fehlen; der gesamte mittel- und norddeutsche Osten bleibt so gut wie ganz unberührt von dem Kulte des Heiligen. Sogar in den Gebieten, wie in Tirol, Salzburg und der Schweiz, in denen die Verehrung des Christophorus besonders blühte, ist die Zahl der ihm geweihten Kirchen und Stifter sehr gering. Rosenfeld führt die hier berührte Erscheinung darauf zurück, dass die offizielle Kirche, ebenso wie der Adel, sich zu dem Kult des Christophorus als Titelheiligem ablehnend verhielt. Es handelt sich hierbei nur um eine Ablehnung des Patroziniums, nicht aber um eine ablehnende volkstümliche Haltung der Verehrung des Christophbildes gegenüber.

Im dritten Kapitel wird die Passio, d. h. der Bericht über die Herkunft, Taufe und Missionstätigkeit des Heiligen und die ausführliche Schilderung seines Martyriums behandelt. Rosenfeld knüpft seine Erörterung an die Untersuchung Zwierzinas an, der die Passio von der Legende über die Taten des Bartholomäus herleitet. Dieser Heilige kam aus dem Lande der Ichthyophagen zu den Parthern und wirkte dort mit Andreas Wunder; der Leib dieser beiden Märtyrer wird in der Legende nach jeder Marter zu neuem Leben geweckt. Als von Gott geschickter Helfer erscheint ein menschenfresserischer riesenhafter Kynokephale, der in der Taufe durch einen Engel seine Wildheit ablegt und »Christianus» genannt wird. Die Christophoruspassio ist dadurch zustande gekommen, dass der Kynokephale allein zum Mittelpunkt gemacht und das Motiv vom unzerstörbaren Leben auf ihn übertragen wurde. Diese Umwandelung ist nach Rosenfeld schwerlich vor der Mitte des 5. Jh. geschehen. Dass die Hundsköpfigkeit des Heiligen nicht, wie viele Forscher behauptet haben, ein späterer Auswuchs der Legende ist, ergibt sich aus der von Rosenfeld angestellten Betrachtung der verschiedenen Redaktionen der Passio.

Der Entstehung der Legende von Christophorus als Christusträger ist das vierte Kapitel des Buches gewidmet. Die Legende erzählt von einem riesenhaften Manne, der nur dem Mächtigsten

habe dienen wollen. Er habe sich in die Dienste eines mächtigsten Königs, dann des Teufels und schliesslich Christi begeben. Auf den Rat eines Einsiedlers habe er im Dienste Christi Pilger über den Strom getragen und sei dann gewürdigt worden, den Heiland selbst in der Gestalt eines Knaben über den Fluss zu tragen.

Rosenfeld weist die allgemein geltende Auffassung zurück, nach welcher diese Erzählung, deren literarische Überlieferung nicht über das 13. Jh. zurückreicht, die Schöpfung eines deutschen Dichters vom Anfang des 12. Jh. sei, der sie auf Grund des Namens ersonnen hätte. Nachdem er dann sich mit noch einigen anderen Theorien und Hypothesen auseinandergesetzt hat, die er alle verwirft, weist er darauf hin, dass das Christusträgermotiv zuerst in der bildenden Kunst begegnet. Hier setzt seine eigene Untersuchung der Entstehungsgeschichte ein.

Zunächst schickt er eine Untersuchung der älteren Ikonographie des Heiligen voraus. Es zeigt sich, dass die ältesten Darstellungen Christophorus als einen bartlosen Jüngling aufweisen. Um 1150 tauchen im südlichen Alpengebiet und in Portugal Darstellungen des Motivs Christophorus als Christusträger auf. In dem Bilde, das uns aus dem südlichen Alpengebiet erhalten ist, erscheint der getragene Christus als ein Kind, in dem aus Portugal erhaltenen Bilde erscheint er aber als ein erwachsener Mann mit Vollbart, der nur ein wenig kleiner ist als Christophorus. Diese Darstellung des Christus mit dem Vollbart findet sich auch sonst auf einer Reihe der ältesten Bilder im Alpengebiet und am Rhein, in Oberitalien und Spanien. Auch in den frühen Christophorusbildern, die Christus nicht als bärtigen Mann darstellen, erscheint er als erwachsener Mann.

Da die Legende ein Christuskind voraussetzt, so sind die älteren bildlichen Darstellungen des Christusträgers bis zum Beginn des 13. Jh. unabhängig von ihr. Die älteren Christusträgerdarstellungen sind nach Rosenfeld Wortillustrationen, symbolische Wiedergaben des Namens Christophorus = Christusträger. Die Künstler wollten einen Menschen, der Christus im Herzen trägt, abbilden. Diese Darstellungen haben ihren Ausgang von dem südlichen Alpengebiet genommen und ziehen sich besonders den Alpenstrassen entlang; vor allem kommen hier die Südschweiz, Südtirol und Kärnten in Betracht. Von hier aus hat sich die bildliche Darstellung über das ganze Abendland verbreitet.

Die Kolossaldarstellung, die den Christusträger in etwa

dreifachem Menschenmass zeigt, verbreitet sich zunächst im 12. und 13. Jh. und dann mit einer erstaunlichen Schnelligkeit im 14. und 15. Jh. Den raschen Siegeslauf schreibt Rosenfeld dem Glauben an die das Unheil abwendende Kraft des Bildes zu. Dieser Glaube an die Kraft des Bildes stehe im Zusammenhang mit der Vorliebe für die Kolossaldarstellung des Heiligen. Das 12. und 13. Jh., in dem das kolossale Christusträgerbild seinen Siegeslauf antrat, sei geneigt gewesen, dem Anschauen dessen, was in irgend einer Weise mit wunderbaren Kräften begabt war, bereits magische Wirkung zuzuschreiben. Besonders deutlich sehe man das an der Entwicklung, die die Verehrung der erhobenen Hostie gerade damals genommen hat. Möge nun ein direkter Zusammenhang bestehen zwischen der Vorstellung des Priesters, der die den Christus symbolisierende Hostie erhebt, und dem riesenhaften Christophorus, der den Heiland dem Beschauer entgegenhält, so sei die Parallität der Entwicklung deutlich. Wenn der Künstler den riesenhaften Träger in seiner vollen Grösse, d. h. in etwa dreifachem Menschenmass darstellte, so musste auch der getragene Christus in natürlicher Grösse dargestellt werden. Aber da das Mittelalter es liebte, begleitende Gestalten in Verkleinerung gegenüber der Hauptperson zu geben, so lag die Versuchung nahe, in der Heilandsgestalt mit dem bartlosen Gesichtstyp ein Kind zu sehen. Aus diesen Voraussetzungen ist nach Rosenfeld die Legende erwachsen. Ein phantasiebegabter Kopf sah in dem Bilde einen epischen Vorgang.

Rosenfeld erklärt dann die reihenweise Entstehung der einzelnen Züge der Legende. Das Getragenwerden des Heilands setzte Hilfsbedürftigkeit voraus. Es war aber eine dem Mittelalter geläufige Vorstellung, dass der Hilfsbedürftige, vor allem der Bettler und der arme Pilger, der Vertreter des Heilands sei. In diesem Vorstellungskreis wurzelt die Legende. Besonders knüpft sie dabei an eine spezielle Erzählung, an die von Julianus Hospitator an, von dem die Legende erzählte, er habe, um einen Frevel zu sühnen, sich an einem reissenden Strome niedergelassen, um arme Pilger überzusetzen. Einstmals in der Nacht, so erzählt die Legende weiter, hörte er die Stimme eines Menschen rufen, er möge kommen und ihn übersetzen; er fand einen vor Kälte fast erstarrten Mann, holte ihn über den Fluss und trug ihn in seine Hütte; dort erwies dieser sich als Christus selbst. Die Züge, die in dieser Erzählung nicht vorkommen, lassen sich aus dem biblisch-

christlichen Vorstellungskreis und dem mittelalterlichen Erzählungsgut erklären.

Nach Rosenfeld bietet die neugeschaffene Legende in ihrem Ergebnis das Bild eines Heiligen im Dienste der Pilger. Da Christophorus bereits im 12. Jh. als Pilgerheiliger verehrt wurde, so wollte man wohl diesen Tatbestand durch eine Lebensepisode des Heiligen vergegenwärtigen.

Die Heimat der Legende verlegt Rosenfeld in das südliche Alpengebiet, wo Christophorus vor der Entstehung derselben speziell als Pilgerheiliger verehrt wurde, wo Julianus Hospitator früh Ansehen genoss und wo auch der bildliche Typ des Christusträgers sich ausgebildet hatte. Bei der Bestimmung der Zeit der Entstehung kommt der Zeitpunkt, wo epische Elemente (besonders schreitende Bewegung und Wasser) in die Bildwerke eintreten, als terminus ad quem in Betracht. Dies scheint seit dem zweiten Viertel des 13. Jh. der Fall zu sein.

Bald nach ihrer Entstehung ist die neue Legende über die Alpen gedrungen und ist fast bei allen abendländischen Völkern heimisch geworden. Alle Bearbeitungen derselben gehen auf die Legenda aurea zurück, ausser drei in Deutschland heimischen Fassungen (A, B und C), die von ihr ganz unabhängig sind. Im Kapitel 5 behandelt Rosenfeld diese Redaktionen und gibt einen Abdruck der bisher nicht beachteten Fassung C.

Während die Kapitel I und II, welche die Kultgeschichte behandeln, von vorzugsweise beschreibender Art sind, ist die im Kapitel IV enthaltene Darstellung der Entstehungsgeschichte der Legende eine geistreiche Hypothese, die der Verfasser bis ins einzelne Detail konstruiert hat. Es ist jedoch zu beachten, dass die Darstellung auch hier viel von dem hypothetischen Charakter dadurch verliert, dass die Grundpfeiler derselben aus dem zusammengetragenen Material bestehen. Mit grösstem Interesse folgt der Leser, der sich durch den Detailreichtum der mosaikartigen Kultgeschichte durchgearbeitet hat, dem logischen und zugleich von wissenschaftlicher Phantasie getragenen Gedankengang des Verfassers. Gegen die auf so viel Gelehrsamkeit gestützte Beweisführung ist es nicht leicht, Einwendungen zu machen; dazu sind einschlägige Spezialkenntnisse nötig.

Der Verfasser hätte im Anfang seines Buches eine allgemeine Einleitung vorausschicken sollen, in der er die Hauptzüge der Passio und der Legende gegeben hätte. Nun operiert er stellenweise schon in der Kultgeschichte mit Dingen, die in das

von der Legende handelnde Kapitel hineingehören (so z. B. S. 117).

Das vorliegende neue Werk Rosenfelds ist eine in jeder Hinsicht imponierende Leistung.

Hugo Suolahti

Le conte de Poitiers, roman du XIII^e^ siècle, édité avec introduction, notes et glossaire par **V.-Frédéric Koenig,** Paris, E. Droz, 1937. XXIII—63 pages 8:o.

Ce petit roman est, à tous égards, plus que médiocre; mais c'est la plus ancienne version littéraire du cycle de la gageure, magistralement étudié par Gaston Paris (*Romania*, XXXII, 484), et l'édition de Francisque Michel, au reste médiocre, était introuvable. Ces raisons suffisaient amplement à justifier une nouvelle édition.

La partie la plus neuve de l'Introduction est celle qui concerne les sources du texte et ses rapports avec *Doon de la Roche* et *Macaire* (p. VI—XII). Dans le chapitre sur la langue, il eût fallu grouper les traits attestant très évidemment l'origine picarde du texte et de la copie. Les notes, réduites à quelques pages (49—52), ont laissé sans commentaire quelques passages difficiles, et le glossaire témoigne de quelque inexpérience: c'est ce qui ressortira des quelques remarques que voici.

Texte. — Mettre deux points à la fin de 128, qui termine la phrase: les quatre vers suivants en sont une explication. — 304: il n'y a aucune raison de corriger en *que* le *qui* du manuscrit; de même au v. 719. — 339 est trop long et n'a pas de sens; corr. *Jhesucrist m'envoit honte et mort.* —

Uns paienes fu de Baudas. 794
Plus noirs est d'airement bouli.
Le viaire au conte noirchi:
Jamais par home n'iert conus. 797

Le premier vers doit être lu: *uns paien[s], nés fu de Baudas*; 795—6 doivent être intervertis. — 1062: la note montre que l'éditeur n'a pas connu le sens de *si*, »jusqu'à ce que» (de même au v. 1694); il faut lire *si l'en arés*. — 1261: *mules* doit être lu *mulés*; l'épithète *bons* prouve que nous avons affaire ici à la forme masculine. — 1463: au lieu de *vous*, le sens exige *nous*, et c'est au reste la leçon, très nette, du manuscrit.

Glossaire. — Il faut d'abord en écarter des formes incorrectes (*castée*, *cerquer*) ou inexistantes: *par jugaus* (1206) doit être lu *paringaus*; *rence* (1312), traduit arbitrairement par »exagération», est une simple faute de lecture pour *tence*. Aux v. 861 et 898 le manuscrit porte très distinctement *escortement*, que M. K. traduit sans sourciller par »de tout son cœur, du fond du cœur»; le mot est inconnu et de formation obscure: il est à rapprocher de l'*escordusement* de *Roland* (3099); le sens, ici très net, est »ardemment».

Voici quelques traductions à rectifier: *fausin* (1432 *Monoiers qui fausin velt vendre*), que M. K., inspiré par Godefroy (»chose falsifiée; crime de faux»), traduit par »chose fausse», est »fausse monnaie»; *force* (1618) ne signifie pas »ciseaux», comme au vers précédent, mais »force»; *hiraut* (1368), traduit bizarrement par »déguenillé», est un substantif bien connu, synonyme, à cette époque, de *jogler* ou *menestrel*; *gron* (301) est une forme picarde pour *geron* (prononcé *gh-*; cf. la forme, également picarde *Grart* pour *Gerart*).

On regrette de ne pas trouver signalés, ici ou dans les notes, quelques mots ou locutions rares ou non attestés: *covenant* dans *Comment il li est covenant* (776); *empire* (1589), »force armée»; *enseigne* (134), »signal»; *mol* (*dou cuer*) (252), »craintif, timoré»; *pooir* avec un régime direct et personnel, pour lequel il y avait lieu de renvoyer à un important article de A. Barth (cf. *Romania*, LXIII, 553).

A. Jeanroy

Guillemette de Beauvillé, *Gasparo Gozzi journaliste.* Paris, Librairie Lipschutz, 1937. 263 p. in — 8.

Figura interessante fra tanti novatori del Settecento Italiano è quella di Gasparo Gozzi. Non tanto per il valore assoluto dei singoli suoi scritti, non tanto per la varietà delle materie da lui toccate, quanto per la ferrea costanza con cui, attraverso difficoltà e delusioni, egli riuscì a trasformare il giornalismo della sua Venezia, in armonia con il suo temperamento di moralista e di osservatore. Questa è la traccia personale lasciata dal Gozzi nella storia del giornalismo veneziano. La sua figura non era stata fino ad oggi esaminata sufficientemente sotto questa luce.

Gli studi dedicati a questo scrittore, anche quelli più illuminati e coscienziosi, si rivolgevano di preferenza al »poeta» oppure studiavano sopratutto l'autore dei *Sermoni* e lumeg-

giavano i meriti, veramente notevoli, dello stilista. Egli infatti, come disse il Carducci, »mantenne e salvò all'Italia il tesoro della favella». Anche il più recente e importante studio del Fattorello, *Il Giornalismo Veneto nel Settecento* (1933), dedica all'opera del Gozzi »giornalista» qualche decina di pagine, che non bastano a chiarire e a svolgere l'argomento in modo completo e definitivo.

Molte cose apprenderà il lettore dal nuovo libro di Guillemette de Beauvillé, una tesi di laurea che è anche un saggio ampio, diligente, sicuro, per molti aspetti notevole. Un libro essenzialmente di cultura e di divulgazione, che apre la vista su uno dei più interessanti panorami storico-letterari: la Venezia dell'ultimo Settecento. Dopo aver descritto la situazione e le vicende familiari, le quali influirono non poco sull'indirizzo e sulla formazione dello scrittore veneziano, l'Autrice ricostruisce, nella seconda parte dell'opera, l'ambiente letterario delle Accademie e del giornalismo veneziano prima del Gozzi. Le pagine meno utili, direi, per il loro carattere informativo e generico.

Più interessante e più profonda diventa l'analisi dell'Autrice quand'essa, entrando nel vivo del suo argomento, mette a confronto l'opera del Gozzi con quella dell'Addison e coglie con finezza ciò che distingue il Gozzi dall'Inglese che gli servì d'esempio. La figura del Gozzi moralista e osservatore, le sue idee morali e filosofiche, la sua *humanitas* riversata e trasfusa nella sua opera quotidiana di scrittore: tuttociò è esaminato e studiato dall'Autrice con acutezza, con larghezza di indagini e di confronti, con finezza di osservazioni. Dalla *Gazzetta*, giornale ibrido destinato a due categorie di lettori troppo differenti: i cercatori di informazioni commerciali e quelli curiosi di osservazioni morali, al *Mondo morale:* dal *Mondo morale*, destinato a vita effimera per il suo contenuto allegorico, all'*Osservatore Veneto:* l'evoluzione dell'opera del Gozzi e la piena affermazione della sua personalità sono seguite e disegnate nelle pagine di Guillemette de Beauvillé con grande chiarezza.

In quella vita letteraria fittizia, delle Accademie e della moribonda società settecentesca, la voce del Gozzi, affermante valori non fittizi e idee morali non caduche, imprime al giornalismo stanco, sfiduciato o accademico una nobiltà nuova e una missione essenzialmente educativa. La laboriosa formazione e la molteplice attività del giornalista veneziano è ricostruita e seguita passo a passo, anche attraverso le sue vicende fami-

liari e intime, le quali sole riescono talvolta ad illustrarci da quali reazioni e da quali aspirazioni sia nato il giornalismo del Gozzi, da quale fede nei valori morali siano state accresciute e dilatate le sue energie e la sua attività. Forse l'Autrice avrebbe potuto riservare un posto più ampio nella sua trattazione all'azione efficace del Gozzi contro »gli sfibramenti del pensare e del vivere», all'opera morale precorritrice del rinnovamento politico che fu attuato nel secolo del Risorgimento. Lacune minime che scompaiono nella luce in cui è vissuta e sentita la figura del Gozzi »giornalista» per merito della de Beauvillé. Il suo libro non si perde affatto nella copia dei piacevoli aneddoti di cui le memorie settecentesche sono spesso intessute, ma entra nel vivo dell'opera del Gozzi, nella pienezza di quel sentimento che dà valore letterario ai suoi scritti di morale e di critica drammatica: studia insomma lo scrittore senza dimenticare la sua interezza d'uomo.

Aurelio Peretti

Eingesandte Literatur

Francis Bar, Les épîtres latines de Raoul le Tourtier (1065?—1114?). Étude de sources. La légende d'Ami et Amile. Paris, E. Droz, 1937. 289 p. 8:o.

Ludwig Birkenmajer, Nicolaus Copernicus und der Deutsche Ritterorden. Krakau, Gesellschaft der Bücherfreunde, 1937. 39 S. 4:o.

L'Hystore Job, adaptation en vers français du Compendium in Job de *Pierre de Blois*, éditée par *Robert Chapman Bates*. Yale Romanic Studies, XIV. New Haven, Yale University Press; London, Humphrey Milford, Oxford University Press, 1937. 293 p. 8:o. Prix: relié toile 14 sh.

Alfredo Cavaliere, Cento liriche provenzali (testi, versioni, note, glossario). Introduzione di *Giulio Bertoni*, »La lirica dei trovatori». Bologna, Zanichelli, 1938. XXV—639 p. 8:o. Prezzo: L. 40. –.

Dannenberg, Ausführliche Konjugationstabellen aller regelmässigen und unregelmässigen Verben der französischen Sprache nebst stammverwandtem Wortschatz. 6. 8. Auflage. Paderborn, F. Schöningh, 1937. Preis: RM. 1.35.

John W. Draper, The Date of A Midsummer Nights Dreame. Modern Language Notes, April, 1938, p. 266—68.

Grimmelshausens Simplicissimus Teutsch. Abdruck der editio princeps (1669) mit der stark mundartlich gefärbten, nicht von einem berufsmässigen Korrektor überarbeiteten Originalsprache des Verfassers herausgegeben von *J. H. Scholte*. Halle (Saale), Niemeyer, 1938. XX—463 S. Preis: geh. RM. 7.20.

Sulo Haltsonen, Tadeusz Kościusko Suomessa vv. 1796 1797. Eripainos. Historiallinen Aikakauskirja 1937, n:o 4, s. 287—293. Helsinki. 8:o.

Adolf Kolsen, Vier Lieder des Trobądors Raimon de Miraval. Estratto dall'Archivum Romanicum, XXI, nr. 2—3, 1937. Firenze, Leo S. Olschki.

Philipp Krämer, Lob des Lesens und der Bücher. Berlin, Im Furche-Verlag, 1938. 46 S. 16:o. Kart.

Alexandre H. Krappe, La Genèse des Mythes. Le ciel et la terre. Le soleil. La lune. Les étoiles. Mythes atmosphériques. Mythes volcaniques. Les eaux. Mythes chthoniens. Les démiurges. Les cosmogonies. L'homme. Les cataclysmes. Mythes historiques. Paris, Payot, 1938. 358 p. 8:o avec 21 gravures hors texte. Prix: broché 50 fr. – Dans la »Bibliothèque Scientifique» où a été publiée, il y a quelques années, la *Mythologie Universelle* d'Alexandre Krappe, paraît aujourd'hui un nouvel ouvrage du même auteur. Il ne manque, certes, ni de manuels de mythologie ni d'ouvrages d'ensemble sur l'histoire des religions. Ce qu'il n'y avait pas jusqu'ici, c'est un livre répondant aux questions: Comment naissent les mythes? A quoi servent-ils? Problème d'une importance primordiale, étant donné le rôle considérable du mythe dans toutes les religions. Repoussant les méthodes périmées d'interprétation allégorique et symbolique, mais puisant largement dans les faits mis à jour par l'ethnologie et l'anthropologie modernes, l'auteur réduit le mythe au genre plus primitif et beaucoup plus large du conte explicatif, dont il n'est, en somme, qu'une forme spéciale, développée sous l'impulsion de l'animisme. Le mythe se présente comme un produit de l'intellect, de l'imagination, souvent coloré, à vrai dire, par la peur irrationnelle du demi-civilisé devant tout ce qui n'est pas le »naturel» ou l'»explicable». En tant qu'il cherche à résoudre la multitude des énigmes présentées par l'Univers mystérieux, le mythe devient le précurseur de la théorie scientifique; ce qui l'en distingue, c'est la part trop grande faite à l'imagination et la part trop petite faite à l'observation. L'auteur s'est efforcé d'ajouter à l'intérêt du sujet l'agrément de la lecture, grâce à la logique intérieure qui domine chacun des chapitres, conduisant le lecteur, des mythes primitifs, relativement simplistes, aux formes plus complexes revêtues par les mythes de l'antiquité classique et des reli-

gions plus modernes. Après quatre chapitres préliminaires sur la nature du mythe et ses protagonistes (dieux et démons) sont passés en revue les grands phénomènes naturels, ayant provoqué des récits explicatifs: le Ciel et la Terre, le Soleil, la Lune et leurs rapports supposés, les Étoiles, les manifestations du surnaturel à certaines heures de la journée, les phénomènes atmosphériques, les phénomènes volcaniques, les eaux, le phénomène de la mort et les croyances qui s'y rattachent, les héros ou démiurges, les mythes sur les origines (création, cosmogonies, origine de l'homme, des biens de la civilisation, des institutions de la société humaine), les cataclysmes. Le livre se termine par un chapitre sur les mythes historiques, imaginés pour expliquer quelque monument, quelque coutume ou quelque rite, dont la véritable origine se perd dans la nuit des siècles.

P. Lebel, Problèmes toponymiques, V. Le bourguignon *douix*. Nouvelles notes. Annales de Bourgogne, IX, 1937, fasc. IV, p. 312—322.

Eugen Lerch, Histoire et influence des mots *distractus* et *distrait*. Revue de linguistique romane, XII, p. 270—283. Paris, Droz, 1936.

Alf Lombard, Une étymologie française débattue [*omple*]. Studier i modern språkvetenskap utg. av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, XIII, s. 27—37. Uppsala, Almqvist et Wicksell, 1937.

Warren F. Manning, A proposed Etymology: *aller* <* aditerare. Reprinted from Language, Vol. 13. no. 3, July—September, 1937.

Harri Meier, Personenhandlung und Geschehen in Cervantes' Gitanilla. Sonderabdruck aus: Romanische Forschungen, Bd. 51, Heft 2, S. 125—186. Erlangen, Junge & Sohn, 1937.

J. J. Mikkola, Ar. латышь 'geharnischter Soldat.' Slavia, XV, (1938), 2, S. 161—65.

G. Moldenhauer, Verzeichnis der Veröffentlichungen von Wilhelm Meyer-Lübke, zusammengestellt von *G. Moldenhauer*. Jena u. Leipzig, W. Gronau (W. Agricola), 1938. 56 S. 8:o.

Louis Michel, La dialectologie et la sociologie. Extrait de l'Annuaire du Cercle Pédagogique des professeurs de l'enseignement moyen sortis de l'Université de Louvain, 35e année, 1937. Louvain, Librairie Universitaire. 22 p. 8:o.

Louis Michel, Pour une conception sociologigue de l'anthroponymie. Extrait de: 1er Congrès international du

régionalisme. Compte rendu et communications, p. 222—247. Gembloux, J. Duculot, 1938.

Arnold Nordling, Pauls saga postola och norr. miðn. Studier i nordisk filologi utg. genom *R. Pipping*, 27. bandet, n:o 3. Helsingfors, Svenska Litteratursällskapet i Finland, 1937. 44 S. 8:o.

Arnold Nordling, Runorna. Särtryck ur Finsk Tidskrift n:o 9, 1937, s. 87—100.

Silvio Pellegrini, Studi su trove e trovatori della prima lirica ispano-portoghese. Torino, G. Gambino, 1937. 115 p. 8:o.

A. V. Rantasalo, Der Viehstall im Volksglauben der Finnen. Annales Academiae Scientiarum Fennicae B. XXXVIII, 1. Helsinki, 1937. 255 S. 8:o.

Nils Ludvig Rasmusson, Kungl. Myntkabinettet, Stockholm, år 1936. Særtryk af Nordisk Numismatisk Årsskrift 1937, S. 191—201.

Westfälische Forschungen, Mitteilungen des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde, im Auftrage des Instituts herausgegeben von *Ernst Rieger*. 1. Band, 1. Heft. Münster in Westf., 1938. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Preis des Bandes RM. 7.50, des Einzelheftes RM. 3. – (Auslandspreis). Die neue Zeitschrift will einer lebensvollen und gegenwartsnahen Landes- und Volksforschung im deutschen Nordwesten mit Westfalen als Kernland und mit stetem Ausblick auf die nahen Niederlande dienen. Sie ist fachlich nicht einseitig beschränkt, vielmehr öffnet sie ihre Spalten allen Zweigen der Wissenschaft, die am Aufbau einer ganzheitlichen Landeskunde beteiligt sind: Vor- und Frühgeschichte, mittlere und neuere Landesgeschichte mit allen ihren Sondergebieten, Volks- und Gemeinschaftskunde, Bevölkerungswissenschaft und Rassenkunde, Sprach- und Literaturwissenschaft, Kunst- und Geistesgeschichte, geographische Landeskunde, Wirtschaftswissenschaften. So sucht sie in erster Linie der Landschaft zu dienen, begegnet aber zugleich provinzieller Verengung des Blickfeldes, indem sie die landschaftliche Forschung einordnet in die großen Zusammenhänge des umfassenden deutschen und nachbarstaatlichen Wissenschaftsbetriebes. Sie will im Endziel von der Seite der Wissenschaft her die geistigen und kulturellen Kräfte des Landes in sich und zugleich in steter Wechselwirkung mit denen des gesamten deutschen Lebensraumes entwickeln helfen.

Margit Sahlin, Contribution à l'étymologie de *pucelle*. Reprinted from Studia neophilologica, X, n:os 1—2 (1938).

J.-J. Salverda de Grave, Observations sur l'art lyrique de Giraut de Borneil. Mededeelingen der Koninklijke

Nederlandsche Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde, Nieuwe Reeks, Deel 1, n:o 1. Amsterdam, Noord-Hollandsche Uitgeversmaatschappij, 1938. 131 p. 8:o.

Englisches Handwörterbuch von *M. M. Arnold Schröer*, mitbearbeitet und herausgegeben von *P. L. Jaeger*, Lieferung 3. Heidelberg, Carl Winter. Preis: RM. 2.25.

Friedrich Schürr, La classificazione dei dialetti italiani. Kaiser Wilhelm-Institut für Kunst- und Kulturwissenschaft, Bibliotheca Herziana in Rom. Veröffentlichungen der Abteilung für Kulturwissenschaft, erste Reihe: Vorträge, Heft 8. Leipzig, Heinrich Keller, 23 S. 8:o.

Friedrich Schubel, Die südenglische Legende von den elftausend Jungfrauen. Greifswalder Beiträge zur Literatur- und Stilforschung, hrsg. von *F. Dornseiff*, *B. Liljegren* und *H. Petriconi*, Heft 21. Greifswald, H. Dallmeyer, 1938. 250 S. 8:o.

Bertil Sjöström, Rassegna di letteratura giuridica finlandese, anno 1932. Estratto dalla Bibliografia Giuridica Internazionale, Vol. I. fasc. 4, p. 389—397. Roma, Istituto di studi legislativi, 1937. 4:o.

B. A. Terracini, Sostrato. Estratto dal volume: Scritti in onore di Alfredo Trombetti, p. 321—364. Milano, Ulrico Hoepli, 1937.

B. A. Terracini, Di che cosa fanno la storia gli storici del liguaggio? (Continuazione). Estratto dall' Archivio glottologico italiano, Vol. XXVIII, fasc. II p. 134—150. Torino, G. Chiantore, succ. Ermanno Loescher, 1936.

Gunnar Tilander, La terminación »-i» por »-e» en los poemas de Gonzalo de Berceo. De la Revista de filología española, tomo XXIV, 1937, Madrid.

Augusta O. Vértes, Descartes chez les Lapons. Revue de littérature comparée, extrait du n:o 67, juillet-septembre 1937, p. 488-498. Paris, Boivin et C^ie^.

Vom Leben und Wirken der Romanen. Übersetzungen herausgegeben von *E. Gamillscheg*, 2: *Stéphane Mallarmé*, Gedichte, übersetzt von *Franz J. Nobiling*. Jena und Leipzig, W. Gronau (W. Agricola), 1938, 60 S. 8:o. Preis: RM. 1.90.

L. E. Wels, Theologische Streifzüge durch die altfranzösische Literatur, für Philologen und Theologen. Erste Reihe. Vechta i. O., Albertus-Magnus-Verlag der Dominikaner, 1937. XX + 113 S. 8:o.

Deutscher Sprachatlas, begonnen von *F. Wrede* und fortgesetzt von *W. Mitzka* und *B. Martin*. Lieferung 9. Marburg (Lahn), N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun), 1937. Preis: RM. 7.50.

Schriftenaustausch

Akadeemilise Emakeele Seltsi Toimetised, XXXIII. Tartu, 1938.

Annales de l'Université de Paris, XIII (1938), 1.

Annali della R. Scuola Normale Superiore di Pisa, S. II, vol. VI (1937), 3—4.

Arkiv för nordisk filologi, LIII (1937), 4.

Berliner Beiträge zur romanischen Philologie, B. VIII, 1: *Karl von Ettmayer*, Das Ganze der Sprache und seine logische Begründung. Ein Beitrag zum sprachwissenschaftlichen Kritizismus. Jena u. Leipzig, W. Gronau (W. Agricola), 1938. IV—52 S. 8:o. Preis: RM. 3.80.

Bollettino della Società Filologica Friulana »Ce fastu?», XIII (1937), 5—6; XIV (1938), 1. — Il Strolic Furlan, an XIX (1938).

Eesti Keel, XVI (1937), 7—8; XVII, 1.

Folkmålsstudier. Meddelanden från Föreningen för nordisk filologi i Helsingfors, V (1937).

Investigaciones Lingüisticas, IV (1937), 3—4.

Jiwobleter, XII (1937), 4—5; XIII (1938), 1—2.

The Journal of English and Germanic Philology, XXXVI (1937), 4.

Les Langues Modernes, XXXVI (1938), 1—2.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, LIX (1938), 1—2.

Lunds Universitets Årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd. 33, Nr. 5: *Gunnar Gunnarsson*, Zur Bedeutungsentwicklung der polnischen Partikel *więc*. 1937. 71 S. 8:o. — Nr. 7: *K. G. Ljunggren*, Undersökningar över nordiska ortnamns behandling i medellågtyskan och medellågtyska drag i gamla nordiska ortnamn. 1937. 169 S. 8:o. Bd. 34, Nr. 1: *Ernst A. Kock*, Notationes Norrœnæ. 24. Lund, C. W. K. Gleerup; Leipzig, Otto Harrassowitz, 1938.

Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale, uitgegeven van *L. Grootaers*, 1937, Nr. 3—4.

Modern Language Notes, LII (1937), 8; LIII (1938), 1—4.

Moderna Språk, XXXI (1937), 9; XXXII (1938), 1—4.

Museum, XLV (1938), 5—6.

Namn och Bygd, XXV (1937), 3—4; XXVI (1938), 1.

Die neueren Sprachen, XLV (1937), 11—12; XLVI (1938), 1—2.

Nysvenska Studier, XVII (1937), 3—5.

PMŁA, LII, 4.

Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti. Atti (Anno accademico 1936—1937). Tomo XCVI, parte seconda, dispensa prima.

Revista de filología española, XXXIV (1937), 1.

Revue belge de philologieet d'histoire, XVI (1937), 3—4.

Romanische Forschungen, LII (1938), 1. Inhalt: *M. Hellweg*, Die ritterliche Welt in der französischen Geschichtsschreibung des vierten Kreuzzugs; *E. Merian-Genast*, Corneillerenaissance; *H. Dieckmann*, Théophile Bordeu und Diderots »Rêve de d'Alembert»; *W. Naumann*, Mallarmés *Un coup de dés jamais n'abolira le hasard*. Besprechungen. Erlangen, Junge & Sohn.

Romanische Studien, Heft 46: *Edgar Glässer*, Denkform und Gemeinschaft bei Jules Romains. Berlin, Emil Ebering. 1938. 91 S. 8:o. Preis: RM. 3.60.

Slavia, XV (1938), 2.

Speculum, XII (1937), 4; XIII (1938), 1.

Studier i modern språkvetenskap utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm. XIII. Uppsala, Almqvist & Wicksell, 1937. 213 S. 8:o. Preis: Schw. Kr. 5. .

University of Illinois Bulletin. Illinois Studies in Language and Literature, XX, 1—2: *Mary Neal Hamilton*, Music in Eighteenth Century Spain. Price: $ 3.00. — 3—4: *Walter Francis Wright*, Sensibility in English Prose Fiction 1760—1814. A. Reinterpretation. Price: $ 2.00. Urbana, Illinois, 1937.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, LXI (1938), 7—8.

Zeitschrift für neusprachlichen Unterricht, XXXVII (1938), 1.

Mitteilungen

Die Dozenten Pekka Katara und Holger Petersen Dyggve wurden zu ausserordentlichen Professoren der deutschen bzw. der romanischen Philologie ernannt.

Einheimische Veröffentlichungen: Holger Petersen Dyggve, Moniot d'Arras et Moniot de Paris, trouvères du XIII[e] siècle. Édition des chansons et étude historique (Extrait des Mémoires de la Société néophilologique, XII, Helsinki, 1938). 252 S. 8:o. Ole Reuter, A Study of the French Words in the »Earliest complete English Prose Psalter» (Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, IX, 4, Helsingfors, 1938). 60 S. 8:o.

Einheimisssche Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: A. Långfors, Corrections. I. De Renart de Dant Martin. II. De Renart et de Piaudoue, in Romania, LXIV (1938), S. 108—9. *Ders.*, Besprechung von Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXI (1937), 3—4, das., S. 131.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Mémoires de la Société néophilologique X u. XI, bespr. von Mario Roques in Romania, LXIV (1938), S. 134—5. Mémoires de la Société néophilologique, XI, bespr. von A. van Loey in Revue belge de Philologie et d'Histoire. XVI (1937), S. 974—6. — Emil Öhmann, Nachlese zu Simon Roths Fremdwörterbuch (in Neuphilologische Mitteilungen 1937) bespr. von F. Piquet in Revue Germanique, 1938, S. 94.

Ferienkurse im Auslande: *Besancon*, vom 1. Juli bis 30. September. — *Boulogne-sur-Mer* (Université de Lille), vom 18. Juli bis 27. August. — *Brüssel*, vom 11. Juli bis 14. August. — *Dijon*, vom 15. Juni bis 31. Oktober. — *Freiburg i. Br.*, vom 1. bis 24. Juli und vom 27. Juli bis 28. August. — *Grenoble*, Juli—September. — *Hamburg*, vom 4. bis 30. Juli. — *London*, University College, Department of Phonetics, vom 26. Juli bis 9. August. — *München*, vom 15. Juli bis 31. August, vom 1. September bis 15. Oktober, vom 1. bis 31. März; Goethe-Institut der Deutschen Akademie zur Fortbildung ausländischer Deutschlehrer, vom 13. Juni bis 9. Juli, vom 11. Juli bis 6. August, vom 8. August bis 3. September. — *Paris*, Institut de Phonétique, vom 1. bis 23. Juli und vom 25. Juli bis 13. August. — *Perugia*, vom 1. Juli bis 30. September. — *Strassburg*, vom 1. Juli bis 1. September.

Gaston Paris

Conférence faite en Sorbonne

Le sujet que j'ai choisi pour cette leçon a pu vous étonner; il semble manquer d'actualité; il y a plus de trente ans que Gaston Paris est mort — il n'avait que soixante-trois ans[1] — et depuis, que de bouleversements dans le monde, que de changements aussi dans l'orientation de la science qui lui était chère! Il se peut que des raisons sentimentales me fassent illusion sur l'intérêt que quelques considérations sur l'œuvre de Gaston Paris peuvent avoir pour les étudiants de 1936;

[1] Voici, placés en ordre chronologique, les principaux faits de la vie et de l'activité scientifique de Gaston Paris. Il naquit à Paris en 1839. Après avoir fait d'excellentes études au Collège Rollin, il fut initié aux études du moyen âge par son père, Paulin Paris, conservateur des manuscrits français à la Bibliothèque du Roi et, depuis 1853, professeur de langue et littérature françaises du moyen âge au Collège de France. De novembre 1856 jusqu'au mois d'août 1858 il suivit en Allemagne l'enseignement de Friedrich Diez à Bonn et de Curtius à Gœttingue. En 1858 il entra à l'École des Chartes, d'où il sortit en 1861 avec une thèse, *Étude sur le rôle de l'accent latin dans la langue française*, qui lui valut le diplôme d'archiviste-paléographe. Le 29 décembre 1865 il soutint deux thèses pour le doctorat, *Histoire poétique de Charlemagne* et *De Pseudo-Turpino;* la première obtint en 1866 le Grand Prix Gobert de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. En 1866 il fonda, avec quelques amis, la *Revue critique*, et dans la même année il fut nommé suppléant de son père au Collège de France; il devint titulaire de cette chaire en 1872, et en 1895 administateur du Collège. A l'École des Hautes-Études, créée en 1868, il occupa dès le début des postes importants et devint en 1886 président de la Section des sciences historiques et philologiques. En 1872 il fonda avec Paul Meyer la *Romania*, et en 1875, avec le baron James de Rothschild et quelques autres, la Société des anciens textes français. Membre de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres dès 1876, il fut désigné en 1881 comme membre de la Commission de l'*Histoire littéraire de la France;* en 1896 il succéda à Pasteur à l'Académie Française. Il mourut à Cannes le 5 mars 1903.

arrivé moi-même au bout de ma carrière, il est naturel que je me sois senti attiré vers mon passé de romaniste, où il a eu une si grande place.

Nous qui avons écouté respectueusement sa parole et qui avons éprouvé nous-mêmes le charme de son esprit et de sa personne, nous nous étonnons quelquefois que, pour les jeunes, il se confonde, dans un lointain plus ou moins vague, avec les autres savants de son époque. Certes, dans le milieu où j'ai l'honneur de parler, son nom est encore célèbre, mais il ne fait plus vibrer les cœurs comme autrefois; cela est naturel, puisque son œuvre n'est plus une chose vivante et que, depuis sa mort, on l'a continuée et modifiée. Cependant, qui sait si, en évoquant l'image du maître disparu, je ne réussirai pas à faire comprendre à la génération actuelle, représentée par le public que je vois devant moi, sinon pourquoi nous l'avons aimé, du moins pourquoi nous l'admirons.

D'ailleurs, l'intérêt de mon sujet dépasse l'homme dont je vais parler, car je serai nécessairement amené à rapprocher la philologie romane, telle qu'il l'a en grande partie créée, de ce qu'elle est devenue depuis, et ainsi l'étude de son œuvre nous permettra de mesurer l'espace parcouru depuis 1903.

J'ai adopté un plan très simple. Je commencerai par faire le tour de l'esprit de Gaston Paris, puis j'étudierai son travail de linguiste, quitte à caractériser ensuite son activité d'historien de la littérature du moyen âge. Je terminerai par quelques paroles sur l'homme.

I

Le trait dominant de l'esprit de Gaston Paris, c'était le besoin de la vérité, acquise au prix d'efforts désintéressés. Cela paraît bien simple; en réalité cela implique une attitude intellectuelle capable d'une attention de tous les moments, d'une forte discipline d'esprit, d'un courage d'opinion qui ne recule pas devant les conclusions qui s'imposent, et surtout d'une complète abnégation; la sincérité qu'il a louée avec tant de

piété chez son père, Paulin Paris, lui-même l'a possédée au plus haut point.

A l'époque où il débuta dans le haut enseignement, on en était encore à ce que M. Bédier a appelé »la grande pitié des cours éloquents»; les professeurs mesuraient leur succès uniquement au nombre de leurs auditeurs, et dans leurs exposés ils ne faisaient que trop souvent des concessions au goût des assistants; comme seule la littérature des derniers siècles promettait des succès d'orateur, il était rare qu'on y professât des matières plus arides et qui demandent une préparation spéciale; seuls les Raynouard, les Fauriel, les Victor Le Clerc, les Paulin Paris osaient aborder des sujets qui ne devaient attirer qu'un public restreint.

Gaston Paris était loin de dédaigner le grand public; c'est même à son intention qu'il a publié plusieurs recueils d'articles destinés à inspirer de l'intérêt pour la littérature du moyen âge; mais jamais il n'y sacrifie la rigoureuse logique du plan et l'expression directe de la pensée à des artifices de composition ou de style; c'est tout au plus si un certain souci de beau langage y amène des images et des comparaisons, d'ailleurs frappantes, qui surprennent parfois l'étudiant habitué à la langue précise et vigoureuse de son œuvre purement scientifique, qu'il voulait sobre, au point d'en vouloir à des savants, d'ailleurs hautement appréciés par lui, qui s'efforçaient, comme il le dit, »de donner à des études qui sont et doivent être arides pour la majorité des lecteurs, une forme littéraire et agréable», et de »ne pas présenter leurs idées et leurs conclusions dans l'ordre le plus naturel et de la façon la plus simple». L'étude qu'il a consacrée à Sully Prudhomme, sans pour cela être froide, loin de là, est une démonstration, tout autant qu'un article sur tel conte du moyen âge; le contenu, chez lui, a toujours primé la forme; il y subordonne tout et s'il est éloquent, c'est grâce à ses idées, et seulement en second lieu à ses paroles.

Mais ses recherches de faits précis et nouveaux n'excluaient pas une puissante imagination; il a dit lui-même que »la faculté

d'imagination est la condition nécessaire du don d'invention». Si dans ses études sur la langue, son goût du détail le fait hésiter devant les synthèses, dans ses exposés d'histoire littéraire il ne recule pas, pour arriver à une vue d'ensemble, à pénétrer par la pensée dans des domaines que l'absence de données historiques enveloppent de ténèbres; c'est là un des contrastes les plus saisissants pour celui qui essaye d'embrasser son œuvre dans toute sa variété; j'aurai à revenir sur ce double aspect de son esprit, qui me paraît particulièrement caractéristique. Ces deux tendances, d'ailleurs, ne sont que des manifestations d'un seul et même besoin de découvrir la vérité vraie et de trouver de l'inconnu.

S'il s'est consacré presque exclusivement à l'étude du moyen âge, c'est sans doute que, d'accord avec ceux de sa génération, il était orienté vers l'histoire de la langue et de la littérature et qu'il sentait tout ce qu'il y avait d'irrationnel à ne faire commencer les lettres françaises que par le XVII^{e}, tout au plus par le XVI^{e} siècle. Mais ce qui a dû l'attirer surtout vers le moyen âge, c'était que cette période était peu connue et que ce terrain, à peu près inculte, offrait à son besoin de connaître des faits nouveaux et à son imagination un champ de travail illimité. Sans cela, je doute que même l'exemple de son père vénéré eût pu obtenir qu'il s'y parquât. D'ailleurs, on ignore généralement que ses tout premiers écrits sont des études de littérature contemporaine et que celles, postérieures, sur Sully Prudhomme et Mistral ne sont donc pas isolées. De 1858 à 1861, il a donné à une revue qui venait de se fonder en Allemagne, quatre lettres sur la littérature française de son temps. Il y juge avec sévérité Michelet et Dumas fils, désapprouve ce qu'il appelle le »style détestable» des Goncourt, parle avec mesure de Victor Hugo, dont en somme il goûte peu le »cliquetis de mots sonores et l'amas d'images incohérentes», et que pourtant il considère — ce sont ses paroles — comme »le seul poète après 1820 qui nous reste après Lamartine et Musset». Il est assez surprenant de le voir s'occuper ici de Paul de Kock, d'Ulbach, de Sardou et

de Scribe; cependant, constatons qu'il ne néglige ni Renan ni Sainte-Beuve.

En somme, cette partie de son activité est peu remarquable, mais je tiens à relever le fait que, concentrant volontairement ses efforts sur une seule langue romane - lui qui les connaissait toutes — et sur une seule époque de cette langue, il était loin de se désintéresser de ce qui n'était pas le moyen âge français. Son intelligence était bien trop vaste pour se laisser confiner dans des limites étroites, et nombre de fois une comparaison, un nom jetés au hasard dans une démonstration, prouvent qu'à chaque moment il avait présents à l'esprit des faits qui étaient en dehors du cadre de ses occupations habituelles et qui semblaient devoir lui être étrangers; à propos d'un fabliau du XII^{e} siècle il écrit: »Il est bien caractéristique de voir les types de Nana et de Bel-Ami inaugurer pour ainsi dire la littérature française». Sa haute situation, non seulement dans la science, mais aussi dans la société, prouve quelle part il a prise à la vie de son temps, mais de cela il ne reste dans son œuvre écrite que de rares traces, comme son discours sur Pasteur à l'Académie française et quelques articles dans les *Débats*.

Donc, se limitant à la langue et à la littérature du moyen âge, li avait restreint son champ d'action; il s'était imposé cette limitation, qui a dû le gêner souvent, tant la poussée du dedans a dû être puissante; des phrases comme »cela est en dehors de nos études», »ceci n'est pas de ma compétence», trahissent ces efforts incessants. Mais dans le domaine qu'il s'était choisi, il régnait en maître; au Congrès de Palerme, en 1876, il improvisait une communication sur la Sicile dans la littérature française du moyen âge, »sans l'aide d'aucun livre et au moyen de quelques notes prises hâtivement».

Rien ne lui échappait; on s'est souvent étonné du soin avec lequel dans sa revue il rendait compte même des plus humbles études de débutants. C'était, sans doute, pour encourager ceux-ci; il se considérait avec raison comme le chef qui accueillait avec empressement les bonnes volontés

qui s'offraient; mais c'était aussi par scrupule scientifique. D'ailleurs, souvent il a trouvé un stimulant dans ce qu'il lisait; il dit dans l'introduction de *Penseurs et Poètes:* »l'idée de les composer ne m'est, presque pour aucun de ces morceaux, venue spontanément». Ses comptes rendus, parmi lesquels il y en a de retentissants, ont été pour lui un moyen préféré de répandre ses idées, et c'est par eux, non moins que par ses livres, qu'il a profondément agi sur la science de son époque. Son rôle a été souvent celui du guide qui, après avoir indiqué aux autres le chemin à prendre, les y suivait avec sollicitude.

Dans son travail d'écrivain, il était aidé par une étonnante rapidité et sûreté de pensée. Il est certain que le plan de ses grands articles n'était pas toujours arrêté d'avance; je lis dans un de ceux-ci ces lignes: »Je regrette de m'être laissé entraîner de telle façon qu'il ne me reste plus assez de place pour traiter comme je l'aurais voulu, le sujet du livre»; cela ne doit pas être une formule oratoire, et pourtant l'article présente une parfaite unité. Je veux dire qu'il ne connaissait guère les angoisses de ceux qui, moins doués que lui, hésitent devant l'ordonnance des faits auxquels il faut assigner une place dans un exposé; seules les notes nombreuses au bas de la page décèlent, aussi bien que sa volonté de ne pas s'écarter de son chemin inflexiblement droit, la difficulté que, lui aussi, éprouvait quelquefois à trouver une place pour ce qu'il avait à dire. Mais, dans le texte même, c'est comme si les faits se présentaient tout seuls au moment où il en avait besoin. Cette facilité de travail explique aussi l'abondance de ses écrits, composés au milieu d'une vie fiévreuse d'occupations professionnelles et sociales et malgré le mauvais état de ses yeux; abondance, d'ailleurs, qui aurait été incompréhensible, s'il n'avait été aidé dans sa documentation minutieuse par une mémoire infaillible.

Telle était l'attitude et telles étaient les forces intellectuelles de l'homme dont je m'en vais, bien imparfaitement, décrire l'activité scientifique.

II

Gaston Paris n'a jamais séparé l'étude de la langue de celle de la littérature.

Commençons par circonscrire le terrain où, en linguistique, il s'était volontairement retranché et disons tout de suite que, s'il y a renoncé å des synthèses et s'en est tenu à recueillir des faits, ce n'est pas qu'il méconnût la vérité que la science tend à ramener les détails à une unité plus complète, mais qu'il était d'avis que le moment n'était pas venu de réunir les détails qu'on n'avait pas encore établis avec assez de certitude et en nombre suffisant. Ce que Paris demandait aux romanistes, c'était d'apporter des faits nouveaux, de les coordonner et de les grouper et de ne pas encore en tirer des conclusions sur la langue en général, ni de chercher à expliquer les changements phonétiques par des considérations autres que purement linguistiques: »les raisons qui ont déterminé les modifications successives des sons nous échappent absolument; on les trouvera peut-être un jour, quand la psychologie et la physiologie auront fait des progrès que nous soupçonnons à peine; mais ce que nous pouvons voir dès aujourd'hui, c'est qu'elles appartiennent à un moment particulier de la durée, où une circonstance qui nous est inconnue leur a donné le moyen de produire leur effet». Ce n'est pas sans peine — je l'ai déjà dit — qu'il a dû s'arrêter parfois sur la pente des généralisations, et il a eu sur des questions d'une portée plus grande des opinions arrêtées. Lorsque notre cher et regretté Wallensköld a écrit un article sur la clarification des lois phonétiques, il dit, à propos d'un point particulier de cet exposé: »Depuis longtemps je suis à peu près de l'avis de mon savant ami sur l'explication du traitement exceptionnel auquel sont sujets certains mots très usités». Et sur l'existence même des lois phonétiques il s'est exprimé avec force, à propos d'un livre qui y était consacré et sur lequel il fait, comme en passant, des observations très personnelles. Remarquez que ce sont, ici encore, des écrits d'autres savants qui l'amènent à exprimer ses idées sur des

questions générales. Et comment ne pas reconnaître dans cette peur d'échapper par une envolée trop rapide à la réalité scientifique, une réaction contre les conceptions philosophiques des grammairiens du XVIII^e^ et de la première moitié du XIX^e^ siècle? Je me demande si ce n'est pas cette hésitation à admettre la psychologie dans l'étude du langage qui explique le fait que la syntaxe ne prend qu'une très petite place dans son œuvre. Il a écrit ceci: »Tandis que le philologue qui étudie la phonétique ou la morphologie a sous son microscope des objets précis, distincts et immobiles, celui qui veut observer les relations de la pensée avec le langage voit passer sous sa lentille une matière toujours en fluctuation qui, si on la touche, s'évapore souvent sous les doigts». Ce besoin de solidité et cette forte discipline que Gaston Paris s'imposait étaient bien — je le répète — une réaction contre le dilettantisme qui sévissait encore entre 1850 et 1860. Dans *l'Avenir de la Science* d'Ernest Renan, nous lisons, dès 1848, des phrases comme celles-ci: »Je crois qu'en fait de travaux spéciaux on ne peut se tenir trop sévèrement dans sa sphère», et »Les vrais intérêts de la science réclament plus que jamais des spécialités et des monographies . . . les héros de la science sont ceux qui ont pu se résigner à n'être que d'humbles monographes, quand tous les instincts de leur nature les eussent portés à voler aux hauts sommets». Ce sont, par anticipation, les idées qui ont dirigé Gaston Paris, et le livre de Renan nous permet de connaître l'atmosphère scientifique dans laquelle Gaston Paris a respiré.

J'en arrive maintenant à un point capital sur lequel je vous demanderai la permission d'appuyer; il s'agit de la prédominance, en linguistique, de l'étude de la langue ancienne sur celle de nos jours. La génération de linguistes à laquelle appartenait Gaston Paris, celle de la seconde moitié du XIX^e^ siècle, qui a fondé l'étude scientifique des langues, avait appris à voir dans le langage un devenir et non un état. Cette conception très juste et que personne ne songe plus à nier, devait nécessairement amener une étude des différentes phases qu'une langue a parcourues avant le moment présent, ou, comme le

disait Paris: »prétendre faire la grammaire d'une langue sans connaître l'histoire de cette langue, c'est renoncer à tout résultat scientifique», phrase bien caractéristique du siècle de l'histoire et de l'évolution. Renan, lui, disait dans presque les mêmes termes: »La science des langues, c'est l'histoire des langues»; la langue actuelle, n'étant qu'un aboutissant, n'existait pour ces savants qu'en fonction des périodes qui avaient précédé. Il était donc inévitable que l'effort principal portât sur l'étude de la vieille langue, et comme celle-ci ne pouvait se connaître que par des textes anciens, mal connus alors et insuffisamment publiés, il s'agissait de se livrer avant tout à des travaux de paléographie, d'exégèse, de datation et de localisation. La plupart des linguistes étaient des philologues, contrairement à ce que nous avons vu depuis, à savoir que la linguistique a cherché de plus en plus à se soustraire au joug de la philologie.

La *Romania* . . . et puisque je vais parler de cette revue plus que sexagénaire, qui a consacré la gloire de Gaston Paris et de l'éminent savant qu'était Paul Meyer, et qui aujourd'hui garde toute son autorité, grâce au talent et à l'énergie de son directeur actuel, proclamons d'abord notre reconnaissance pour les services qu'elle a rendus à la philologie romane, dont elle est un des instruments indispensables. La *Romania* donc était, comme le disaient les fondateurs en 1872, »exclusivement consacrée à la période ancienne des langues et des littératures néolatines. Les études qu'elle contiendra ne dépasseront pas, sauf exception très rare, l'époque de la Renaissance et de la Réforme. Le centre sera ici, plus encore que pour la linguistique, notre ancienne littérature française». Ajoutons tout de suite que, presque dès le début, on a élargi ce cadre, en y admettant des textes patois et des études dialectales, mais que Gaston Paris n'a guère pris part à cette partie de la production scientifique.

Or, depuis les premières années de notre siècle, toute une école de savants a cherché à donner aux études de langue une nouvelle orientation, préparée d'ailleurs par des prédécesseurs,

dont je ne nomme que le linguiste universel qu'était Hugo Schuchardt, le dialectologue réputé Ascoli et le penseur puissant qu'était de Saussure. Au lieu d'insister, dans l'étude d'une langue, sur les périodes antérieures, ces travailleurs ont relevé l'importance que possède, pour la connaissance d'une langue en général, celle que nous parlons et que nous entendons parler autour de nous. Seuls ceux pour qui une forme ou un mot sont réellement vivants sont capables de nous dire quelles sont les nuances de pensée et de sentiment qu'ils expriment; seule la comparaison avec des formes contemporaines, soit dans la même langue ou dans un de ses dialectes, soit dans un idiome étranger, permet de les interpréter exactement. On savait bien que ce n'est pas l'origine de tel mot ou de telle forme qui en détermine la fonction ou la signification, mais l'étude exclusive du passé nous fait croire trop facilement que les formes et les mots actuels continuent sans plus ceux qui y correspondent à une époque antérieure. Pour expliquer les changements qui se produisent dans une langue, le rapprochement avec le passé présente aussi des dangers: seules des formes qui existent simultanément peuvent influer l'une sur l'autre, et comme un moment d'autrefois est difficile à isoler, il n'y a en somme que la langue d'aujourd'hui qui soit un instrument de travail digne de confiance. Au lieu d'essayer de comprendre les formes actuelles par celles d'autrefois, plusieurs de nos contemporains demandent aux premières de leur dire comment les choses se sont passées à une époque ancienne, et comme ce sont les rapports entre la pensée et la forme de langue qu'il leur importe de connaître, la langue étant un produit de l'homme, c'est de la psychologie et de la sociologie qu'ils rapprochent la linguistique. Seule la langue vivante, ainsi raisonnent beaucoup de linguistes actuels, peut montrer toute la variété dont une langue est susceptible. Les lois phonétiques dont la grammaire historique avait montré l'action dans l'évolution de la langue, appliquées avec rigueur, ne donnaient qu'une image imparfaite des tendances multiples qui caractérisent le parler de l'homme; elles étaient trop devenues un moyen mécani-

que d'établir l'étymologie des mots et des formes. Cette réaction contre la validité exclusive des lois ou, si l'on veut, des règles d'évolution des sons, avait commencé du vivant de Gaston Paris.

Nous devons à l'application de ces idées nouvelles des progrès réels dans notre connaissance du langage; elles ont été salutaires et ont renouvelé les recherches et les idées qui, pour répéter les paroles de Gaston Paris lui-même, »risquaient de tomber dans la routine et le rabâchage». Mais pour être juste, il faut reconnaître qu'il s'y agit, non pas d'une nouvelle conception, mais d'une nouvelle méthode. Il est vrai que ce changement d'orientation est d'une haute importance; des voies nouvelles ouvrent de nouvelles perspectives, mènent à de nouvelles découvertes, mais, enfin, cette linguistique statique, comme on l'appelle pour l'opposer à la linguistique historique, en dernière analyse, va au même but que celle-ci.

Rien ne serait plus contraire à l'esprit de Gaston Paris que de vouloir, comme on l'a dit, »amoindrir les successeurs pour se grandir»; il a écrit à propos des travaux de son père: »le meilleur hommage que nous puissions rendre à sa mémoire, c'est de continuer son œuvre en la modifiant comme il l'aurait fait s'il l'avait trouvée à l'état d'avancement où il l'a mise, au lieu d'avoir à l'entreprendre par les fondements». Mais d'autre part, ici où nous tâchons de caractériser l'activité scientifique de Gaston Paris, il est indispensable que nous nous demandions si, et dans quelle mesure, il aurait considéré les nouvelles conceptions comme s'opposant aux siennes. Ce sera une occasion de relever encore une fois que les limites qu'il s'imposait n'étaient pas celles de son savoir et de sa curiosité. Passons donc en revue les différents domaines du travail linguistique actuel, mais, d'abord, constatons que, si l'étude de la langue vivante n'a pas chez lui la place qu'on y a accordée depuis, ce n'est pas qu'il en ait méconnu l'utilité. Dans la préface qu'il a écrite pour le *Dictionnaire phonétique* de Passy et de Michaëlis, il parle avec sympathie de »ceux qui étudient scientifiquement la langue vivante».

Le renouvellement des méthodes en linguistique s'est fait jour dans toutes les parties de la grammaire: l'étude du mot, du son et de la phrase, et il a même amené la création d'un groupe de recherches intéressantes auxquelles on a donné le nom de »stylistique». Pour commencer, ces trente dernières années se caractérisent par un magnifique développement de la dialectologie en France et en Suisse; un développement auquel le nom de Gilliéron est indissolublement lié, grâce surtout à son *Atlas linguistique*. Cette nouvelle orientation s'est faite sous les auspices de Gaston Paris; la création de la »Société des Parlers de France», en 1889, a été suggérée par un discours prononcé par lui dans une réunion des Sociétés savantes, mais il n'avait peut-être pas prévu quels fruits allait bientôt porter la »moisson bien faite et soigneusement engrangée des faits linguistiques que présentent les dialectes, ce relevé précis des éléments du roman de France — son, forme, mot, construction» — qu'il recommandait. Les dialectologues ne s'en sont pas tenus à une comparaison des différents parlers; ils n'ont pas tardé à tirer de la distribution des mots et des formes sur la carte des conclusions sur l'histoire du lexique, et, comme les mots sont les signes des choses, aussi sur l'histoire de la civilisation. Ils ont aussi médité sur les causes qui ont amené ici la disparition d'un mot, là l'apparition d'un terme nouveau, et ils ont accentué — et exagéré — le rôle de l'homonymie, quand la forme d'un mot, par suite de son développement phonétique, coïncide avec celle d'un autre mot, de sorte que les mêmes sons sont appelés à exprimer deux idées ou deux objets différents; avant eux, Darmesteter avait déjà accordé à l'homonymie une importance que Gaston Paris jugeait excessive. Puis, les géographes ont donné du relief à des cas, reconnus aussi par Darmesteter et par Gaston Paris, où le mot, dans le cours de son évolution, était devenu trop petit et par là d'un maniement difficile. Ensuite, ils ont montré dans quelle mesure un dialecte subit l'influence d'un autre, considéré comme supérieur; parfois, la régularité des lois phonétiques n'est qu'apparente et est due, en réalité, au fait qu'un

parler a emprunté des formes à son voisin, pris comme modèle de bon langage. Bien que la dialectologie récente n'ait aucunement ébranlé la foi en la constance du développement phonétique, elle a indiqué, plus clairement qu'on ne l'avait fait jusque là, d'autres forces qui déterminent le changement des mots et des sons. Il est curieux de lire, chez Gaston Paris, une phrase comme celle qu'il a écrite à l'occasion d'un livre consacré aux patois lorrains: »La partie étymologique de la phonétique d'un patois roman doit toujours partir du latin, prendre chaque son et chaque groupe de sons du latin et montrer ce qu'il donne dans le parler de chacune des localités qu'on étudie.» Or, il est vrai que les étymologistes d'aujourd'hui dans leurs recherches sont loin de faire au latin la part aussi belle que Paris, au point qu'il semblerait parfois que seule une infime minorité des mots français remonte à la langue des Romains; cependant un exposé méthodique ne saurait se dispenser de tenir le plus grand compte du latin. Vous voyez qu'il y a du changé et que le fond est resté le même. La dialectologie, toute préoccupée qu'elle est de la langue vivante, n'en est pas moins tournée vers le passé; elle est essentiellement historique.

Après le mot, c'est le son qui appelle notre attention. Gaston Paris, dès le début, a reconnu la nécessité de la phonétique, et c'est grâce à lui que, plus tard, l'abbé Rousselot a pu faire ses admirables études de phonétique expérimentale. De nos jours on essaie d'unir plus étroitement la linguistique à cette branche, qui jusqu'alors relevait presque exclusivement de la physiologie; on a même changé son nom de »phonétique» en »phonologie». La phonologie étudie le son, non pas au point de vue de sa formation, donc de celui qui parle, mais de l'impression qu'il produit sur l'auditeur. Jusqu'alors on avait cherché à observer les différences, mêmes minimes, entre la position que prenaient les organes pour la prononciation des voyelles et des consonnes; aujourd'hui, quand même pour deux sons la configuration de la bouche ne serait pas exactement la même, on les considère comme identiques dès que notre oreille ne les distingue plus. Le résultat seul importe, et la question de l'origine est reléguée

à l'arrière-plan. En réalité la grammaire historique, elle aussi, quand deux sons différents s'étaient confondus en une seule prononciation, les avait traités ensemble, mais les phonologistes — et en cela ils se séparent des historiens de la langue — insistent sur les influences que subissent les sons en tant qu'appartenant à un ensemble; dans une langue ils forment un système cohérent, et tel changement de voyelle entraîne la modification d'une voyelle voisine. Nous n'osons pas encore déterminer la portée de cette sympathie plus ou moins mystérieuse entre les phonèmes d'une même langue, qui fait que leurs changements concourent à établir de l'harmonie dans un ensemble phonétique. Il y en a, parmi les phonologistes, qui sont d'avis que tous les changements de sons doivent être attribués à cette tendance, ce que d'autres savants nient pertinemment. Mais insistons sur ce fait que la phonologie met l'accent sur le résultat, plutôt que sur la cause, et que par là elle se conforme à la tendance qui a amené la prépondérance de la langue actuelle dans les études de linguistique, tendance qui caractérise aussi celles de l'histoire littéraire.

L'importance des rapports entre la langue et l'âme humaine, nous l'avons vu, n'a pas échappé à la sagacité de Gaston Paris, mais ce qui, d'après lui, était surtout nécessaire, c'était une connaissance, aussi complète que possible, de l'évolution historique des formes, seule base solide pour des spéculations ultérieures. Dès 1868, il écrit: »nous ne chercherons pas à déterminer quelles sont les causes physiologiques et psychologiques des lois que nous observerons; c'est à la science générale du langage à profiter des données que lui aura fournies l'étude spéciale d'une langue, pour en tirer des conclusions qui dépassent cette étude même».

On peut se demander ce que Gaston Paris aurait dit de ce qu'on appelle aujourd'hui, d'un nom plutôt malheureux, la »stylistique», qui examine les formes et les mots par rapport à leur valeur expressive, comme signes extérieurs de la vie intellectuelle et émotive, surtout émotive. Elle accorde à l'élément subjectif du langage une très haute importance; elle

étudie de préférence la langue vivante, qui est susceptible d'une interprétation spontanée, mais ce en quoi elle présente la plus grande différence avec les travaux de l'école historique, c'est que les recherches stylistiques manquent de cette rigueur que les historiens du langage jugeaient inséparable de la science. Les hypothèses auxquelles la grammaire historique avait, elle aussi, besoin de recourir devaient, pour être admises, s'appuyer sur des considérations précises; en stylistique le savant, jusqu'à un certain point, est artiste.

Gaston Paris a pu encore dire ce qu'il pensait des essais, faits par les savants allemands, pour établir des liens entre les faits de langue et le caractère d'un peuple. En 1887, il s'exprime ainsi: »Il vaut mieux renoncer, du moins pour le moment, à tirer d'observations sur la langue des conclusions sur la psychologie de tel ou tel peuple», et aujourd'hui encore, nous acceptons pleinement cette opinion, bien que nous n'éprouvions plus cette crainte, presque instinctive, devant les généralisations linguistiques qui, pour Paris, tenait au plus profond de sa conviction scientifique, et celle-ci — je l'ai déjà dit — était déterminée par sa haine de la grammaire raisonnée, telle que, dans sa jeunesse, elle était pratiquée en France. A ce sujet, lui, si modéré, si doux dans ses jugements, ne connaissait pas de pitié; je choisis cette phrase sévère: »Génin venait de publier, aux applaudissements d'un grand nombre de littérateurs, son ramas de paradoxes et de contresens sur les *Variations du langage en France depuis le XII^e^ siècle.*»

Ainsi, Gaston Paris, s'il était encore parmi nous, trouverait du changement. Il constaterait que, si l'étude du passé littéraire et linguistique de la France continue à être, de la part de beaucoup de romanistes éminents, l'objet d'une étude approfondie, la langue des vieux textes sollicite moins exclusivement l'attention des travailleurs que c'était le cas de son temps. Il remarquerait aussi que les synthèses que, sans les rejeter, il jugeait prématurées, ne se laissent plus refouler et que plusieurs savants aujourd'hui demandent, en linguistique, plutôt que des faits isolés, des théories, fussent-elles des plus

nébuleuses. Mais si, pour arriver au but, on s'est donc engagé dans des voies nouvelles, ce but est resté celui qu'avait fixé la génération de Gaston Paris; c'est toujours l'évolution de la langue que ceux-là mêmes qui jurent par la langue vivante, s'efforcent de reconstruire. Et cela, pour Gaston Paris, était la chose essentielle; sur ce point il n'aurait pas transigé. Sans doute, il aurait reconnu avec joie combien les instruments de recherche ont été affinés et avec combien de souplesse on manie aujourd'hui les lois phonétiques, mais ces lois, auxquelles il croyait et auxquelles nous croyons, jamais il ne les aurait lâchées. Depuis sa leçon inaugurale de 1868 jusqu'à la fin, il a affirmé qu'il les considérait comme le pivot sans lequel la linguistique s'écroulerait.

C'est à établir les règles selon lesquelles les sons latins sont devenus sons français et les étapes de leur développement, que sont consacrés son étude sur le *Rôle de l'accent latin dans la langue française* (1862), la célèbre édition de la *Chanson de saint Alexis* (1872), son article sur *o fermé*, d'autres encore, que je m'abstiens de citer, parce que dans un exposé comme celui que je fais en ce moment, il s'agit non d'énumérer, mais de concentrer.

Au risque de vous donner des détails un peu techniques, je voudrais cependant, pour caractériser l'œuvre linguistique de Gaston Paris, m'arrêter un instant à ce dernier article qui rappelle à ses anciens élèves ces cours du matin au Collège de France où, devant des auditeurs peu nombreux, il leur parlait de la vieille langue.

Le début de cette étude sur *o fermé* semble donner un double démenti à ce que je vous ai dit sur l'attitude de Gaston Paris par rapport à la langue vivante. En effet, nous y lisons: »Je m'occuperai d'abord du français en général, en prenant pour base la langue moderne (bien entendu en sa partie populaire); je remonterai ensuite à l'ancien français.» En réalité, le groupement des mots qui ont *o fermé* est fait sur la base latine; c'est, non pas la prononciation actuelle, mais l'origine latine qui les réunit et, par exemple, le mot *neveu* est placé

parmi ceux où *ó* se trouve en latin devant *t*; contrairement à ce qu'on croirait d'après la phrase citée, il commence par l'ancien français et de là suit l'évolution jusqu'à l'époque moderne. Voici comment il me semble qu'on peut rendre compte de cette contradiction; il est certain qu'il a commencé lui-même par réunir les mots modernes dans lesquels la voyelle remonte à *ó*, mais c'est là du travail de laboratoire; le son moderne ne l'intéressait pas pour lui-même, mais en fonction de son origine, et au moment de grouper les mots en question, leur communauté d'origine se trouvait à l'avant-plan.

L'article est assez bref — c'est d'ailleurs un de ceux qui ne sont pas terminés, seule une première partie a été publiée — mais contient un nombre très considérable de faits, dont plusieurs sont définitivement acquis à la science. Le but que Gaston Paris s'y propose, c'est, comme il le dit, d'établir une règle générale pour toute l'évolution de l'*ó*, et d'expliquer les cas qui s'y soustraient. Pour cela, il établit, avec plus de rigueur que Diez, les conditions dont dépend le développement et qui sont l'accent, la position libre ou entravée — termes inventés par lui et universellement admis — et la nature de la consonne qui suit le *ó*. Ce cadre, il l'a construit pour toujours; sa méthode a résisté au temps; ce qu'aujourd'hui, peut-être, on n'admettra plus avec autant d'assurance, c'est ce qu'il appelle la »règle générale», à savoir que »tout *ó* latin vulgaire accentué et libre donne en français *eu*». La rigueur de cette loi semblera à plus d'un savant actuel, excessive. En effet, au lieu de chercher à expliquer les cas où *ó* aujourd'hui est représenté, non pas par *eu*, mais par *ou*, soit par l'analogie ou par l'origine »savante» du mot, ne faut-il pas tenir compte de la possibilité qu'un même son latin, à la même époque et au même endroit, a abouti à deux sons différents, suivant le milieu social ou l'emploi plus ou moins affectif du mot? Et si nous disons *amour*, et non pas *ameur*, est-il nécessaire d'avoir recours, pour expliquer cette forme, à des rapprochements et des raisonnements qui, en somme, ne sont que des expédients? Puisqu'il est certain que, jusqu'au XVI^{e} siècle, dans les textes,

les *eu* coexistent avec les *ou*, n'est-il pas plus simple de voir dans *amour*, *jaloux*, *où*, et tant d'autres, des restes d'un ancien *ou*, qui aurait été admis dans la langue générale? Gaston Paris va même jusqu'à admettre contre toute évidence pour *loutre* une origine allemande. Mais ce n'est pas le moment de discuter ici un problème que beaucoup de savants, peut-être même la plupart, résolvent encore dans le même sens que Gaston Paris. Ce qui importait, c'était d'insister sur son intransigeance par rapport aux règles qu'il considérait comme le fondement de la linguistique et qu'on pourrait être tenté d'appliquer plus souplement, sans, bien entendu, y renoncer. C'est grâce à cette rigueur que sa thèse sur l'accent latin a été un début magistral: l'accent étant le facteur le plus important dans le développement des sons, son exposé est devenu une ébauche de la grammaire historique du français, ébauche qu'il devait bientôt compléter dans son édition célèbre de la *Chanson de saint Alexis*, laquelle est devenue un des piliers sur lesquels reposent les études romanes.

III

Gaston Paris a été un vrai philologue; il a étudié le langage comme organe de la vie spirituelle du peuple; s'il scrute les secrets de la langue française, c'est pour bien connaître la littérature d'autrefois. Pour moi, il n'y a pas de doute qu'il fut plus attiré par l'histoire des œuvres elles-mêmes, et qui sait si son absence de goût pour les synthèses en linguistique ne tient pas en partie à ceci: qu'au fond les questions générales de langue ne l'intéressaient pas autant que les problèmes littéraires.

Il existe — je l'ai déjà dit — entre son œuvre littéraire et ses études de langue, une différence caractéristique, à côté de certaines ressemblances, que je relèverai d'abord. En premier lieu, Gaston Paris ne conçoit l'étude d'une littérature que comme celle de l'histoire de cette littérature; pour lui, celle-ci n'est qu'un chapitre d'un vaste exposé sur l'évolution de l'esprit d'un peuple. Il pouvait difficilement en être autrement

de celui qui a dit: »L'étude de l'histoire est ce qui distingue par-dessus tout les nations civilisées de celles qui ne le sont pas.» Dès sa leçon d'ouverture au Collège de France, en 1881, parlant de son père, il appuie sur cette idée: »Nous comprenons aujourd'hui un peu différemment l'étude du moyen âge; nous nous attachons moins à l'apprécier et à le faire apprécier qu'à le connaître et à le comprendre; ce que nous y cherchons avant tout, c'est de l'histoire». Et plus loin: »Nous regardons les œuvres poétiques elles-mêmes comme étant avant tout des documents historiques, comme faisant partie de l'histoire prise dans son sens le plus large, comme étant les faits mêmes de l'histoire de la langue, des sentiments et de la pensée.» Ou encore: »Aujourd'hui on s'intéresse à l'arbre moins pour ses larges branches, pour ses gracieuses fleurs ou ses fruits savoureux, que pour ses racines et le terrain où elles s'allongent au loin et en tout sens.»

Que cette exclusion, hautement affirmée, de l'élément purement littéraire ne doive pas être considérée comme une preuve que Gaston Paris était insensible à la jouissance esthétique, c'est ce que nous verrons tout à l'heure; d'ailleurs, il désapprouve lui-même »ceux qui craignent à tort que la science nuise à l'art littéraire», et il a écrit sur *Tristan* des pages émues.

Pourtant, c'est contre cette conception historique que, dans le domaine littéraire, comme dans celui de la linguistique, se manifeste aujourd'hui une réaction significative. Ici comme là, c'est de nos jours plutôt le résultat, ce ne sont pas les antécédents, qui appellent l'attention de plusieurs savants, d'après lesquels la raison d'être d'une œuvre littéraire consiste en ses qualités de produit d'art, et qui sont d'avis que c'est lui enlever une grande partie de sa valeur que de ne la considérer que comme le résultat d'une sorte d'évolution. Un des plus éminents disciples de Gaston Paris nous a appris à voir dans la *Chanson de Roland* la création d'un poète génial, création qui trouve sa signification en elle-même et qui mérite d'être expliquée rien que par elle-même. Si elle est en partie conditionnée par ce qui a précédé, c'est là le cas de toute production

artistique. Sans doute, l'histoire littéraire et la recherche des origines gardent tous leurs droits, et d'ailleurs, le même élève qui a si brillamment analysé la *Chanson de Roland*, a dit ceci: »Dans toute science relative à l'esprit humain, se pose, comme fin dernière, la question d'origine.» Peut-être l'étude des textes anciens s'est-elle trop concentrée sur des recherches concernant les dates et les sources, mais n'oublions jamais que celles-ci ont été indispensables et salutaires.

Son amour de l'histoire, Gaston Paris le partageait avec des contemporains illustres: Renan écrivait sur les origines du christianisme, Taine sur les origines de la France contemporaine, d'Arbois de Jubainville sur les origines de la propriété foncière et les noms de lieux. C'est le passé qu'il s'agissait de connaître à fond.

Dans ses articles de littérature moderne, donc dès le début de sa carrière scientifique, Gaston Paris manifeste cette préférence pour les époques anciennes de la littérature et son mécontentement de l'ignorance générale qui régnait à ce sujet. Il y dit, à propos de l'*Histoire de la littérature* de Nisard: »Tout ce qui touche au moyen âge est d'une telle insuffisance qu'on peut le considérer comme n'existant pas . . . ce n'est pas ainsi qu'il convient d'écrire l'histoire des lettres à une époque comme la nôtre; il faut renoncer à ces abstractions sans fondement, à ces partis pris d'admiration exagérée, à cette méthode hautaine et superficielle». Il rencontre, dans la *Légende des Siècles*, le *Mariage de Roland* et *Aymerillot*, mais il préfère lire ces histoires dans les couplets monorimes du XII^{e} siècle, que son père lui avait fait connaître. Goût pour l'histoire, goût pour le moyen âge, voilà en quoi les études littéraires de Gaston Paris se rapprochent de ses travaux en linguistique.

Voici en quoi ces deux forment contraste. En linguistique, il ne s'est guère occupé de la langue populaire, pourtant si amusante et si utile pour surprendre des tendances dans le langage; cela tenait sans doute au peu de place que, dans sa production scientifique, avait la langue vivante; pourtant il y a lieu de s'en étonner quand on songe combien Paris aimait

tout ce qui était naturel, dépourvu d'affectation; vous vous rappelez ses préférences et ses antipathies en question de style. On s'en étonne surtout quand on constate qu'en littérature ses sympathies allaient précisément vers la littérature anonyme et la chanson populaire, où ne le gênait pas, comme il le disait, »l'importance excessive que tend toujours à s'arroger notre personnalité passagère». Écoutez ce qu'il écrit dans la préface du recueil de *Chansons du XV^e^ siècle:* »Ces vieilles chansons n'ont pas seulement de l'intérêt pour l'historien ou le philologue. Plusieurs d'entre elles . . . possèdent ce charme indicible, propre à la muse populaire, ce tour inimitable de la poésie, du sentiment et de la rêverie, qui se refuse à l'analyse et parfois même à la compréhension bien nette, mais qui émeut si vivement, par son imprévu même, le cœur ou l'imagination.» Cet enthousiasme justifie bien ce que je disais tout à l'heure de la sensibilité littéraire de Gaston Paris; vous voyez qu'il subissait profondément le charme des poésies qu'il étudiait. Mais remarquez que c'est la poésie anonyme qui l'enchante. Sa sympathie pour le groupe et son indifférence pour l'initiative personnelle l'amenaient à faire, non pas des études consacrées à tel poète, mais la généalogie d'un thème littéraire à travers des époques entières, et on ne peut se défendre de voir dans cette sympathie un legs du romantisme. Ses études de poésie populaire le conduisent au folklore, dans ces domaines où il existe une littérature dont on ne sait même pas si elle a été transmise par écrit ou par voie orale.

Une autre différence entre Gaston Paris linguiste et historien littéraire vous est déjà connue, parce que je l'ai déjà relevée. En grammaire, il n'a guère donné que le résultat de recherches isolées; vous vous rappelez avec quel scrupule il s'est abstenu de considérations plus générales sur la langue; par contre, en littérature, arrivé au bout de la chaîne des données précises, sa pensée aimait à se donner carrière; alors, il mettait en œuvre ses vastes connaissances et sa logique incomparable, aidée d'une puissante imagination, pour deviner les origines d'un genre. Sur tous ceux-ci, il a construit une

théorie qui souvent nous entraîne par sa hardiesse, où il fait usage de concepts assez vagues, comme folklore, poésie populaire, tradition orale, et où il ne recule pas devant les hypothèses. Ses phrases, alors, sont émaillées de ces »sans doute» qui, par une bizarrerie du langage, expriment justement qu'on doute très fort, et de ces »certainement», qui ne sont rien moins que le signe de la certitude. Toutes ses grandes théories ont été discutées, parfois remplacées par d'autres, puis quelquefois ressuscitées en partie. Ici, comme en linguistique, nous avons l'occasion de saisir sur le vif les tendances de la génération nouvelle, souvent opposées aux siennes.

Le contraste que je vous signale est réel et il s'explique. En effet, la préhistoire d'un genre poétique fait partie de l'évolution de ce genre; en l'étudiant, on reste dans le cadre établi; au contraire, passant des sons et des formes du français à des considérations générales sur le développement et la nature du langage, on entre dans un domaine non seulement plus vaste, mais aussi plus différent; or, nous savons déjà combien scrupuleusement Gaston Paris respectait les limites qu'il s'était fixées. Cependant, c'est bien dans ses recherches littéraires qu'il a été le plus lui-même, savant doublé d'un poète, romantique sans le dilettantisme des romantiques, conciliant le besoin d'envolée d'une imagination toujours en ébullition avec le besoin d'une précision inexorable et d'une soumission complète aux faits.

Voyons maintenant dans les détails en quoi les conceptions de Gaston Paris diffèrent des nôtres.

Deux livres ont, dès l'abord, consacré sa renommée; ce sont l'édition de la *Chanson de saint Alexis*, que j'ai déjà nommée, et puis l'*Histoire poétique de Charlemagne*, dont je vais parler maintenant. Devant ce chef-d'œuvre on éprouve la même stupéfaction que devant son *Saint Alexis*, de voir un homme si jeune maîtriser une matière aussi vaste; cette thèse de doctorat d'un étudiant de vingt-six ans a été écrite en une seule année, mais après une préparation de plus de cinq ans. L'introduction est importante surtout par l'opposition qu'il y

fait entre la poésie populaire, anonyme et impersonnelle, et celle, moins spontanée, plus réfléchie et plus personnelle des temps postérieurs. Vous savez qu'il voyait dans la chanson de geste française, comme dans l'épopée en général, le développement de chants nationaux faits sous l'impression des événements, donc une poésie essentiellement lyrique; l'épopée, écrite lorsque les événements appartiennent déjà au passé, est obligée de les raconter et de compléter l'élément lyrique par le récit, qui garde cependant des traces de l'émotion des chants primitifs. Cette conception, après un temps d'éclipse, est de nos jours redevenue familière à plusieurs savants, mais il y a un point sur lequel, entre la pensée de Gaston Paris et la nôtre, il s'est produit une brèche insurmontable, et c'est là justement une de celles que lui avait léguées le romantisme. D'après lui, la différence entre la poésie postérieure et celle des débuts consisterait en ceci que la première présente de »véritables compositions historiques, parfaitement conscientes», tandis que la poésie primitive, populaire, n'est pas créée consciemment. Ce contraste entre création spontanée et création réfléchie, il le retrouve dans l'histoire de l'épopée elle-même, et il oppose *Huon de Bordeaux*, fantaisie poétique d'un auteur, à la *Chanson de Roland*, produit du peuple qui ne se soustrait pas à une initiative personnelle pour le choix des récits, leur arrangement et leur forme, mais dont le poète s'inspire uniquement de la tradition. Mais nous nous demandons si cette tradition elle-même ne se compose pas d'œuvres qui, à leur moment, étaient sorties de l'imagination de poètes en chair et en os; si elles nous paraissent plus uniformes, empreintes d'un même esprit, que dira-t-on dans quelques siècles du théâtre français d'aujourd'hui, qui ne développe guère qu'un seul thème de casuistique amoureuse?

Nous sommes devenus plus réalistes, et on est même allé jusqu'à nier le rôle du peuple dans la formation du folklore en général, auquel on attribue une origine lointaine, rituelle, éloignée de plus de 2000 ans. Nous hésitons à admettre cette »conscience obscure» du peuple, inventant et composant comme

un être qui aurait une âme; nous aimons à voir partout des auteurs individuels, qui étaient clercs, recrutés dans le peuple, mais mêlés à tous les rangs sociaux et doués d'un talent personnel.

Ce que j'appellerais le mysticisme romantique de Gaston Paris, on le retrouve toutes les fois qu'il s'attaque à l'histoire d'un genre, et il les a abordés tous, dans ses comptes rendus de travaux qu'il avait suggérés à ses élèves préférés; origines de la poésie lyrique, origines du *Roman de Renard*, origines des fabliaux. Il s'est prononcé sur les débuts de la poésie lyrique à propos d'un livre d'un de ses élèves qui, à son tour, est devenu un maître et à qui, depuis une année, nous devons une histoire magistrale de la poésie des troubadours. Vous savez que la poésie lyrique du nord de la France, dans sa partie la plus artiste, la poésie »courtoise», est une continuation de la poésie des troubadours du midi de la France. Vous savez aussi que cette poésie se distingue par ses formes rigoureuses et son caractère dogmatique; rien de moins spontané et, s'il n'y avait quelques exceptions, de moins personnel. Or, cet art raffiné, Gaston Paris a voulu le ramener aussi à cette poésie populaire, si difficile à définir et qui ne nous est connue par des spécimens que depuis une époque relativement récente; il s'exprime en ces termes: »Je voudrais rendre vraisemblable cette thèse que la poésie des troubadours proprement dite a son point de départ dans les chansons de danse, et notamment de danses printanières». Pour établir un lien entre deux genres de poésie aussi éloignés l'un de l'autre, il signale certains traits qu'ils auraient en commun: le début usuel par l'indication de la saison, surtout le printemps, la grande place que, dans la poésie des troubadours, occupent la joie et la jeunesse, et le caractère illégitime de l'amour qu'ils célèbrent. Je ne crois pas me tromper en affirmant qu'aujourd'hui cette thèse est périmée, surtout parce qu'elle ne rend pas compte des différences essentielles qui séparent les deux genres, notamment dans la conception de l'amour. Elle reste intéressante comme témoignage de l'esprit de Gaston Paris et de sa croyance à l'existence

d'un art anonyme et plus ou moins mystérieux qui aurait fleuri aux premiers temps de la civilisation française et qui lui était sympathique par son caractère impersonnel.

Cette sympathie explique aussi l'idée qu'il se faisait de l'origine des contes sur le renard, qu'on appelle le *Roman de Renard*. Dans son compte rendu de la thèse d'un de ses élèves les plus sympathiques qui, comme le maître, est parti pour toujours, il accepte les conclusions de celui-ci, à savoir que les récits de Renard ont pour base principale des »contes d'animaux». Sans qu'il élimine les mérites des conteurs français qui ont arrangé ces contes et les ont fait profiter de leur don d'observation et de leur esprit, il est clair que ce sont ces contes anonymes qui sollicitent surtout son attention; il s'attache à ramener à une forme primitive ceux qui se rencontrent de nos jours dans toutes les parties du monde. C'est la question des origines qui, ici encore, le préoccupe, et ici encore, il essaye de nous faire remonter avec lui vers une époque qui n'aurait pas connu de poésie personnelle. Le *Roman de Renard* est pour lui un »arbre semé peut-être par des oiseaux venus de tous les points du ciel», comparaison qui suffit à caractériser sa conception du problème, conception qui a encore des défenseurs, mais contre laquelle, en France, un savant autorisé s'est inscrit en faux. D'ailleurs les critiques qui, dès son vivant, lui ont été faites, il les encourageait, et c'est ici la place de citer sa belle phrase: »Rien ne saurait être plus agréable à quelqu'un qui essaie de former des débutants à la fois à la méthode et à l'indépendance, que de les voir devenus assez maîtres de l'une et épris de l'autre, pour discuter ce qu'on leur enseigne, au lieu de l'accepter docilement».

Faut-il examiner d'autres parties de la vaste enquête que Gaston Paris a instituée sur la vieille littérature? Toujours nous le voyons préoccupé de l'évolution d'un genre ou d'un thème poétique ou narratif. Il aime les noms collectifs, comme »la matière de Bretagne». Il commence par se renseigner minutieusement sur les traces que telle légende, telle donnée a laissées dans la littérature écrite, mais ces documents n'existent

pour lui qu'en fonction du problème central de l'origine, et quand il est arrivé à l'époque ancienne qui ne nous a rien légué, sa puissante logique et son imagination lucide et souvent révélatrice l'aident à poursuivre le problème des origines dans ses derniers retranchements. Jamais il ne se dérobe aux conclusions qui lui semblaient s'imposer. Il ne recule pas devant des concepts dangereux à manier, comme celui de la tradition orale, et il choisit avec une admirable perspicacité, mais non sans, parfois, quelque arbitraire, les traits dont, dans les œuvres littéraires qu'il étudie, il a besoin pour sa démonstration.

Un chef-d'œuvre d'analyse et de reconstruction est l'article que Gaston Paris a consacré à un poème célèbre du moyen âge français, *Le conte de la Charrette*, roman de chevalerie où un des esprits les plus originaux d'une époque qui ne tenait pas à l'originalité, nous raconte l'histoire de Lancelot et de ses amours avec la reine Guenièvre, femme du roi Artus. Cet article consacré à l'analyse du poème de Chrétien de Troyes, le dépasse en réalité; Paris y pose, dans toute sa généralité, le problème de l'origine des thèmes poétiques utilisés par le poète et qui, depuis, ont pendant des siècles hanté l'imagination des auteurs et des lecteurs: les récits arthuriens. Il réduit le *Conte de la Charrette* à sa forme la plus simple et, d'après lui, la plus ancienne, qui est mythologique: l'enlèvement de Guenièvre ne saurait être séparé de celui de Proserpine (ce qui amène la question de la survivance des données de la mythologie antique). Pour reconstituer cette forme primitive, il construit même tout un mouvement poétique anglo-normand, qui aurait été l'intermédiaire entre la poésie celtique primitive et les poèmes français. Comme exemple de sa méthode, cette étude est caractéristique; aujourd'hui on reculerait peut-être, comme l'a déclaré un des meilleurs connaisseurs de la »matière de Bretagne», à »expliquer le connu par l'inconnu», mais on admire l'intrépidité avec laquelle Gaston Paris, aidé d'une merveilleuse acuité de vision, découvre des points pour le guider dans l'obscurité et pour lui faire atteindre le but qu'il s'est proposé. A le suivre dans ce voyage d'exploration, on éprouve une grande satisfaction intellectuelle.

L'œuvre de Gaston Paris présente une analogie frappante avec celle de Taine, avec qui il était très lié et avec qui il se sentait en communion d'esprit; chez tous deux, l'amour du fait précis comme élément d'une synthèse. Il est vrai qu'il était dans une moindre mesure que Taine dominé par une théorie préconçue, il est vrai aussi qu'il n'avait pas autant que lui le souci du style et que Taine n'éprouvait pas ce besoin de limitation qui caractérise l'activité de Gaston Paris, mais ce en quoi ils se ressemblent étroitement, c'est que tous les deux ont été de grands bâtisseurs.

Dans un exposé comme celui que j'ai entrepris, il n'y a — je l'ai déjà dit — de la place que pour des considérations d'un caractère plus général; pour bien connaître la place prépondérante que Gaston Paris occupe dans la science romane, il faudrait citer au moins quelques-uns des résultats que, par la patiente étude des textes ou grâce à une divination géniale, il a établis pour toujours. Mais remarquons que, s'il a été possible de tracer, même incomplètement, les grandes lignes de son œuvre, c'est que celle-ci, malgré les infimes détails qui, pour lui, étaient d'indispensables matériaux, présente une haute unité, et cela n'est possible que chez les savants de large envergure. Je m'imagine sans peine tel travailleur qui a apporté à la science tout autant de faits nouveaux et qui par sa méthode a eu une influence aussi salutaire, mais dont l'œuvre ne nous permet pas une vue d'ensemble, parce qu'elle plane moins haut.

IV

Voilà le savant; voici l'homme.

Le trait dominant, celui dans lequel se résume l'image que nous nous faisons du savant, c'est son désintéressement. De même qu'en littérature la personne de l'auteur l'intéressait moins que ses idées et son art, de même il a rigoureusement éliminé sa personne de son œuvre. Il a — je cite ses propres paroles — »proscrit toute immixtion intempestive de sa personnalité», il a été »l'instrument docile d'une idée toute désintéressée».

Loin de lui toute préoccupation de soigner sa propre gloire; on ne s'imagine pas Gaston Paris publiant, comme l'a fait Renan, à la fin de sa vie un écrit de jeunesse, dans l'espoir qu'après sa mort, »une élite d'esprits éclairés s'y plairait et que de là peut-être viendrait pour lui un de ces rappels à l'attention du monde dont les pauvres morts ont besoin dans la concurrence inégale que leur font les vivants»; je cite ce qu'écrivait Renan dans la préface de l'*Avenir de la Science.* Cette préface dépare le livre qu'elle annonce, et nous aimons mieux l'auteur jeune et le livre lui-même.

Ce désintéressement faisait qu'il ne tenait nullement à ses idées pour la raison qu'elles étaient siennes; s'il continuait à les défendre, c'est qu'il les croyait vraies. Il aimait à entrer dans les pensées des autres; pour lui, il n'y avait qu'une seule chose qui compte, la vérité, et vous vous rappelez peut-être que c'était le point de départ que j'avais choisi pour cette leçon. A une des rares occasions où il a parlé de sa propre œuvre, dans une préface au XXI[e] volume de la *Romania*, c'était pour la placer dans le cadre des études romanes des années 1872—1892: »Nous avons voulu que notre pays — ce sont ses paroles — devînt un centre d'étude et de production pour la philologie romane en général; . . . si nous y sommes parvenus en quelque mesure, nous en savons gré à nos collaborateurs dévoués.» Cela n'est pas une formule de politesse. On dira qu'il est relativement facile pour les grands de faire preuve de générosité envers les humbles; leur supériorité intellectuelle, reconnue de tous, les met à l'abri d'une jalousie mesquine; et pourtant, il n'est pas rare de rencontrer des érudits très savants qui ne voient dans la science qu'un moyen de se faire connaître et louer.

La réserve qu'il a observée au sujet de lui-même fait qu'il est difficile de connaître sa vie intérieure. C'est peut-être dans la préface qu'il a écrite pour les deux volumes de Thurot sur la prononciation française au XVI[e] siècle, qu'il est possible de surprendre quelques légères indications sur ses convictions religieuses. Il y parle des conceptions plus scientifiques, ou

prétendues telles, que métaphysiques, qui depuis 1880 ont remplacé pour beaucoup la philosophie, plutôt qu'elles n'ont inauguré une philosophie moderne; il croit que Thurot »n'était pas bien éloigné de cette philosophie qui consiste à ne pas trop philosopher et qui renonce à expliquer l'univers», mais il écrit aussi cette phrase: »Une telle conviction produit parfois le positivisme, qui, quand il est tout à fait sincère, est nécessairement borné», et il ajoute entre parenthèses qu'il est rare que le positivisme soit tout à fait sincère, »n'étant le plus souvent qu'un euphémisme de parole ou de pensée».

Ces paroles suggèrent-elles que ses pensées à lui allaient parfois au delà des faits que nous pouvons saisir avec notre intelligence? Ce que nous savons, c'est que, tel que nous l'avons connu, cachant sous un abord quelque peu distant et hautain une très réelle bonté d'âme, il restera pour ceux qui ont été ses disciples, l'idéal du maître et du savant, et je termine par cette constatation: que sa critique allait de préférence à ce qui, dans le travail dont il rendait compte, était digne d'éloge.

J.-J. Salverda de Grave

Das Scherzgedicht des Peire Duran (Gr. 339,3)

Von Peires Leben wissen wir nichts. Sein Name ist nur der Hschr. *R* bekannt. Diese schreibt ihm ausser dem hier zu behandelnden Gedicht vier weitere zu. Zwei davon, Kanzonen, sind, ebenso wie unser Gedicht, nur in *R* erhalten, und da kein Umstand dagegen spricht, müssen sie bis auf weiteres unter seinem Namen gehen. So finden sie sich denn auch bei Pillet-Carstens, wie schon vorher bei Bartsch, unter Nr. 339 vereinigt.

Von den beiden anderen Gedichten, die das ms. *R* unter Peires Namen bringt, ist das eine ein Sirventes des Uc de Mataplana (Gr. 454, 1), bei dem die Autorschaft Peires nach

der Aussage der anderen Handschriften und dem Wortlaut des Gedichtes ausgeschlossen ist. Das zweite ist eine fingierte Tenzone, die auch im ms. *C* überliefert und von diesem dem Guillem de Saint-Leidier zugeschrieben wird (Gr. 234, 8). Pillet-Carstens bemerken mit Recht, dass die Attribution des Gedichtes zweifelhaft ist.[1] Immerhin scheint mir die grössere Wahrscheinlichkeit auf seiten der Verfasserschaft Guillems zu liegen. Denn *R* — und dieses allein — kannte das uns hier beschäftigende Gedicht Gr. 339, 3, das in seiner Art eine gewisse Ähnlichkeit mit der fingierten Tenzone Guillems hat und den Schreiber von *R*, der ja beide Gedichte kannte, dazu veranlassen konnte, auch das dem Guillem gehörige Gedicht Peire Duran zuzuschreiben. Nun ist freilich unter Guillems Namen im ms. Cámpori ein ebenfalls recht derbes Lied (Gr. 234, 17), eine parodistische Kanzone, überliefert, und man könnte unter Anwendung des gleichen Arguments behaupten, die Existenz dieses Liedes habe den Attributionsirrtum im ms. *C* hervorgerufen und Guillem ein Lied zuschreiben lassen, das eigentlich dem Peire gehörte. Aber hier liegt doch die Sache insofern anders, als der Schreiber von *C* diese parodistische Kanzone des Guillem nicht kannte und diese deshalb für ihn nicht zum Anlass einer falschen Attribution werden konnte, während *R*, wie wir sahen, durch seine Kenntnis von Peires Scherzgedicht Gr. 339, 3 wohl dazu verleitet werden mochte, ihm die ebenfalls scherzhafte fingierte Tenzone des Guillem (Gr. 234, 8) zuzuschreiben. Zudem ist die stoffliche und formale Verwandtschaft zwischen der parodistischen Kanzone Guillems und seiner fingierten Tenzone nicht so ausgeprägt, dass sie als Quelle einer falschen Attribuierung der Tenzone durch *C* hätte in Betracht kommen können. Dagegen teilt die fingierte Tenzone Guillems zum mindesten den äusseren Aufbau mit Peires Scherzgedicht, und so spricht auch dieser Umstand dafür,

[1] Vgl. meinen Aufsatz *Abseits vom hohen Minnesang*, in den *Studi medievali*, *n. s.* IX, 122—149, der Guillems Lied Gr. 234, 17 zum Ausgangspunkt hat.

in der Attribuierung von Gr. 234, 8 bei derjenigen Handschrift einen Irrtum anzunehmen, bei der ein solcher Irrtum am erklärlichsten erscheint, also bei *R*.

Diese Ähnlichkeit im Aufbau der fingierten Tenzone Guillems (Gr. 234, 8) und unseres Scherzgedichts (Gr. 339, 3) liegt darin, dass auch das letztere die dramatische Form der von Strophe zu Strophe wechselnden Rede aufweist, ja in noch reinerer Art als das Gedicht Guillems, da bei letzterem das Dramatisch-Tenzonenhafte erst nach einer erzählenden Einleitung beginnt. Eine solche Einleitung fehlt unserem Gedicht. Es besteht aus reiner Wechselrede, wenn auch fingierter, und es ist deshalb nicht treffend, es als »Sirventes gegen seine frühere Geliebte» zu bezeichnen, wie Pillet-Carstens es tun.[1] Diese Bezeichnung ist auch inhaltlich nicht richtig oder zum mindesten unvollständig. Denn das Gedicht gehört zwar mit zwei seiner Strophen in die Reihe derjenigen Lieder, die eine frühere oder die augenblickliche Geliebte schmähen (vgl. meinen oben erwähnten Aufsatz), aber die beiden anderen, die Antwortstrophen, versetzen dem schmähenden Manne seinen gehörigen Teil.

So muss denn unser Gedicht als fingierte Tenzone gelten. Aber auch in ihm ist das Tenzonenmässige nicht rein durchgeführt. Zwar wechselt der Sprecher von Strophe zu Strophe; aber die tenzonierenden Personen reden sich nicht gegenseitig an, sondern jede spricht von der anderen in der 3. Person. Die Vorführung des Gedichts konnte trotzdem mit verteilten Rollen durch zwei Personen erfolgen, indem sich jede von diesen direkt an die Zuhörerschaft wendete. Ähnlich muss ja auch mancher Sirventes- oder Koblenwechsel vorgetragen worden sein. So schmähten sich etwa Peire Bremon Ricas Novas (Gr. 330, 20) und Gui de Cavaillo (Gr. 192, 1) ebenfalls in der 3. Person, und der Anfang der Antwort Guis: *Ben avetz auzit*

---

[1] Die *Histoire litt. de la France* 17, 469 nennt es *sirvente à deux personnages* und bringt damit wenigstens den Streitcharakter des Gedichts zum Ausdruck.

q'en Ricas Novas ditz de mi zeigt deutlich, dass er sich an eine Zuhörerschaft wendet. In den sechs Sirventesen, die derselbe Peire Bremon mit Sordel wechselte, werden die Invektiven in manchen direkt an den Geschmähten gerichtet, in anderen dem Publikum in der 3. Person vorgeführt.

Denkt man sich unser Gedicht wirklich dramatisch, vielleicht gar noch mit entsprechender Ausstaffierung der beiden Partner dargestellt, so wird es seine komische Wirkung auf die Zuhörerschaft gewiss nicht verfehlt haben. Im übrigen beruht diese Wirkung nicht nur auf dem derben Inhalt, sondern auch die Art der Darbietung ist geschickt und verdient Anerkennung. Zunächst ist auf die sorgfältig und wirkungsvoll durchgeführte Parallelität der beiden Fragestrophen (I und III) hinzuweisen. Während die erste Strophe in mehr negativer Art nach den vergangenen edlen und schönen Eigenschaften fragt, die fast alles umfassen, was man sonst an einer »Dame» zu rühmen pflegte, forscht die zweite in positiver Weise nach der Herkunft der jetzt an der »Geliebten» bemerkbaren Hässlichkeiten. Dabei ist die sechsmalige Wiederholung des fragenden Verbs — *es devengutz*, bzw. *esdeve*[*nc*] in Str. I, *a trobat*, bzw. *trobet* in Str. II — von eindringlicher Wirkung. Diese Parallelität beider Strophen geht ausserordentlich weit; denn die betreffenden Verben setzen stets mit der dritten Silbe des Verses ein und erscheinen in genau den gleichen Versen jeder Strophe (v. 2, 4, 5—8). Selbst der Wechsel zwischen Perfekt und Präteritum ist fast gleichlaufend durchgeführt, nur dass Str. I in v. 2 und 4 das Perfekt, in allen übrigen Versen dagegen das Präteritum aufweist, während Str. III das Perfekt nur einmal hat (v. 2). Die Antworten sind mit ihrer Idee, dem »Liebhaber» alle Schuld in die Schuhe zu schieben, recht eigenartig. Hier scheint mir die zweite Antwortstrophe (Str. IV) besser gelungen als die erste (Str. II). Während man bei dieser nur allgemeine Beziehungen herstellen kann zwischen dem unritterlichen Verhalten des »Liebhabers» und dem Verlust aller der höfischen Eigenschaften, die eine »Dame» begehrenswert machen konnten, geht die zweite Antwortstrophe (Str. IV)

Punkt für Punkt auf die Fragen nach der Herkunft des jetzigen Zustandes der »Dame« ein, indem sie die einzelnen Gelegenheiten aufzählt, bei denen alle jene Hässlichkeiten erworben wurden. Gerade die Schlagfertigkeit dieser Strophe, deren Anspielungen wir in ihrer Komik und Drastik heute im Einzelnen wohl nicht mehr voll erfassen können, gab dem ganzen Gedicht einen wirkungsvollen Abschluss, so dass dem oder den Vortragenden der lachende Beifall der Zuhörer gewiss war.

Zu dieser sachlichen und ausdrucksmässigen Wirkung kommt noch eine weitere hinzu: die der metrischen Form. An sich zeigt sie nichts Besonderes. Die vier auf gleichen Reimen laufenden Strophen bestehen aus Zehnsilbern, die alle eine Zäsur von grösster Korrektheit und nicht ein einziges Enjambement aufweisen. Die acht Verse jeder Strophe zeigen die Anordnung *a b b a c' c' d d.* Das Schema ist also von grösster Einfachheit und hätte nichts Bemerkenswertes an sich, wenn es nicht, wie die Gleichheit der Reime erweist, eine Kanzone des Peire Vidal (Gr. 364, 50; ed. Anglade XII) nachahmte. Diese ist ein schönes Liebeslied, wie dieser eigenwillige und ekzentrische Dichter deren nicht viele geschaffen hat. In der formal-melodischen Nachahmung dieses Liedes liegt für die Einschätzung unseres Gedichts durch die Zeitgenossen ein weiteres positives Element, auf das kürzlich Vossler in seiner Schrift *Die Dichtung der Trobadors und ihre europäische Wirkung* in den *Rom. Forsch.* 51, 253 ff. hingewiesen hat (S. 266). Er zeigt, wie der eingeweihte zeitgenössische Kunstkenner bei dem »Wechselspiel der äusseren Anklänge und inneren Gegensätze«, das sich zwischen der Kanzone und dem nachgeahmten Gedicht ergab, »einen höchst lebendigen Geschmack an musikalischen und literarischen Erinnerungen und melo-ironischen Beziehungen« empfand, und es ist gewiss richtig, dass »wir uns die Aufmerksamkeit des damaligen Publikums und seinen geschulten Sinn für verborgene Zusammenhänge der sekundären mit den primären Kunstgebilden kaum wachsam genug vorstellen« können. So hat gewiss auch bei unserem Liede der Gegensatz zwischen dem echten Liebeslied Peire Vidals, das den Hörern

bekannt war, und der sowohl formal-musikalischen als auch inhaltlichen Parodie Peire Durans seine Wirkung auf die künstlerischen Feinschmecker nicht verfehlt und ihnen den schon durch Inhalt, Stil und Darbietung bereiteten Genuss nicht unwesentlich erhöht.

Die Tatsache, dass unser Gedicht Peire Vidals Kanzone formal nachahmt, könnte, da sonst jeder Anhalt für eine Datierung, auch der Kanzonen Peire Durans, fehlt, zu einer zeitlichen Einordnung unseres Dichters dienen, wenn Peire Vidals Lied irgendwie zu fixieren wäre. Aber auch dieses ist völlig zeitlos gehalten. So können wir kaum mehr sagen, als dass Peire Duran vermutlich dem 13. Jh. angehörte. Hierher verweisen ihn auch die sprachlichen, durch Reim erhärteten Freiheiten, die er sich nimmt. Wir stellen in dieser Hinsicht fest: a) Kanzone Gr. 339, 1: v. 9 *ensen* (= *ensenh*?); v. 26 *leupart* (statt *leupartz*); v. 27 *autre* mit dem Ton auf der letzten Silbe (im Reim mit *ancse*, *cre* usw.) — b) Kanzone Gr. 339, 2: v. 20 *re* (statt *res*). — c) Scherzgedicht Gr. 339, 3):[1] v. 4 *aculhimen* (statt *aculhimens*); v. 12 *reten* (für *retenc*), wohl auch *esdeve*[*n*] für *esdevenc* (v. 5–8); v. 17 vielleicht *te* (für *ten* mit festem *n*); v. 19 *guari* mit falscher Betonung[2] (im Reim mit *ri*, *atressi*).

Die geringe Zahl der von Peire Duran erhaltenen Gedichte erlaubt kaum ein Urteil über seine Kunst. Die beiden Kanzonen zeigen hier und da einen Eigenzug, ragen aber aus der Masse der provenzalischen Kanzonen nicht sonderlich heraus. Das Scherzgedicht dagegen zeigt Witz und stilistische Feinheit. So kann man das Urteil, das die *Hist. litt. de la France* 17, 469 über den Dichter fällt: *Ce poète n' a pas beaucoup de verve, mais il ne manque pas de finesse* in seinem ersten Teil nicht ganz billigen, im zweiten dagegen wohl unterschreiben.

---

[1] Vgl. dazu die Anmerkungen zu den betr. Versen.

[2] Der Umstand, dass sowohl die Kanzone Gr. 339, 1 als auch unser Gedicht je ein Wort mit der unbetonten Silbe in den Reim stellen, spricht dafür, dass beide Lieder von demselben Verfasser stammen und vom ms. *R* richtig attribuiert worden sind.

Vielleicht war er ein Jongleur, der nach dem Vorbild der fremden Lieder, die er vorzutragen hatte, auch einige eigene Kanzonen hervorbrachte und in dem gauklerhaft ausgelassenen Scherzgedicht einmal eine ausgleichende Entladung für die hohe Minnekunst, der er sonst zu dienen hatte, suchte und fand. Für die beiden Seiten seiner Kunst hatte Peire Duran in dem fürstlichen Ahnherrn der Trobadordichtung ein erlauchtes Vorbild.

Text

ms. R; Mahn, *Gedichte* 1075.

I

Midons, qui fuy, deman del sieu cors gent
qu'es devengutz, e deman l'atressi
son jen parlar, e — no·l pes si lo·l di! —
qu'es devengutz son bel aculhimen
ni qu'esdeven son pretz ni sa coindansa
ni qu'esdeven son jent anar en dansa
ni qu'esdeven sa graissa qu'ie·l vi be
ni qu'esdeven son gen cors, pus no·m ve.

II

E! ja·l m'an tout siei malvat garnimen,
armas e draps e cavals e rossi,
e·l sieu flac cors c'anc non si desnoiri
ni cavalguet ni garni ni reten:
aco m'a tout lo sen e la membransa
e·l gen parlar e·l bordir e l'enfansa,
e·l sieu mal grat e·ls mals aibs c'a en se
m'a tout mon grais ab son malvat ale.

---

1. demans. — 5, 6, 7, 8. quesdeve. — 11. non si] nōz.

III

Mais li deman de son lach cors que te
on l'a trobat ni·l rechinhar, can ri,
ni·ls huelhs ronsar ni la gard' a guari
ni on trobet tans aibs dezavinens
ni on trobet sel pieitz ab grossa pansa
ni on trobet aitan de malestansa
ni on trobet lo lach cuer c'o*m* li ve
ni on trobet aitans enuetz can te.

IV

E! ja·l trobey ab un torneiamen,
on richinhey, can mos amicx fugi,
e·ls huolhs ronsiei denan l'ueis del moli,
que·l vi triar la farina del bren,
e engruysiei de dol e de pezansa,
que·l vi cazer son escut e sa lansa,
e·l cuer ai ner, car se toquet ab me:
totz los mals aibs ai de lui, per ma fe!

Übersetzung

I. Meine Herrin, deren eigen ich einst war, frage ich, was aus ihrem anmutigen Körper geworden ist, und ich frage sie ebenfalls nach ihrer anmutigen Sprechweise und — mag es sie nicht kränken, wenn ich es ihr sage! — was aus ihrer schönen Liebenswürdigkeit geworden ist und was aus ihrem Ansehen und ihren feinen Umgangsformen wurde und was aus ihren anmutigen Tanzschritten und was aus den rundlichen Formen, die ich (einst) an ihr sah, und was aus ihrem anmutigen Körper, seitdem sie nicht (mehr) zu mir kommt.

II. Ach, fürwahr! ihn haben mir seine schlechten Ausstattungen genommen, Waffen und Stoffe und Pferde und Rosse,

23. c'om] cōz.

und sein schlaffer Körper, der nimmer magerer wurde noch ritt noch (andere) ausstattete oder in Dienste nahm: das hat mir Sinn und Verstand geraubt und die anmutige Sprechweise und das Tanzen und die Jugend, und sein abstossendes Wesen und die schlechten Eigenschaften, die er an sich hat, haben mir zusammen mit seinem üblen Atem meine rundlichen Formen genommen.

III. Weiterhin frage ich sie in bezug auf den hässlichen Körper, den sie hat, wo sie ihn sich geholt hat, und das mürrische Aussehen, wenn sie lacht, und das Augenzusammenkneifen und den Mäuseblick, und wo sie so viele widerwärtige Eigenschaften herbekam und wo sie eine solche Brust zusammen mit dem dicken Leib und wo sie so viel Unschicklichkeit herbekam und wo die üble Gesinnung, die man an ihr wahrnimmt, und wo so viele Verdriesslichkeiten, wie sie sie an sich hat.

IV. Ach, fürwahr! den bekam ich bei einem Turnier, wo ich mürrisch wurde, als mein Freund floh, und die Augen kniff ich zusammen vor dem Eingang zur Mühle, wo ich ihn das Mehl von der Kleie sondern sah, und ich schwoll vor Schmerz und Kummer, wie ich ihn sein Schwert und seine Lanze wegwerfen sah, und ein schändliches Herz habe ich, weil er mit mir in Berührung kam: alle schlechten Eigenschaften habe ich von ihm, meiner Treu!

Anmerkungen

v. 1. Das von Paul Meyer am Ende seiner *Derniers Troubadours de Provence* gebotene Verzeichnis der Liedanfänge des ms. *R* bestätigt die Richtigkeit des von Mahn gebotenen Textes dieses ersten Verses. Pillet-Carstens haben zwar die schon von Mahn vorgeschlagene Änderung von *demans* in *deman* mit Recht angenommen, hätten aber nicht *cui* für *qui* (*fuy*) schreiben sollen. Denn wenn hier wirklich, wie ich glaube und wie auch Pillet-Carstens nach ihrer Bemerkung »Sirventes gegen seine frühere Geliebte» anzunehmen scheinen,

die Wendung *eser a* »gehören« vorliegt, so steht *qui* für *cui* (= *a cui*), wie das auch sonst vorkommt. Vgl. Schultz-Gora, *Prov. St.* S. 62 zu 14, 2 und: *Amic Sordel, can Gazar*[1] *e Frances Seran amic, adonc vos trobares Lei q u i cerchas tot lo mon e reon*, Joan d'Alb. Gr. 265, 3 (Kolsen, *ZfromPh.* 58, 99) III, 3; *.LX. milia son en lurs pabalhons De gent armada, q u i Dieus confonda totz*, Ronsasvals v. 658 (Roques, *Rom.* 58, 24); *E parec ben al cavalier Q u i·us aucis l'autre iorn denan*, Jaufre 6421.

v. 3. *lo·l.* Über neutrales *lo* in Verbindung mit dem Dativ (*li*) s. Schultz-Gora, *ZfromPhil* 58, 73 und 78 f. — Die Form *di*, die als 3. Person nicht selten vorkommt, ist als 1. Person bemerkenswert. Vielleicht liegt hier eine lautliche Erscheinung vor (vgl. unten zu *reten* v. 12).

v. 4 *aculhimen.* Durch Reim erwiesener Flexionsfehler.

v. 5. *ni qu'esdeven.* Die Hschr. hat hier und in den drei folgenden Versen *esdeve.* Das Präsens ist aber nach dem Zusammenhang ausgeschlossen, wie denn auch für die vergangenheitsbezogenen Fragen des Gedichts stets die entsprechenden Zeiten gebraucht werden, das einfache Perfekt (vgl. die wiederholten *trobet* in Str. III, ferner Str. IV) oder das zusammengesetzte (vgl. *m'an tout* v. 9, *m'a tout* v. 13, v. 16 usw.). Ich nehme deshalb an, dass von irgendeinem Schreiber ein ursprünglich über dem letzten *e* von *esdeve* stehender Strich vergessen oder ein ursprünglich vorhandenes *esdeven* als Präsens (= *esdeve*) aufgefasst worden ist, während es doch Perfekt (= *esdevenc*) sein muss. Hierfür verweise ich auf die Anmerkung zu *reten* (v. 12).

v. 5. *sa coindansa.* Auch hier erhebt sich, wie so oft, die Frage, ob nicht *s'acoindansa* zu lesen ist. Nach Jeanroy, *Uc de San Circ* S. 189 zu IX, 15 gäbe es kein Wort *coindansa.* Doch ist dessen Existenz erwiesen; vgl. Levy *Arch.* 138, 267

[1] Kolsen verbessert in *Guasco.* Das handschriftliche *Gazar* ist aber zu belassen. Die *Gazar* sind nach Schultz-Gora, *Arch.* 161, 201 die Katharer (Adynaton!). Im übrigen hat Kolsen, ebenso wie Pillet-Carstens, übersehen, dass sich Lang, *Rom. Rev.* VII, 177 ff. eingehend mit dem Gedicht befasst hat.

zu 3, 17 und Schultz-Gora, *Prov. St.* S. 59 Anm. 1. So mag denn auch hier die vom ms. vorgenommene Abtrennung bestehen bleiben.

v. 7. *graissa.* Das Wort bezeichnet hier eine Eigenschaft des schönen Frauenkörpers. In ähnlich lobendem Sinn findet sich auch das Adjektiv *gras*, bzw. *graset*: . . . (*lo*) *sieu cors blanc, g r a s e chauzit e le*, Guill. Ad. Gr. 202, 9 (Raynouard, *Choix* III, 196) VI, 7; *Que·l cors a g r a s, delgat e gen*, Jaufre Rudel Gr. 262, 6 (Jeanroy S. 1) II, 5; *Lo cors es g r a s e delgatz, La car'ab plazen faisso* . . . Granet Gr. 189, 3 (Appel, *Ined.* 112) IV, 1; *Si·l seus cors delgatz e g r a s M'es de pres*, Gir. Born. Gr. 242, 10 (Kolsen Nr. 3) VI, 3 (vgl. Glossar); *Molt estaria volontiers Lonc lo seu cors dolgat e g r a s*, Bern. Marti Gr. 63, 7 a (Hoepffner Nr. VIII) IV, 2; *Dieus! qui la ve com el'es fresca ni g r a s s a, sembla rosa novella de pascor*, Alb. Sest. Gr. 16, 13 (Appel, *Bern. Vent.* S. 291) VI, 5 (ebenso an der entsprechenden Stelle der Kontrafaktur des Aimeric de Belenoi, ed. Dumitrescu S. 126); *Que·l sieu bel cors grail' e sotil, blanc e g r a s, soau, gen e dos* . . ., El. Cairel Gr. 133, 6 (Jaeschke S. 127) III, 2; *Mas donzel' am, quan m'es certana, Qan la trop g r a s s e t a ni plana*, Alberjat-Gaudi Gr. 12 b, 1 (Kolsen, *Trob. Ged.* S. 1, mit etwas anderer Textgestaltung) III, 6.

v. 8. *pus no·m ve.* Die Worte könnten auch bedeuten: »seitdem er (= ihr Körper, d. h. sie) mich nicht (mehr) sieht, besucht»; vielleicht könnte man dem Verb *vezer* hier auch den Sinn von »(bei sich) sehen, empfangen» beilegen (vgl. nfz. *voir* im Sinne von *recevoir* in Wendungen wie: *voir beaucoup de monde, il ne verra que ses amis*).

v. 9. Das den Vers einleitende *E* halte ich für eine Interjektion. Als solche fehlt das Wort in den provenzalischen Wörterbüchern. Es erscheint in gleicher Verwendung im Afz.; vgl. Tobler-Lommatzsch III, 5, 19 ff. In einer grossen Zahl der hier gebotenen Beispiele findet es sich vor *Dieus*. Dasselbe stelle ich an mehreren Stellen des *Jaufre* fest: v. 1109, 1323, 1652, 1816, 2524, 3739, 7441 (vgl. Breuers Glossar, auch in

anderen Verbindungen). Besonders aufschlussreich ist v. 7441: *E Dieus, e con o puesc anc dir?*, wo das zweite *e* = *et* ist und die direkte Frage einleitet (s. Appel, *Chrest.*[6], Glossar), das erste diese Funktion also nicht ausübt und kaum etwas anderes sein kann als eine Interjektion. Für deren Existenz im Altprov. spricht auch folgendes Beispiel aus Giraut de Bornelh Gr. 242, 17 (Kolsen Nr. 30) VII, 5, wo ich in Übereinstimmung mit Appel, *Behrens-Festschrift* S. 181 lese: *E de me! que vau pensan Tan qu'en magrezisc e sec Volven de tort en travers Plus abruzitz d'un convers!* Denn ein solches *de* findet sich nur nach Ausrufen. Hierfür bieten wieder Tobler-Lommatzsch II, 1214, 33 ff. zahlreiche Beispiele (vgl. auch Barth, *ZffSuL* 52, 306). So heisst es auch im *Jaufre* 3834: »*E Dieus*», *dis el*, »*d'aquesta gentz!*» und ganz ähnlich mit *Ai* für *E* v. 6368: »*Ai Dieus*», *dis lo rei*, »*sancs Sperit, De Jaufre . . .!*» Es ist deshalb nur zu billigen, wenn Hoepffner in der *Fides* v. 344: *E! tal jovent, tan leu delid Sens tot forsfait q'aiam audid!* (s. Anm. dazu) die Interjektion *E* erkennt, die übrigens auch Schultz-Gora für Raïmbaut d'Aurenca ansetzt (*ZfromPhil.* 53, 531 Anm. 1).

v. 9. *ja·l m'an tout.* Es ist kaum zu entscheiden, ob sich das *·l* = *lo* als Neutrum (s. o. zu v. 3) zusammenfassend auf alle die in Str. I genannten schönen Eigenschaften oder nur auf den Begriff *cors gent* (v. 1) bezieht, der ja alle jene Eigenschaften einschliesst.

v. 11. *non si desnoiri.* Da das handschriftliche *nōz* einsilbig ist (vgl. *cōz* = *com* = *c'om* v. 23), so musste die fehlende Silbe ergänzt werden. — *desnoiri.* Das Verbum *desnoirir* ist von Levy weder im *Suppl. Wb.* noch im *Pet. Dict.* verzeichnet. Dagegen steht es bei Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 352 b und wird mit dem unserigen als dem einzigen Beispiel belegt. Raynouard liest *no·m desnoiri*, hat also einen um eine Silbe zu kurzen Vers und übersetzt: *Et la sienne flasque personne qui oncques ne me reput, ni fournit cheval, ni équipa, ni retint.* Aber wie soll *desnoirir* zum Sinne von *repaître* kommen? Merkwürdigerweise übersetzt auch Godefroy II, 615 b in dem einzigen Bei-

spiel, das er für *desnorrir* hat, das Wort mit *nourrir*. Die richtige Deutung dieses Beispiels findet sich bei Tobler-Lommatzsch II, 1660, 13: »j. mager machen, entblössen.»

v. 12. *ni garni ni reten.* Diese beiden an sich transitiven Verben sind hier objektlos gebraucht und besagen, dass der Geschmähte keinerlei (ritterlichen) Aufwand treibt. Dass diese Verwendungsart transitiver Verben bei den Trobadors ziemlich oft begegnet, ist bei dem stark abstrahierenden, gedanklichen Charakter ihrer Kunst nicht überraschend. Sie erfasst insbesondere die Infinitive und Gerundia, in denen sich ja der absolute Verbalinhalt wie in einem abstrakten Substantiv am reinsten darstellt (vgl. etwa die bei Cnyrim, *Sprichwörter usw.* unter Nr. 177, 178, 181, 182, 183 über das Schenken zusammengestellten Fälle), und diejenigen Verben, die in irgendeiner Beziehung zu dem Verhalten des Liebhabers und Ritters stehen, wie *servir, donar, penre, baizar* u. a., besonders natürlich das Verbum *amar* selbst: *No·m fatz mas gabar e rire, Domna, can eu re·us deman; E si vos a m a s s e t z tan, alres vos n'avengr' a dire,* B. Vent. Gr. 70, 4 (Appel S. 20) VIII, 3; *C'anc no vitz nulh aman, Melhs a m e s ses enjan,* derselbe Gr. 70, 28 (Appel S. 164) III, 6; *E·l savis dis que cel qui be volria Esser amatz, a m e s be ses bauzia,* P. Card. Gr. 335, 4 (Raynouard, *Choix* IV, 254) V, 6; *E soi sert que cascus si cre, Car ben a m a, que si' amatz,* Bertr. Carb. Gr. 82, 46 (Jeanroy, *Ann. Midi* 25, 168) v. 4; *Que non a m a qui non o fai parven,* Gir. Born. Gr. 242, 13 (Kolsen Nr. 1) V, 9 (Kolsen verzeichnet im Glossar noch 6, 31; 9, 74; 31, 32 und 34). Verben des Schenkens und ihr Gegenteil: *Quar miels gazanh' e plus gen Qui d o n a qu' aicel qui p r e n,* Folq. Mars. Gr. 155, 10 (Stroński Nr. XIII) V, 3; *E pois tan m'a enriquit, No sia qui d o n a qui t o l,* Bern. Vent. Gr. 70, 27 (Appel S. 155) VII, 9; *Amors que·m d o n' e m' e s t r a y* G. Sal. (?) Gr. 249, 5 (Strempel S. 70) I, 2. Aber natürlich auch andere Verben: *Per que fai mal qui non s e r e non d o n a E non p r e s t a, si com razos faissona,* Bertr. Carb. Gr. 82, 94 (Jeanroy, *Ann. Midi* 25, 148) v. 11—2; *Qu' eu sui aquel c' am melhs e mais E no m a n e i ni t e n h ni b a i s,* Gir. Born.

Gr. 242, 48 (Kolsen Nr. 6) V, 8; *C' us a prezen Que b a i s ni m a n e i No sec tornei ni no crida s'ensenha*, derselbe Gr. 242, 40 (Kolsen Nr. 47) IV, 6; *Que, can eu·m cut alhors virar on c o n q u e z e s, E·m ditz ma bona fes . . .*, derselbe Gr. 242, 40 (Kolsen Nr. 47) II, 13; *C'ab sen s o a n a e p r e n E jutja tan leialmen Que . . .*, Aim. Bel. Gr. 9, 18 (Dumitrescu S. 99) V, 9; *Cum selh que c a s s' e no p r e n . . .*, G. Sal. (?) Gr. 249, 5 (Strempel S. 70) I, 2.

v. 12. *reten.* Aus *cavalguet* und *garni* geht hervor, dass es sich auch bei *reten* um ein Perfekt handelt, dieses also für *retenc* stehen muss. So übersetzt denn auch Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 352, wo er unter *desnoirir* unsere Stelle zitiert (s. o. zu v. 11), das Wort mit *retint.* Es handelt sich hier um das Verstummen eines auslautenden Verschlusslautes. Ronjat, *Grammaire istor.* II (1932) § 372 spricht von diesem Verstummen und erwähnt dabei auch die Endung *-enc*, freilich die auf *-incus* beruhende. Zwar setzt er es verhältnismässig spät an; es hat aber gewiss schon im altprov. Zeitraum begonnen. So finden sich in dem Evangelium von der Kindheit Jesu (ed. Rossi) folgende Reime: *venc-mantenent* (v. 47/8), *sanc-effant* (v. 202/3), *s'endevent* (umgekehrte Schreibung für *endevenc!*) *-estament* (v. 224/5; 832/3), *venc-istament* (v. 890/1), *anet s'en-venc* (v. 1280/1). Zwar scheint der Dichter des Kindheitsevangeliums sich wiederholt mit Assonanzen zu begnügen; aber eine grosse Anzahl dieser Assonanzen (wie sie Kressner, *Arch.* 58, 310 aufführt, ohne übrigens die hier genannten Fälle zu erwähnen) würde bei Annahme des Verstummens der Endkonsonanten eher als wirkliche Reime aufzufassen sein, so etwa: *respondet: Josep, Jesus: conogut, sautet: Josep, draps: apparelhatz, draps: escarlas, respondet: prec* usw. Dieses Verstummen wird bestätigt durch die oben vermerkte umgekehrte Schreibung *endevent* für *endevenc* (v. 832/3), die sich auch noch einmal im Innern des Verses findet: *lo bo mati tent sa carreira*, ein Fall, den auch Mahn in seiner Grammatik anführt. Auch bei dem *esten*, 1. Präs. von *estener*, das Appel in seinen *Inedita* S. XX unter die von der Regelform abweichenden Verbalflexio-

nen setzt, handelt es sich wohl um die gleiche lautliche Erscheinung, das Verstummen eines auslautenden *c* — die 1. Präs. von *tener* lautet ebenso gern *tenc* wie *tenh* — nach *n* wie in den oben zusammengestellten starken Perfekten auf *-enc*. Die Annahme, dass es sich bei dem uns hier beschäftigenden *reten* für *retenc* um die gleiche Erscheinung handelt, hat mich veranlasst, in v. 5—8 *esdeven* (= *esdevenc*) für *esdeve* in den Text zu setzen. Vielleicht ist auch *di* für *dic* (v. 3) hier anzureihen.

v. 14. *enfansa*. Das Wort kann hier nicht »Kindheit», sondern muss »Jugend» bedeuten. In diesem Sinne verzeichnen es die provenzalischen Wörterbücher nicht. Dagegen findet es sich so bei Godefroy III, 338, wo auch auf Epentitel wie *Enfances Ogier, Enfances Vivien* hingewiesen wird.

v. 15. *mal grat*. Wenn *grat* »Wohlgefallen» ist oder »etwas, was Gefallen erregt», so ist *mal grat* das Gegenteil. Daher die Übersetzung »abstossendes Wesen».

v. 16. *m'a tout*. Da mehrere Substantive, die noch dazu im Plural stehen, Subjekte zu *m'a* sind, so läge es nahe, dieses in *m'an* zu ändern. Aber trotzdem ist der Singular vielleicht das vom Verfasser Gewollte. Zunächst mag ihm noch das *aco m'a tout* von v. 13 vorgeschwebt haben. Sodann aber sind ihm vielleicht die *mal grat* und die *mal(s) aib(s)* so zu dem einen Begriff des »unangenehmen Wesens» verschmolzen, dass er den Singular gebraucht hat, wo wir den Plural erwarten würden. Auch sonst findet sich im Prov. der Singular des Verbums bei einer Mehrzahl von Subjekten, wenn diese zu irgend einer Begriffsgemeinschaft zusammengefasst werden. Eine solche Inkongruenz ist weniger überraschend, wenn das Prädikat den Subjekten vorausgeht: *Si no fos gens vilana e lauzengier savai* (Pl.!) . . ., Bern. Vent. Gr. 70, 37 (Appel S. 212) V, 1—2; *Atressi pot de mi far Ma bona domna et Amors*, Ric. Berb. Gr. 421, 1 (Anglade, *Rdlr.* 60, 256) I, 7 -8; *Ai! quantas bonas honors M'a tout temens' e paors*, ebenda II. 8—9; *Oste, mais val*[1] *chant e quil D'auzel d'ivern que d'abril*, Oste-Guillem

[1] Kolsen ändert unnötig *val* in *voil*.

Gr. 313, 1 (Kolsen, *Trob. Ged.* S. 44) VIII, 1; *E desegente, dol menant, V e n c Galvans e siei conpagnos* (Pl.!), Jaufre (ed. Breuer) v. 343; . . . *Del pomer . . . Cui c l a u la 'spina e·l cardon* (Pl.!) *E·ll albespin* (Pl.!) *in eviron*, Fides (ed. Hoepffner) v. 56; *Pos lo prims verchanz botona, De que n a i s lo fruitz e·l fuoill* (Pl.!), *E·l rossinhols s'abandona De chantar . . .*, P. Raim. Tol. Gr. 355, 12 (Cavaliere S. 68) I, 2; *Ben o pot far e tot s e r a grazitz Lo mals, l'afan*[*s*], *la pena e la dolor, sufren en pais, e semblara·m* [*doussor*], derselbe Gr. 355, 17 (a. a. O. S. 99) III, 1—3 [1]; *Per que·l s o f r a n h jois e jauzirs, E·m f a l h amors e sos poders*, Gir. Born. Gr. 242, 8 (Kolsen Nr. 6) IV, 3—4; *E f a·m chassar sobrenardirs E fol iars e nodevers So que no tanh a ma valor*, a. a. O. V, 3—5; . . . *m'en nais orguoills e·m creis humilitatz; mais si·ls t e n joios amors e jois amdos Que ren no·i p e r t mezura ni razos*, Arn. Mar. Gr. 30, 22 (Johnston S. 43) I, 7—8; *Dona·, l genser que sia, Per vos me c a s t i a Sens e voluntatz E no·m laisson* (2. Verb im Pl.!) *em patz*, derselbe Gr. 30, 20 (a. a. O. S. 78) II, 2. Mitunter gehen ein oder mehrere Subjekte dem Verbum voran, und ein weiteres folgt: *Com e r a jois grazitz E tuch li benestar* (Pl.!), Gir. Born. Gr. 242, 55 (Kolsen Nr. 65) II, 3—4; *Pero conoissensa E jois e prez vos a g e n z a e tuit benestar* (Pl.!), Jausb. Puic. Gr. 173, 12 (Shepard Nr. 38) I, 7. Aber auch wenn alle Subjekte vor dem Verb stehen, findet sich dieses im Singular. Dabei kann jedes der Subjekte im Singular oder aber ein oder mehrere Subjekte im Plural stehen. Die Subjekte stehen im Singular: *Moront miei huoill, et ieu e·l cors en m o r* [2], Uc. S. Circ Gr. 457, 16 (Jeanroy-Salverda de Grave Nr. 20) I, 4; *E domnei no vei*

[1] Ich gebe die Stelle in der Textgestalt Cavalieres. Appel, *Inedita* S. 218 liest *suffr' eu*, und das schlägt auch Kolsen, *Arch.* 168, 260 vor. Eine Änderung ist aber nicht nötig; vgl. hierzu meine Besprechung der Cavaliereschen Ausgabe, die in der *ZfromPh.* erscheinen soll.

[2] Allerdings könnte man hier *ieu* zu dem voraufgehenden *miei huoill* stellen, so dass nur noch *cors* Subjekt zu *mor* wäre. Aber die Zäsur spricht dagegen.

grazit, Si·lh domn' e·l drutz non e s fals, P. Vidal Gr. 364, 7 (Anglade S. 30) III, 4; *Can l'erba fresch' e·lh folha p a r . . .*, B. Vent. Gr. 70, 39 (Appel S. 220) I, 1; . . . *en Sobeirans d'Argenssa E ma dompna m'a fait de lai venir*, Gauc. Faid. Gr. 167, 54 (Kolsen, *Dichtungen* S. 188) VI, 6—7; *Mas can fis cors e bels semblanz s' a c o r d' en ioves benestanz . . .*, Bauzan-Dalfin Gr. 448, 1, II (Kolsen, Trob. Ged. S. 10) V, 1—2; . . . *ni lauzengiers cabals non crezatz mai, Que desfan so que dreitz e merces f a i*, Peirol Gr. 336, 7 (a. a. O. S. 49) V, 9; *Mas quan chai la plueg', e·l vens e·l freitz d e s t r e n h los boissos . . .*, Peirol-Senher Gr. 366, 30 (a. a. O. S. 50) III, 4; *Jois e Jovenz a·l s bals levatz Ab lur cosina na Proesa*, Flamenca v. 748; *Amors e mos cors n'a u r a clam*, a. a. O. v. 4600; *Que·il maltatz E·il folors e·il crueltatz Qui en vos s'e m p r e n, no·us l a i s s' aver chauzimen*, Jausb. Puic. Gr. 173, 7 (Shepard S. 22) V, 6, 7; . . . *Per tal on beltatz e joventz E fi*[*s*] *pretz e fina valors E s e cor*[*t*]*ezi' e honors*, Gauc. Faid. Gr. 167, 5 (Kolsen, *Arch. Rom.* XVII, 365) I, 8; *E na Biatritz Cui jois e pretz*[1] *e s guitz . . .*, Guill. Tor Gr. 236, 3 a (Blasi S. 35) VII, 2; *Lo dolz chan qu'au de la calandra . . . e la douzor Del temps novel e·l fin' odor De las flors me d o n a talent De chantar . . .*, Peire Raim. Tol. Gr. 355, 8 (Cavaliere S. 45) I, 4; *La fina vera valors Plus d'autra valensa E·l pretz e·l fresca colors Me p l a t z e m'a g e n s a*, ders. Gr. 355, 10 (a. a. O. S. 63) III, 4; *Car ditz que·l loncs espers E·l cudars m'a d u i r a sabers*, Gir Born. Gr. 242, 29 (Kolsen Nr. 22) I, 7—8. Von den dem Verbum vorangehenden Subjekten stehen eines oder mehrere im Plural: *Li siey belh huelh clar, amoros, rizen E la beutat*[*z*] *qu'en lieys sojorn'e nays, T e n si*[2] *mon cor qu'ieu no·m plor*, G. Faid. Gr. 167, 30 a (Kolsen, *ZfSuL.* 58, 61) II, 3; *Mas lo dolz ris e la faz' e·ill beil oil E sa faichos*

---

[1] Blasi ändert in *cui ioios pretz es guitz*, Kolsen, der frühere Herausgeber des Gedichts (*Dichtungen* S. 127), in *cui bos pretz es guitz*. Beides ist unnötig.

[2] Die von Kolsen in der Anm. S. 63 vorgeschlagene Änderung von *Ten si* in *Tenon* ist unnötig.

plaisenz de bel escoil E·l gai[*s*] *solaz e·l gen*[*s*] *parlar*[*s*][1] *no·l l a i s Mostrar qals es a cel qui sap chauzir*, P. Raim. Tol. Gr. 355, 6 (Cavaliere S. 30) II, 7; *La cortezi' e·l guayez' e·l solatz E l'entier pretz e·l richez' e·l bon laus e las honors e la fina beutatz De Midonz e s senhorius e cabaus*, Arn. Mar. (?) Gr. 30, 14 (Johnston S. 161) I, 1—4.

Zu den Beispielen der letzten Art gehört nun auch unsere Stelle. Sie unterscheidet sich von allen übrigen allerdings dadurch, dass hier keines der Subjekte mehr im Singular steht. Ich glaube aber nicht, dass dieser Umstand die Änderung von *m'a* in *m'an* notwendig macht. Zu der Erscheinung ist zu vergleichen Schultz-Gora, *ZfromPh.* 44, 358[2] und desselben Hinweise im 3. Band seiner Folque-Ausgabe S. 39 (zu v. 1052), S. 107 (zu v. 3273) und S. 255 (zu v. 9304—5).

v. 16. *grais*. Für dies Wort gilt das oben zu *graissa* (v. 7) Gesagte.

v. 17. *Mais*. Dem Wort kommt hier wohl die Bedeutung »weiterhin, fernerhin» zu; vgl. Levy, *Suppl. Wb.* V, 28 Nr. 3 »ausserdem, sonst» und *mais que* »ferner» (Schultz-Gora, *ZfromPh.* 53, 91). Von hier aus konnte der Sinn von *ma(i)s* leicht zu »und» verblassen (vgl. dazu Levy, *Suppl. Wb.* V, 30 Nr. 7 mit Beispielen aus nichtlyrischen Texten; Schultz-Gora, *Prov.St.* S. 87 zu v. 9 und *ZfromPhil.* 52, 459 zu v. 39).

v. 17. *te*. Ist diese vom ms. überlieferte Wortform die vom Dichter gewollte, so liegt hier *tener* im abgeschwächten Sinn von »haben» vor, der im Prov. nicht gerade sehr häufig ist (vgl. Levy, *Suppl. Wb.* VIII, 147 und Eva Seifert, *Bibl. dell' Arch. Rom.* II, 21 S. 66 und Anm. 1). Aber der Reim verlangt ein Wort mit festem *n*. Zwar kommen Reime von

---

[1] Vielleicht erübrigt es sich, *solaz* und *parlars* als Nom. Sg. zu frisieren; sie waren möglicherweise als Nom. Pl. gedacht. Dann wäre mit den Handschriften zu lesen: *gai . . . gen parlar.*

[2] Hier sieht Schultz-Gora in den Worten des Elias Cairel: *Freitz ni ven no·m pot destrenher* in *ven* trotz des Sg. *pot* einen Plural; er verweist dazu auf Elias de Barjols II, 44 und bietet zwei Beispiele aus Folque de Candie.

Wörtern, die auf festes *n* ausgehen, mit solchen auf bewegliches *n* vor (vgl. Stroński, *Elias Barjols* S. 100 zu v. 18[1]; Jaeschke, *Elias Cairel* S. 64 zu 12, 32[2]; Schultz-Gora, *ZfromPhil.* 53, 100 Anm. 2). Das ist aber verhältnismässig selten, und man wird einen so ungenauen Reim nicht ohne Not ansetzen. Es ist in der Tat wohl möglich, dass hier ein Fehler des Schreibers vorliegt und wir es in Wirklichkeit mit der 3. Präs. von *tendre* zu tun haben. Das Verb hätte dann einen etwas abgeleiteten Sinn. Ausgangspunkt könnte etwa die bei Levy, *Suppl. Wb.* VIII, 137 Nr. 3 angeführte Bedeutung »(Waren) ausstellen, auslegen» oder Nr. 5 »darreichen, darbieten» sein, so dass vielleicht zu übersetzen wäre: »den hässlichen Körper, den sie zur Schau trägt, (dem Auge) darbietet».

v. 18. *trobat.* Das Verb hat hier und in den Versen 20—24 den nicht eben häufigen Sinn von »erhalten, bekommen, sich holen, sich zuziehen»; vgl. Levy, *Suppl. Wb.* VIII, 481 Nr. 5.

v. 18. *can ri.* Dieses Sätzchen nimmt fast den Sinn von »statt des Lachens» an: sie sieht mürrisch aus, wo sie lachen sollte, wo andere Leute lachen würden. Oder sollte etwa *cani* im Originaltext gestanden haben? Man ist geneigt, dabei an die Flamencaverse zu denken: *Adoncas fai un joc cani Que las dens monstra e no ri* (v. 1067—8).

v. 19. *ni·ls huelhs ronsar* steht für *ni·l ronsar los huelhs*, wobei das Akkusativobjekt *los huelhs* vor den Infinitiv getreten und dabei der Artikel des letzteren verschwunden ist (Tobler, *Verm. Beitr.* II, 90).

v. 19. *la gard' a guari.* Die von mir versuchte Deutung ist in mehr als einer Hinsicht problematisch. Das erste Bedenken ist, dass *garda* mit der Bedeutung »Blick» nicht belegt ist. Aber da das Verb *gardar* auch den Sinn »betrachten, ansehen»

---

[1] Das hier zur Debatte stehende *éfas*, das mit *vilás*, *soteirás* etc. reimt, gehört m. E. gar nicht hierher; es dürfte trotz Stroński falsche Betonung (*efás* für *éfas*) vorliegen und nicht *eſáns*.

[2] Jaeschke zitiert hier eine Stelle aus Uc de San Circ, wo *grans* mit *pans* und *vans* reimen soll. Aber *grans* kommt hier von *gran* < *granum*, und der Reim ist ganz korrekt.

haben kann (Levy, *Suppl. Wb.* IV, 55 Nr. 9), so darf man wohl auch für *garda* die Bedeutung »Blick» ansetzen, zumal *regarda* im gleichen Sinne vorkommt (Raynouard, *Lex. Rom.* III, 428) und *penre garda* »wahrnehmen, bemerken» heissen kann (Levy, *Suppl. Wb.* IV, 48 b). Das zweite Bedenken ist, dass *gar(r)i* den Ton auf der ersten Silbe hat und eigentlich mit Wörtern, die auf betontes *i* ausgehen, wie *atressi*, *rossi*, *ri* usw., nicht reimen dürfte. Hier kommt uns nun der Autor selbst zu Hilfe. Denn er hat sogar in einer seiner Kanzonen (Gr. 339, 1 = Appel, *Inedita* S. 231; IV, 3) im Reim ein Wort, dessen unbetonter Auslautsvokal mit dem betonten anderer Wörter gebunden wird:

Car enaissi co·l leos o leupart
es sobransiers ad animal *autre*,
vostra ricors sai que sobra ancse
totas beutatz . . .

Im übrigen sind derartige Reime mit Tonverschiebung in einem der Reimwörter gar nicht so sehr selten, wie die von Appel in seiner *Prov. Lautlehre* § 21 (S. 26 oben) angegebene Literatur zeigt.

Ausserdem bliebe noch die Möglichkeit, das Wort *gar(r)i* mit der durch den Reim geforderten Betonung auf der letzten Silbe anzusetzen und es als Diminutiv von *gárri* zu erklären. Mistral hat neben *garri*, *jàrri*, das unserem aprov. Wort entspricht, auch *garrioun* »petit rat». Zwar scheint das diminutiv-kosende Suffix *-īnu* im Galloromanischen nicht beliebt gewesen zu sein, und insbesondere lehnt es Meyer-Lübke, *Hist. Gr. des Franz.* II² S 162 für das Afz. ab. Aber er nimmt, ebenso wie Gammillscheg *EWFS* Nr. 269, für frz. *cousin* »Stechmücke» < **culicīnus* südfrz. Herkunft (prov. *cozin*[1]) an. Ebenso bestand im

[1] Die prov. Wörterbücher verzeichnen dieses Wort, soweit ich sehe, nicht; dagegen setzt Mistral I, 653 *cousin*, *cousi* als Insekt für Rouergue und Dauphiné an. In der 3. Aufl. seines *REW* drückt sich Meyer-Lübke über die Herkunft des Wortes nicht mehr so sicher aus, und der Artikel Nr. 2374 *cŭlicīnus* ist ganz verschwunden.

Aprov. *polzin* < **pŭllicīnus* »Tierjunges, Hühnchen» und *polin* »Füllen» < *pŭllīnus*. Es wäre demnach wohl nicht allzu kühn, die Existenz eines *garrin* »Mäuschen» für das Altprov. anzusetzen. Es müsste dann angenommen werden, dass das auslautende, unbetonte *-i* von *gárri* in dem betonten *i* des Suffixes aufgegangen ist; doch lässt sich über die Bildung des vermeintlichen *garriṇ* solange nichts Massgebliches aussagen, wie die Herkunft des Stammworts in Dunkel gehüllt ist (vgl. Meyer-Lübkes Bedenken gegen Brüchs Herleitung *REW*[3]7594a).

Was nun endlich den Gesamtausdruck *gard' a guari* anlangt, so vermag ich für den hier von mir angenommenen Sinn des *a* »nach Art von» nur etwa auf die bekannte Wendung *a lairon* »verstohlen» (d. h. nach Art eines Diebes) hinzuweisen, dagegen für die Art der Verknüpfung zweier Substantiva durch ein so zu deutendes *a* keinerlei weitere Belege beizubringen.

v. 20. Für *dezavinens* habe ich die von Levy, *Arch.* 138, 100 für einen anderen Text vorgeschlagene Übersetzung »widerwärtig» gewählt.

v. 21. *sel* = *cel* ist wohl mit einer weisenden Geste verbunden zu denken. Oder ist *sel* ein Fehler für *sec* »trocken, dürr, mager», das dann in wirksamem Gegensatz zu *grossa pansa* stehen würde?

v. 24. *te.* Die Übersetzung fasst das Wort als »besitzen, haben» (s. o. zu v. 17), weil die *enuetz* vermutlich den *aibs dezavinens* (v. 20) und den *mals aibs* (v. 32) ungefähr gleichzusetzen sind. Doch scheint mir noch eine andere Auffassung möglich. Da *tener* in verschiedenen Wendungen, wie *tener dan* »Schaden zufügen», *tener pro* »Nutzen bringen», *tener nec* »Abweisung erteilen, verweigern», *tener plag* »vorwerfen», nicht mehr ein Ansichhaben des durch das Substantiv ausgedrückten Begriffs bedeutet, sondern dessen Übertragung auf ein anderes Wesen, so könnte man auch *tener enueitz* mit »Verdriesslichkeiten bereiten» wiedergeben. Zwar scheint *far enueg* das Übliche gewesen zu sein (vgl. Appel, *Chrest.*[6] Glossar s. v. *enueg* und desselben Glossar zu Bern. Vent.); doch kann das

nicht ausschlaggebend sein, da umgekehrt neben üblichem *tener pro* auch *faire pro* (Appel, *Chrest.*[6] 90, 26 und Levy, *Suppl. Wb.* VI, 565 Nr. 4) vorkommt.

v. 25. Auch hier erhebt sich wieder, wie in v. 9, die Frage nach der Natur des *·l = lo*. Auch hier könnte es den *lach cors* (v. 17) vertreten, wie in v. 9 den *cors gent* (v. 1), oder aber als Neutrum alle die diesem *lach cors* anhaftenden schlimmen Eigenschaften in sich begreifen, wie das *·l* von v. 9 die in Str. I geschilderten Vorzüge des *cors gent*.

v. 27 f. *denan l'ueis del moli, Que·l vi triar la farina del bren.* Der »Freund», dessen Knausrigkeit in Str. II, dessen unritterliches und feiges Verhalten in den ersten Versen von Str. IV gebrandmarkt wird, entpuppt sich hier als Müller. Oder soll es nicht eigentlich ein Müller sein, sondern ein die Müllertätigkeit ausübender oder überwachender ritterlicher Besitzer einer Bann- oder Zwangsmühle, zu der die Bauern ihr Korn bringen mussten, um es dort gegen einen Zins mahlen zu lassen? Aber wie dem auch sei, es wird hier wohl auf die Tatsache angespielt, dass der Müller von jeher und bis in die neueste Zeit, und vielfach nicht mit Unrecht, in dem Ruf der Unehrlichkeit stand (vgl. A. H. Krappe, *The Science of Folk-Lore*, London 1930, S. 54). Der deutsche Aberglaube lässt deshalb sogar den Müller nach seinem Tode umgehen (Bächtold-Stäubli, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* VI, 614 f.). Spottverse über den Müller und andere Handwerker, die sich, wie er, an den ihnen anvertrauten Waren bereicherten, gehen im Volksmund um:

Der Müller mit der Metze,
Der Weber mit der Krätze,
Der Schneider mit der Scher,
Wo kommen die drei Diebe her?

Oder im Kinderlied:

Müller, Mähler,
Roggen-Stehler,
Kleien-Beisser,
Hosen-Reisser!

Bekannt ist ja die reizende Erzählung Daudets, *Le Curé de Cucugnan*, in der der brave Abbé Martin seine Pfarrkinder durch den Bericht über seine Wanderung ins Jenseits veranlasst, wieder zu der lange vernachlässigten Beichte zu kommen, die auf den Bericht folgende Woche für dieses Geschäft fein säuberlich einteilt und dabei für den Müller allein einen ganzen Tag ansetzt: *Samedi, le meunier! . . . Ce n'est pas trop d'un jour pour lui tout seul!* Und auch in Frankreich hat sich der Volksmund des Müllers bemächtigt. Folgende beide Aussprüche nebst Erklärung finde ich im *Larousse du XX^e^ siècle* IV, 848: *Il n'y a rien de plus hardi que la chemise d'un meunier*, da dieses Hemd jeden Morgen einen Dieb beim Kragen packt, und von jemandem, der aus einer höheren Stellung in eine niedrigere abgeglitten ist, sagt man: *D'évêque il s'est fait meunier.*

Mag nun der Liebhaber hier wirklich als die Müllertätigkeit ausübend gedacht oder diese nur gewählt sein, um symbolhaft das unritterliche Wesen des »Freundes» zu kennzeichnen, auf alle Fälle scheint mir die Stelle dazu dienen zu sollen, diesen in aller Augen verächtlich zu machen.

v. 28. Das den Vers einleitende *que* kann als relatives Adverb (= »wo») oder als Konjunktion (= »denn») gefasst werden.

v. 29. *e engruysiei de dol e de pezansa.* Was der Fragende in wirklichem Sinne (woher die *grossa pansa* käme) gemeint hat, spielt die Antwort auf das seelische Gebiet hinüber. Dabei kam dem Verfasser die doppelte Verwendungsmöglichkeit des Verbs *engroissar* zu Hilfe. Zwar ist dessen übertragene Bedeutung in dieser Art bisher nicht belegt worden, sie muss aber üblich gewesen sein, heisst es doch in dem von Roques herausgegebenen prov. Epos *Ronsasvals* v. 639 (*Rom.* 58, 24): *Le cor l'engrueyssa d'ira e de dolor.* Vielleicht ist es sogar nicht einmal ganz richtig, von einer übertragenen Bedeutung des Verbs zu sprechen, da hier möglicherweise die Vorstellung einer wirklichen Schwellung des Herzens, bzw. des Körpers durch Kummer und Schmerz zu Grunde liegt. Dies würde dann in eine Reihe gestellt werden können mit jenen ebenfalls Psychisches mit Physiologischem verbindenden An-

schauungen der Liebestheorie, die die Augen zum Liebesweg, das Herz zum Spiegel des Bildes der Geliebten machen u. ä. m.

v. 30. *cazer*. In der Übersetzung ist das Verb als transitiv gefasst. Man könnte es aber auch als intransitiv ansehen und konstruieren: *que·l vi son escut e sa lansa cazer* »denn ich sah ihm seinen Schild und seine Lanze entgleiten». Dann wäre *·l* Dativ. Da dieser aber neben den Possessiven überflüssig und das Ganze weniger drastisch wäre als bei Annahme eines transitiven *cazer*, so habe ich mich für letzteres entschieden.

v. 31. *ner*. Auch dieses Wort schillert im Doppelsinn. Es besagt zunächst Ähnliches wie das *lach* der Anfrage (v. 23): »abscheulich» (Levy, *Suppl. Wb.* V, 383 Nr. 5). Es ist aber an dem Wort noch so viel von dem ursprünglichen und wirklichen Sinn haften geblieben, dass die antwortende »Dame» mit der Vorstellung des Abfärbens spielen kann, das eingetreten ist, als sie mit dem »Liebhaber» in Berührung kam. Dabei gerät auch das Verb *tocar* mit hinein in dieses Spiel. Die vorliegende Konstruktion *sé tocar ab* ist zwar nur im Sinne von »stossen an, grenzen an» belegt (Levy, *Suppl. Wb.* VIII, 254 Nr. 18), die Wendung muss hier aber den gleichen Sinn haben wie einfaches *tocar*, vielleicht sogar mit der bei Levy VIII, 251 Nr. 1 belegten Sonderbedeutung »fleischlichen Umgang haben mit», wie denn überhaupt der Verdacht besteht, dass die ganze Strophe in das Gebiet des Obszönen gehört. Das *torneiamen* (v. 25) und v. 30 wären hier wohl nicht allzu schwer einzuordnen. Schwieriger erscheint mir das schon für die Anspielungen auf die Mühle. Doch ist zu beachten, dass »Mühle» und »mahlen» (zeugen) eine mystisch-erotische Bedeutung haben, dass in vielen Sagen, wenigstens in deutschen, die Mühle ein Ort für Liebesabenteuer ist und es von manchem Helden heisst, dass er in ihr unehelich geboren sei (Bächtold-Stäubli, *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* VI, 603). Ob der Verfasser nun wirklich seiner Strophe eine solche volkstümlich-erotische Auffassung hat geben wollen, mag dahingestellt bleiben; es sollte hier nur auf die Möglichkeit dieser Deutung hingewiesen werden.

Kurt Lewent

Sur les passages en espagnol d'Ibn Quzmān, Hispano-Arabe du XII^e siècle

C'est un auteur qui est capable d'intéresser le romaniste, parce qu'il renferme çà et là, perdus au milieu du texte arabe (arabe vulgaire) et toujours écrits en caractères arabes sans ponctuation ni guillemets, des mots isolés et des phrases entières sous lesquels on a pu reconnaître une modalité de la langue espagnole. Ces mots et phrases d'Ibn Quzmān constituent une des sources de l'ancien espagnol. Il s'agit de cette langue romane que l'on entendait parler toujours dans l'Espagne arabe, au Sud, à Cordoue, un peu avant que, dans l'Espagne romane et chrétienne du Nord, fût composé le plus ancien monument de l'espagnol littéraire qu'est le poème du Cid. Le Cid, dont le manuscrit unique remonte au XIV^e siècle, doit avoir été composé vers le milieu du XII^e; or Ibn Quzmān est mort en 1160.

Malheureusement, l'étude de l'espagnol d'Ibn Quzmān est rendue difficile, non seulement par le fait même de sa transcription arabe, toujours très imparfaite, mais encore, et d'une façon spéciale, par les qualités du manuscrit unique. Car tout comme le poème du Cid, notre auteur arabe ne nous est parvenu, ce semble, que par un seul manuscrit [1], lequel, déjà parce qu'il est l'œuvre d'un copiste oriental qui ignorait la langue espagnole, ne mérite pas notre confiance: il déforme lamentablement, la plupart du temps, ces curieux échos de l'espagnol de Cordoue arabe. La versification même est

[1] Ms. du Musée Asiatique de Léningrad. Excellent fac-similé publié en 1896 par le baron David de Gunzburg. Transcription en caractères européens (translittération, la plupart du temps), avec traduction partielle et notes en espagnol, par A. R. Nykl, dans *Publicaciones de las Escuelas árabes de Madrid y de Granada*, Madrid 1933. — Heureusement, mon collègue M. Georges S. Colin, le distingué savant de l'École des langues orientales vivantes de Paris, a pu m'écrire il y a quelques mois: »Je suis sur la piste d'un second manuscrit dans une bibliothèque de Damas et je ne désespère point de l'obtenir».

gravement atteinte: on a vite fait de constater çà et là l'omission de quelque syllabe, de plusieurs syllabes maintes fois, surtout pour ce qui concerne nos passages en espagnol. Et, par dessus le marché, notre auteur représente un genre littéraire difficile: c'est un ricaneur dont la langue est pleine de sous-entendus et de hardiesses, notamment dans l'obscène.

Dans ces conditions, malgré un certain nombre d'efforts déjà réalisés par les arabistes Simonet[1], Marçais[2], Ribera[3], Nykl (arabo-romaniste), Colin[4], Brockelmann[5], ainsi que par le romaniste Menéndez Pidal[6], la critique du texte d'Ibn Quzmān et surtout de ses passages espagnols reste en friche. On ne parviendra vraisemblablement jamais à les reconstituer tous d'une manière universellement acceptable.

Je crois avoir trouvé la solution de quelques-uns de ces épineux problèmes de philologie hispano-arabe; et je ne résiste pas à la tentation d'en soumettre d'autres à une critique conjecturale peut-être un peu hardie. Ci-dessous, en attendant de pouvoir mettre la dernière main à un travail plus étendu relatif à notre texte, travail destiné à paraître dans les *Studia Orientalia* de Helsinki[7], voici un rapide passage en revue d'un choix de mes petites trouvailles.

---

[1] Francisco Javier Simonet, *Glosario de voces ibéricas y latinas usadas entre los mozárabes*. Madrid, 1888.

[2] William Marçais, *Textes arabes de Tanger*. Paris, 1911.

[3] Julián Ribera y Tarragó, *El cancionero de Abencuzmán* (discours académique, réimprimé dans ses *Disertaciones y opúsculos*, I). Madrid, 1912, 1928.

[4] Georges S. Colin, compte rendu du travail de Nykl, dans *Hespéris*, XVI. Paris, 1933.

[5] Carl Brockelmann, chez Carl Appel, compte rendu du travail de Nykl, dans *Zeitschrift für roman. Philologie*, LV. 1934.

[6] Ramón Menéndez Pidal, *Orígenes del español* (Anejo I de la *Revista de filol. española*). Madrid, 1926. J'en cite la 2e ed., I, 1929.

[7] Je me fais un devoir d'adresser, à ce propos, un hommage mélancolique à la mémoire de la magnifique revue *Al-Andalus*, Madrid. Parviendra-t-on à la ressusciter encore?

Je commence par la chans. 87, dont Nykl donne, outre la translittération, un bref résumé avec deux lignes de notes. Une jeune fille intelligente vient de jouer un mauvais tour au poète, et, au rendez-vous, travesti conformément aux instructions de la belle, il se voit ridiculisé en présence de la société de Cordoue, qu'elle a eu la malice de faire assister à cette scène. C'est à quoi se rapporte la strophe 24: »A l'instant, j'ai essuyé ainsi (littér.: il m'est arrivé [1]) un tas (littér.: des monceaux) de honte et de fil à retordre; quelqu'un a dit: 'Sors donc; voyez v o i r q u i c ' e s t !', et d'autres de (me) piquer: 'M a i s v o u s c o u c h e z m a l !'». Les expressions dont j'espace les caractères sont en espagnol. Le populace de Cordoue réagit en espagnol au spectacle que lui offrent les viveurs de la société de langue arabe. Le premier des deux passages avait été lu jusqu'à présent: »*tarà berbenas*», 'tu vas voir des berbenas' (sorte de fêtes populaires bien connues aujourd'hui à Madrid et ailleurs), 'tu vas t'amuser', pour qui dirait: te voilà joliment cuit. C'est ce qui ne va pas au point de vue du rythme, ni, je crois, au point de vue de l'histoire des fêtes populaires d'Espagne. Au lieu de ce *tarà barba'nás*, je lis: *tarà bar ka'nás*, à prononcer, puisque l'écriture arabe n'a qu'une voyelle pour *a* et *e*: *tarà a ber kēn es*, c'est à dire *tarà a ver quién es*, leçon qui me semble définitive. Cf. les tournures courantes telles que esp. *veremos a ver*, fr. *regarde voir*; v. Henri Bauche, *Le langage populaire* (Paris, 1929), p. 153. — L'autre passage est transcrit ainsi par Nykl, qui suit le manuscrit à peu de chose près: *yā laǧaz māl*. Cela ne donne rien au point de vue arabiste. J'y vois la dégénérescence facile de quelque expression espagnole; un *ya yazes mal* signifierait, en effet, 'te voilà mal couché!'. La forme esp. *yaces*, anc. *yazes*, ne saurait donner, en transcription arabe, que *yazaš*, *yaǧaš* (ou *yā-*) et, devant le sonore (*m-*) qui suit, *-z*.

[1] Leçon, d'ailleurs peu distincte, du ms.: *ḥaçalun*, qui ne donne pas de sens. Nykl imprime *ḥaṣal*, qui fausse le mètre. Ma conjecture: *ḥaçalli*, vulg. pour le class. *ḥaçala lī*, est paléographiquement facile et va parfaitement comme sens et comme mètre.

Un peu plus haut, dans cette chans. même, str. 10, où l'on a eu l'habitude de lire, trois fois répété, le mot esp. *bon*, et où Nykl imprime également (p. 202, en bas) *Būn kulli 'l-malāḥah, būn, būn*, je propose de lire: *Kūnnu kull al-malāḥa*^{t}, *kūnnu būn(u)*.[1] La paléographie de notre manuscrit ne s'y oppose guère; et cf. ci-dessus, *barbānas* pour *bar kān as*. Ce *kūnn* est l'esp. *coño*; le poète nous fait la présentation de la belle qui l'intéresse: 'Un c.. de toute complaisance, un c.. bon!'. A en juger par les répliques qui suivent dans le texte, il semble que cette fois il s'agisse bien d'une musulmane ayant l'arabe pour langue maternelle.

La chans. 90 (non traduite par M. Nykl) offre pas mal de mots et expressions espagnols méconnus jusqu'à présent. Le poète est un sac à vin et l'éloge qu'il fait des orgies bachiques fourmille de mots qui semblent postuler la présence parmi ses auditeurs d'individus bien familiarisés avec la langue de la population soumise. La str. 2 me semble se terminer avec *ǧarrūn*, augmentatif roman de l'arabe *ǧarra*^{t}, esp. *jarra*, 'la jarre'; str. 3 offre, à l'endroit correspondant, un *balqūn*, qui est l'esp. *balcón*; str. 9, je reconnais de nouveau le mot *kūnn*, *coño*; str. 11, esp. *cantarón* (v. plus bas); str. 14, nous avons un *tostón*; str. 15 (malgré Simonet sub voce *lixthon*), nous avons bien le *bastón* qu'y reconnaît M. Nykl. Tout cela à la rime *-ūn*. Ce n'est pas tout. Dans la str. 9 que je viens de mentionner on assiste à l'entrée en scène d'une certaine dame coiffée d'une couronne. Elle parle un arabe détestable à en juger par le fait que quelques-unes des expressions qu'elle débite sont farcies d'un charabia tel que, étant donné le travestissement de l'écriture arabe mal transmise jusqu'à nous, M. Nykl a eu l'idée, bien acceptable en soi, qu'il pourrait s'agir de phrases en langue berbère. Que si M. Nykl y songe, c'est surtout parce qu'il n'a point corrigé une faute de versification capable de faire croire que la scène se serait passée en Afrique.

---

[1] A prononcer *buono*? *bono*? Car un *bueno* serait incompatible avec la rime. Voir Menéndez Pidal, *Orígenes*, § 24, fin.

Or cette belle a bien parlé l'espagnol: présentée d'avance par une exclamation, partie arabe, partie espagnole: 'quel amour de *conejo*!', la voilà qui, sans transition d'aucune sorte, parle ainsi à Ibn Q.: »Montre[1](-moi d'abord ça, le sou)! puis après, *lo has de enseñarme en cortejo!*» C'est ce que je crois devoir conjecturer pour le troisième vers de notre strophe. Pour le quatrième, il est plus difficile de voir quelle aurait pu en être la forme primordiale; quoi qu'il en fût, ce vers doit avoir fait partie, lui encore, de la phrase mêlée d'espagnol par laquelle a débuté notre héroïne, et cette phrase doit rimer en *-ūn*. Le mot-rime, que d'après le ms. il faut prononcer *kūn*, doit représenter, je l'ai déjà dit, le mot *coño*. Ce vers difficile manque d'ailleurs d'une syllabe ou, éventuellement, de deux. Voici, pour en finir avec la str. 90[9] qui nous occupe, un essai d'édition critique; je me borne toutefois aujourd'hui, pour une partie du vers final, à une simple édition diplomatique:

Ms., en transcr. diplomatique

nah|nu wa'llh ğuluws wağa'tna'bt'ğ
fbrbrya[2] wa'y ḥsn mn qn'ğ
'rba'|dals šyrmn qar|za'š (*ou*: qaz|ta'š)
wl'thğm fls| 'ġr kwn

Texte critique

Naḥnu, wa-'llāh, ğulūs; wa ğātnā bi-tāğ
barbariyya[t] — wa 'ayyu ḥusn min *qunāğ*!
»Arra! Ba'da *l'as* (*d'en*)*señarm'en qurṭāš*;
wa lā taḥğim fls 'ġr *kūnn!*»

---

[1] Ou bien: »Donne!» Voir Marçais, p. 220.

[2] A vrai dire, pour ce »fb», le ms. ne donne que, ou *brbrya*, avec cette dégénérescence maġribine connue du *b* qui le fait ressembler à une *f*, et avec ce détail ultérieur que l'*f*, en raison de cette ressemblance, a été surmontée d'un point indu; ou bien *frbrya*, avec un point indu sous cette *f*. D'ailleurs déjà le mètre nous impose la forme *barbariyya*, car il faut que la troisième syllabe du vers soit forte. Tout ceci exclut la leçon *fa-Berberia* 'en Berbérie'.

Le premier de ces vers, en hispano-arabe normal, signifie: 'Nous étions, ma foi, assis en compagnie; est venue auprès de nous, coiffée d'une couronne, une berbère'; le reste a été expliqué ci-dessus.

Cortejo 'galanterie' est une expression parfaitement populaire, au moins aujourd'hui; car sans parler des dictionnaires espagnols ordinaires, on lit, notamment, dans le dictionnaire *bable* d'Argüelles: *cortexar* 'acompañar á una moza requiriéndola de amores', *cortexu* 'el que cortexa y la cortexada'; et on lit déjà chez Berceo, un siècle seulement après Ibn Q.: *Todos li fazen cort a la Virgo María* (*Milagros*, 30). La phonétique esp. méridionale anc. de *-iculum* admettait concurremment les deux formes *-elyo -ello* et *-ejo* pron. [eğo], voir Menéndez Pidal, *Orígenes*, § 50 4], surtout p. 288. L'assourdissement final *-ğ* > *-š* n'a rien d'insolite.

La suite de ce contexte (str. 12), toujours grossier, contient, outre le latinisme arabe qu'est *fellūs* (lat. *pullus*, le coq; leçon du ms.: *al-bulūš*), un mot espagnol signifiant orifice: *ʿūš*; ces deux mots sont à la rime. Il s'agit d'un reflet de *ōstium*, *ūstium*, Meyer-Lübke *REW* 6117, où se trouve dûment mentionné le reflet anc. cast. courant: *uço* (avec ç!). Or à côté de ce *uço*, on connaît, en dehors du castillan, un *uxo* [ušo]; pour ce chapitre de la phonétique espagnole, voir Menéndez Pidal, *Mio Cid*, p. 187 et surtout idem, *Orígenes*, p. 312—314. En fin de compte, cette str. 12 n'offre plus rien d'obscur.

Le *qanṭarūn* ou *cantarón* de la fin de la str. 11 ne prévoit qu'une modification minime de la leçon du ms. et donne un sens magnifique qui satisfait en tous points aux exigences de ce contexte d'un grossier extrême: le terme de comparaison est un cul de cruche.

J'en viens à la chans. 102. Acéphale, elle compte toutefois encore 13 strophes. Sous cette forme, elle débute par la description sur un ton assez vantard d'un épisode vécu par le poète lors d'une bataille contre les chrétiens (voy. Colin, dans *Hespéris*, XVI—1933, p. 168). Les str. 4 et 5 fourmillent de mots et expressions romans, que, toutefois, on n'a pu bien

comprendre qu'en faible partie. Le poète, lors de la mêlée, dans un terrain qui doit avoir été accidenté, trouve un soldat chrétien en train de satisfaire ses besoins naturels avec beaucoup de flatulence. Il tue ce soldat après l'avoir apostrophé dans le langage mixte en question. Ce qui semble sûr, c'est que les deux premiers vers de str. 4 finissent par *bīṭ*: l'esp. *pedo*, puis *pido*. En outre, je crois que le vers 2 commence par *culinudo*, mot par lequel le poète a dû apostropher le pauvre diarrhéique. Le reste de ce vers: *wa lā taqūl cagar*, *pid(o)* reviendrait donc à dire: »ne continue pas ça, je t'en prie!». Le vers 3 insiste en menaçant; selon moi, il signifie: »Ce *culo* restera, si tu veux, bien cousu!», menace qui, comme on le voit par str. 5, vers 4, sera accomplie à l'instant brutalement par la lance de l'auteur. Pour aboutir à cet ordre d'idées, que je ne trouve exprimé par aucun de mes prédécesseurs, on aura à compléter par quelque conjecture le vers 4[3], qui est privé de deux syllabes (ou de trois respectivement). Le manuscrit donne (transcr.): *kišatr 'in| šy|t qašiy ṭ*. Tout le monde admet qu'il doit y avoir eu ici au début, un *que estará*; l'arabe *'in ši'ta* veut dire 's'il te plaît'. On songe un instant à reconnaître dans le mot restant, *qašīṭ*, un adjectif arabe qui remonterait à un radical bien connu signifiant 'enlever, ôter (un couvercle)'; cet adjectif toutefois manque dans tous mes dictionnaires et il ferait d'ailleurs mal notre affaire. J'aimerais à opérer avec un mot roman: *cosido* 'cousu'. Ici comme ailleurs, les voyelles brèves indiquées (par le copiste?) ne doivent point nous préoccuper: ce qui est plus grave, c'est le *š*, assez choquant s'il s'agit de *cosido*: on s'attendrait à *quzīṭ*, *quǧīṭ*. La chose reste sujette à caution. A noter toutefois qu'un document hispano-arabe, pour désigner le nom de *Quesada*, hésite entre *qīǧāṭa*[t] et *qīšāṭa*[t], voir Colin, *Sur une charte hispano-arabe de 1312*, dans *Islamica* III (1927), p. 377, n. 3. Il me semble peu probable que nous ayons affaire à un **caxido* qui correspondrait au substantif *caxida* de Berceo, S. Millán 230 (*non vos dedes caxida* 'ne vous faites pas de peine, de tourment') cité par Spitzer, *Rev. de Filol. Esp.*, XXIV (1937), p. 33. Au point de vue du contexte, de la situa-

tion, *cosido* seul, n'est-il pas vrai? ferait bien notre affaire. Pour ce qui concerne la lacune de ce vers, osera-t-on y suppléer en rédigeant en e s p a g n o l les syllabes à conjecturer? C'est un peu délicat. Provisoirement, on pourrait lire, et c'est ce que je viens de traduire: *Que estará* (*es culo*), *'n ši'ta*, (*bien*) *cosid*(*o*). Comme mètre, c'est irréprochable. Quant au vers final 4^4, il porte en langue arabe bien claire: 'le bonhomme tourna de ce côté la tête et (y porta) l'une des mains'.

Et voici str. 5. Les mots initiaux de 5^1 sont bien établis: on est d'accord aujourd'hui pour y lire, malgré la leçon dégénérée: *Yo non vos atarei*, 'je ne vous lierai pas' (*non vos* plutôt que *no os*, d'après Menéndez Pidal, *Mio Cid*, p. 192, en bas, et 250, 2). La suite, donnée par le ms. telle quelle, est conforme aux exigences du mètre: *furina katiybu* (on n'aura qu'à retrancher la voyelle finale, en fin de vers). Le mot final est, à n'en pas douter, *cativo*; mais »*furina*»? Cette vocalisation est arbitraire; mais il nous faut bien 2 ou 3 syllabes. Au point de vue paléographique et phonologique, cette *f* arabe peut représenter une *f*, un *p*, un *b* . . . roman; l'*r* peut être lue *rr*; et ainsi de suite. Ne sera-t-on pas d'accord pour lire dorénavant notre vers de la façon suivante: *Yo non vos atarei pora en catib*(*o*), 'je ne vous lierai point pour (vous mettre ensuite) en prison'? Etant donné le vers suivant, c'est irréprochable comme sens; la paléographie serait admissible; le mètre irait parfaitement. *En cativo* signifie bien 'en prison', voir Menéndez Pidal, *Mio Cid*, p. 565; pour *pora en*, cf. *pora en braços*, ibid., p. 397, l. 29. — Le reste de cette chanson, en arabe vulgaire ordinaire, ne nous intéresse pas ici.

Je viens de passer en revue les passages en langue romane de trois des 149 pièces du chansonnier d'Ibn Quzmān; je pense éditer une dizaine de ces chansons avec essai de traduction et avec analyse complète des faits de langue et de versification.

O. J. Tuulio

Besprechungen

Edwin Roedder, *Volkssprache und Wortschatz des badischen Frankenlandes* dargestellt auf Grund der Mundart von Oberschefflenz (The Modern Language Association of America, General Series). New-York. 1936. XXVI + 606 S.

Das Buch des amerikanischen Professors ist aus pietätvoller Liebe zu der badischen Heimat hervorgegangen. Auf einer sehr schmalen Grundlage, der Mundart von Oberschefflenz, ist hier eine Dialektmonographie aufgebaut, die nicht nur die Laut-, Formen- und Satzlehre sowie den Wortschatz des betreffenden Dialekts, sondern auch eine Menge Betrachtungen ganz allgemeiner Art über sprachpsychologische Erscheinungen, Prinzipien der Mundartenforschung usw. enthält. Man kann sich vielleicht fragen, ob es zweckmässig ist, die deskriptive Beschreibung eines engen Sprachgebiets zu einem über 600 Seiten umfassenden Buch anschwellen zu lassen und ob es nötig ist, in einer derartigen Monographie auf allgemeinprinzipielle Fragen einzugehen, bekannte diesbezügliche Theorien zu referieren und zu diesen Stellung zu nehmen. Aber so wie das Buch und vorliegt, wird man der gut disponierten, klaren Darstellung, der lebendigen, anschaulichen Sprache, der offenbar sehr zuverlässigen, von grosser philologischer Akribie zeugenden Sammlung des Materials und dem sicheren Urteil des Verfassers volle Anerkennung zollen.

In seiner rein beschreibenden Darstellung hat der Verfasser selten Gelegenheit, Sprachgeschichtliches und Etymologisches zu streifen. Ab und zu geschieht dies jedoch. In bezug auf *Flanderer* bemerkt Roedder S. 383: »Unbeständiger Mensch (Bender, Reiterkäthe; aus lebendigem Gebrauch nicht zu belegen). Wohl von Flandern abzuleiten, da die Einwohner dieses Landes im Rufe des Leichtsinns standen». Haben wir es nicht vielmehr mit einer Entlehnung des frz. *flâneur* oder mit der deutschen Bildung *Flanierer* »Herumschlenderer» zu tun, in welcher der Akzent auf die erste Silbe gezogen worden ist? Ist *Kaiserkrone* wirklich die Benennung der Pfingstrose (paeonia) und nicht die der fritillaria imperialis? Die Provenienz der Fremdwörter verzeichnet Roedder nur bei den jüdischen Entlehnungen, deren es eine ganze Menge gibt. Er hätte auch das Wort *Baschlik* »Kinderkapothut» als türkischslavisches Lehnwort angeben können.

Hugo Suolahti

Wolfgang Jungandreas, *Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter.* Untersuchungen zur Sprache und Siedlung in Ostmitteldeutschland. Breslau 1937. LXIV + 586 S. und 47 Karten.

Einer Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter stehen mehrere Schwierigkeiten im Wege. Schon die Beantwortung der Frage, was zu dieser frühen Zeit als Schlesisch zu gelten hat, wie weit das Verbreitungsgebiet dieser Mundart im Mittelalter war, verlangt viel Umsicht. Während Wolf von Unwerth in seiner bekannten Darstellung der schlesischen Mundart (Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt; 1908) sich in der Hauptsache nur auf das moderne Preussisch-Schlesische beschränkt, was zweifelsohne ein störender Mangel seiner verdienstvollen Arbeit ist, hat Jungandreas auch die zum Schlesischen gehörenden Teile des Sudetendeutschen und des Schönhengstischen sowie die schlesischen Sprachinseln gewissenhaft herangezogen.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der Frage: seit wann hat die Sprache der aus verschiedenen Teilen Deutschlands stammenden Siedler in Schlesien einen derartigen Grad von Einheitlichkeit erreicht, dass wir berechtigt sind, von einer schlesischen Mundart zu sprechen? Unter vorsichtiger Berücksichtigung der Sonderart dieser Kolonialmundart stützt sich Jungandreas vor allem auf Material aus der Zeitspanne 1380–1480. Wenn wir bedenken, dass Schlesien schon um 1200 besiedelt wurde, müssen wir zugeben, dass in der Zwischenzeit die Konsolidierung des Schlesischen weit genug gediehen sein musste.

Die Knappheit und die teilweise weitgehende Farblosigkeit des benutzten Materials hat die Erforschung des Schlesischen im Mittelalter sehr gehemmt. Bekanntlich hat sich schon Rückert eingehend mit dem mittelalterlichen schlesischen Dialekt beschäftigt (Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter, herausgegeben von P. Pietsch; 1878), aber seiner Arbeit hat gerade der Umstand viel Abbruch getan, dass sein Material wenig ergiebig war. Jungandreas hat schon dadurch ganz andere Möglichkeiten, dass er die recht stark mundartlich gefärbte Korrespondenz der Stadt Breslau im Mittelalter für seine Arbeit nutzbar gemacht hat.

Im Laufe seiner Darstellung nimmt Jungandreas mehrfach zu wichtigen prinzipiellen Fragen eingehend Stellung. In umsichtiger Weise versucht er festzustellen, was grobmundartlich (»bäurisch«), was halbmundartlich ist, und was als Kanz-

leigebrauch zu gelten hat. Von der reinen Bauernmundart im Mittelalter wissen wir ja recht wenig, nur hie und da können wir irgend eine von ihren Eigentümlichkeiten wahrnehmen, die gelegentlich auch in der »Herrensprache» Eingang gefunden hat. So hat der Verf. offenbar recht, wenn er z. B. das schles. $a < \ddot{e}$ für »bäurisch» hält.

Unter den Texten »geringen sprachlichen Niveaus» führt Jungandreas u. a. die von Ausländern verfassten Schriftstücke an. Gewiss entschlüpfen dem Ausländer leicht vulgäre Wörter und Formen, da er nicht imstande ist, das Sprachniveau zu beurteilen. Aber anderseits hängt sein Sprachgebrauch, sein Sprachniveau natürlich davon ab, in welchem Milieu usw. er die fremde Sprache erlernt hat. Auch im Mittelalter konnte der Ausländer eine »buchmässige» Sprache erlernt haben, und seine Entgleisungen vom guten Sprachusus brauchten keineswegs in mundartlichen Eigentümlichkeiten zu bestehen, sondern konnten reine Sprachfehler, Schnitzer, darstellen.

Der Verf. betont (S. LXI), dass Doppelformen in einem und demselben Schriftstück »in den meisten Fällen ein Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Schriftsprache und Mundart» seien. So berechtigt der von Jungandreas hervorgehobene Gesichtspunkt auch ist, möchte ich seine Behauptung in dieser Formulierung für etwas zu kühn halten. Sie besteht auch m. E. zu Recht in bezug auf die mehr oder weniger ausgeglichenen Mundarten. Aber in Kampfgebieten verschiedener bodenständiger Sprachströmungen ist a priori stark damit zu rechnen, dass auch die in Schriftstücken auftretenden Doppelformen ein Ergebnis dieses Kampfes sind. Ich möchte somit in der sprachgeographischen Lagerung einen entscheidenden Faktor bei der Deutung dieser Doppelformen erblicken.

Jungandreas hat sich nicht wie von Unwerth nur auf die lautliche Seite beschränkt, sondern charakteristische Züge auch aus der Flexion und Syntax herausgegriffen und sie mit entsprechenden Eigentümlichkeiten in den anderen in Frage kommenden Mundarten verglichen. — Unter den vielen Ergebnissen der vorliegenden Arbeit hebe ich nur folgendes hervor. Es stellt sich heraus, dass der durch Entrundung entstehende Zusammenfall von i, $\ddot{u}$, $\hat{e}$, α im Schles., den von Unwerth an erster Stelle als gemeinschles. Kennzeichen anführt, grossenteils zufällig ist und dass er in vielen Texten überhaupt gar nicht gilt. Nebenbei bemerkt hat Lessiak schon früh (Anzeiger für deutsches Altertum 34 [1910] S. 33 f.) seine Zweifel hinsichtlich dieses Kriteriums zum Ausdruck gebracht. — Dass $\bar{o}$ zu $\bar{u}$ im Schles. schon

vor 1400 wurde, dürfen wir nach den Ausführungen von J. (S. 183 f.) nicht mehr bezweifeln. — Ferner nenne ich die Feststellungen über die Ausdehnung des deutschen Sprachgebietes vor etwa Mitte des 14. Jh., die Jungandreas (S. 176 f.) an Hand der Form der slavischen Ortsnamen macht.

Das heutige Schlesisch weist ein verhältnismässig einheitliches Gepräge auf, was von Unwerth zu der freilich nicht unwidersprochenen Annahme einer weitgehenden ursprünglichen Einheitlichkeit verleitete. Das vorliegende Buch gibt auf Schritt und Tritt ein beredtes Zeugnis für die ursprüngliche Vielgestaltigkeit dieser Kolonialmundart ab.

Den bair. Einschlag im Schles. ist Ernst Schwarz geneigt, für recht unbedeutend zu halten, während Kurt Wagner in seinen »Deutschen Sprachlandschaften» und Frings in seinen »Kulturräumen und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten» den bair. Einfluss viel höher einschätzen. Jungandreas, der bereits in seiner älteren Arbeit »Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schles. Mundart» (1928) die Bedeutung der bair. Siedlung nachzuweisen bestrebt ist, führt auch jetzt manches ins Feld, was für die Einwirkung des Bair. auf das Gesamtschlesische zeugt. So steht denn auch nach seiner Auffassung die bedeutsame Einwirkung des Bair. an zweiter Stelle nach dem überragenden Einfluss des Thüring.-Obersächs. Den Einfluss des Ostfränk. hält Jungandreas für recht unbedeutend, während derjenige des Ndd. bereits an dritter Stelle nach dem Bair. kommt und an Bedeutung etwa auf gleicher Stufe mit dem hessischen steht.

Da die geschichtlichen Nachrichten über die Besiedlung Schlesiens recht spärlich fliessen, muss sich die Feststellung der verschiedenen dialektischen Komponenten des Schlesischen vorwiegend auf die Deutung des rein sprachlichen Materials stützen. In derartigen Fällen besteht natürlich immer die Gefahr, dass sich die Zurückführung dieser oder jener Eigentümlichkeit der Kolonialmundart auf die entsprechende Eigentümlichkeit einer als Quelle in Frage kommenden Mundart als unberechtigt erweisen kann. Denn eine derartige Eigentümlichkeit, mag sie lautlicher, flexivischer oder syntaktischer Art sein, braucht keineswegs unbedingt auf Import zu beruhen, sondern kann spontan im Schmelztiegel des Kolonisationsgebietes entstanden sein. Wenn man aber, wie es Jungandreas auch tut, das gesamte Material heranzieht und nur die durch mehrere eindeutige Kriterien als Quellen erwiesenen Mundarten berücksichtigt und dabei die Siedlungsverhältnisse und die sprach-

geographische Lagerung nicht aus dem Auge lässt, ist die Gefahr störender Fehler ziemlich gering.

Das vorliegende Buch ist durchgehends die Leistung eines ausserordentlich gründlichen Kenners des Schlesischen in alter und neuer Zeit. Besonders die mhd. Grammatik, die hinsichtlich des für die Entwicklung der nhd. Schriftsprache so wichtigen Ostmd. noch viel zu wünschen übriglässt, kann aus den gehaltvollen Ausführungen von Jungandreas viel lernen.

Emil Öhmann

Agnes Bain Stiven, *Englands Einfluss auf den deutschen Wortschatz*. Diss. Marburg, 1936. — 151 S. 8:o.

Frl. Bain Stiven unternimmt in ihrer von Luise Berthold angeregten Dissertation den dankenswerten Versuch, eine störende Lücke in der Behandlung des fremden Einflusses auf den deutschen Wortschatz auszufüllen.

Das Material schöpft die Verf. aus den deutschen etymologischen Wörterbüchern (eine wichtige Quelle stellt Kluges Buch über die deutsche Seemannssprache dar) und Fremdwörterbüchern sowie aus den vorhandenen weder zahlreichen noch irgendwie erschöpfenden Spezialarbeiten. Der auf diese Weise zusammengebrachte Stoff ist in chronologischer Ordnung behandelt worden, und dabei wird der kulturgeschichtliche Hintergrund der verschiedenen Abschnitte kurz skizziert.

Dass in einer Arbeit wie der vorliegenden Lücken vorkommen, ist kaum zu vermeiden. — Die Verf. berücksichtigt den englisch-amerikanischen Einfluss nur so weit, »als er sich auf die Zeit bis zum Anfang des Weltkrieges erstreckt» (S. 13). Offenbar deswegen fehlt leider z. B. ein heutzutage so verbreitetes und häufig gebrauchtes Wort wie *parken* (von Automobilen). Da eine mehr oder weniger der Fachsprache der Medizin angehörende Bildung wie die Brightische Krankheit (S. 64) erwähnt wird, so hätten auch Ausdrücke wie z. B. die Cowperschen Drüsen und das Insulin (das allerdings zuerst von dem Kanadier Banting in der Nachkriegszeit hergestellt wurde) mit gleichem Recht gebucht werden können.

Anderseits bietet die Verf. manches, was kaum zum deutschen Wortschatz im gewöhnlichen Sinne gehört. So mag es nicht ohne Interesse sein, englische Namen deutscher Firmen aufgezählt zu finden, aber als Bestandteile des deutschen

Wortschatzes möchte ich sie nicht gelten lassen. Und wenn z. B. Karl May englische Floskeln (Ausrufe wie z. B. *all devils*, *heavens* u. dgl.) in seine deutschen Werke einstreut, haben die englischen Ausdrücke selbstredend noch damit keineswegs Heimatrecht im deutschen Wortschatz gewonnen. Es wäre geschickter gewesen, bewusst als Stilmittel sowie dem Lokalkolorit zuliebe gebrauchte englische Wörter, die nicht Fremdwörter, sondern fremde Wörter im deutschen Text darstellen, falls überhaupt, so doch von den wirklichen Fremdwörtern und Lehnwörtern getrennt zu behandeln. — Erfreulich ist es, dass auch die Lehnübersetzungen aus dem Englischen Berücksichtigung finden.

Die Verf. sagt mit Recht (S. 12–13), dass englisches Sprachgut auch »durch fremde — zumeist französische, seltener niederländische — Zwischeninstanz vermittelt wird». Es ist zu bedauern, dass Frl. Stiven nicht eindringlichere Versuche gemacht hat, die Fälle festzustellen, in denen bes. niederländische Vermittlung vorliegt. Ich glaube, dass z. B. auf dem Gebiet der nautischen Terminologie — bekanntlich verdankt der deutsche Wortvorrat dem niederländischen hier eine nicht unwesentliche Bereicherung — ein Weiterkommen durch Heranziehung der Sachen, der Realien, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereitet hätte. Bei der Behandlung etwa des Wortes *Tank* 'Wasserbehälter' wird auf die Möglichkeit niederländischer Vermittlung nicht hingewiesen, obgleich dieses Wort auch in der letzterwähnten Sprache vorkommt. Dasselbe gilt für *Logg*; dabei wissen wir (vgl. Kluge, Seemannssprache), dass dieses Instrument im 17. Jh. nach H o l l a n d und Deutschland kam. Auch der kaufmännische Gebrauch von *buchen* 'in die Bücher eintragen' (S. 34) ist vielleicht auf dem Umwege über Holland nach Deutschland gelangt (vgl. Kluge-Götze, Et. Wb. s. v. *buchen*).

Nhd. *Harm*, *harmlos*, sich *härmen* erklärt die Verf. (S. 25) im Anschluss an Dunger und Grimm DWb. als unter dem Einfluss des engl. *harm*, *harmless* wiederbelebtes Wortgut. Wie J. A. Walz (Germanic Review 10 [1935] S. 98 ff.) zeigt, wurde das im 17. und 18. Jh. in Ostmitteldeutschland gebräuchliche *harm* bereits vor dem engl. Einfluss in der deutschen Schriftsprache gebraucht; *harmlos* wurde vom Bodmerschen Kreis mit der Bedeutung 'ohne Leid' geprägt, die derjenigen des engl. *harmless* nicht entspricht, und aus dem Bodmerschen Kreis drang das Wort in die Schriftsprache.

Zuletzt noch eine kleine Randbemerkung. Das in Hamburg

1679 bezeugte *Coffeehaus* führt die Verf. (S. 19) mit Recht auf engl. Einfluss zurück. Diese neue Mode kommt aber nicht nur aus England nach Deutschland. So wissen wir, dass in Wien bereits 1683 das erste Kaffeehaus entstand (vgl. A. Mitterwieser, Die ältesten Kaffeehäuser in Bayern). Die Verbreitung des Kaffeehauses in Österreich und Bayern, wo es nach Mitterwieser in Regensburg und Nürnberg bereits seit 1686 Kaffeehäuser gab, wird sich vielleicht teilweise durch direktes türkisches Vorbild (Belagerung von Wien durch die Türken 1683), in der Hauptsache aber wohl durch Einfluss aus Italien erklären, wo bekanntlich in Venezien der Kaffeegenuss schon früh Fuss fasste. Auch das W o r t in der Form *Kaffe(e)* wird im Bair.-österreich. aus dem italien. *caffè* stammen.

Zusammenfassend möchte ich noch sagen, dass die dankenswerte Arbeit Frl. Stivens dazu beiträgt, dass wir jetzt einen klareren Überblick über den englischen Einfluss auf den deutschen Wortschatz gewinnen können, als dies mit Hilfe der bisherigen Quellen möglich war.

Emil Öhmann

Deutsche Gedichte. 36 Hefte. Berlin—München, R. Oldenbourg, 1935—1936.

Diese von der Deutschen Akademie, München, herausgegebene Serie bietet eine vielseitige Auswahl aus der deutschen Dichtung von der mittelhochdeutschen Zeit bis etwa zum Ende des 19. Jahrhunderts. Sie gibt, trotz einiger Lücken, die sich leicht ergänzen lassen, ein vielseitiges und anschauliches Bild von der Entwicklung der deutschen Poesie durch die Jahrhunderte. Jedes Heftchen ist mit einer kleinen Einleitung versehen, die mit einigen kurzen, sicheren Zügen in die Welt der betreffenden Epoche oder des betreffenden Dichters einführt. — Die Ausstattung der Hefte ist geschmackvoll und der Preis niedrig.

Alles in Allem: Diese reichhaltige Anthologie ist jedem Studierenden sowie jedem Gebildeten überhaupt sehr zu empfehlen, der den eisernen Bestand der deutschen Dichtung in sorgfältiger Auswahl sich anschaffen will.

Emil Öhmann

Travaux du I^er^ Congrès International de Folklore tenu à Paris, du 23 au 28 août 1937, à l'École du Louvre. Avant-propos de M. **Georges Huisman,** directeur général des Beaux-Arts. Publications du Département et du Musée National des Arts et Traditions Populaires. Tours, Arrault et C^ie^, 1938. 448 pages, 16 planches.

C'est la France qui, à l'occasion de l'Exposition Internationale de 1937, a pris l'initiative d'un Congrès de Folklore International et l'a réalisée, à en juger par le volume dont on vient de lire le titre, d'une façon digne d'admiration. La liste des membres comporte trois cents noms parmi lesquels figurent ceux des folkloristes les plus connus de tous les pays. Au cours des cinq jours, plus de cent communications ont été faites. Cette prestation française dans le domaine de la coopération internationale des folkloristes acquiert toute son importance à la vue de l'essor rapide des études folkloriques en général dans ce pays. En dépit d'un Paul Sébillot, d'un Arnold van Gennep, la France était restée en retard dans ses réalisations jusqu'à un passé récent. En 1929, une Société de Folklore français a été constituée, et sous ses auspices est publiée la *Revue de Folklore français*. En 1937, l'ancien Musée d'Ethnographie (Musée de l'Homme depuis 1936) a donné naissance au Musée des Arts et Traditions Populaires.

Le Congrès International de Folklore donne lieu premièrement à quelques réflexions sur les différences de vues représentées par les congressistes. Il est naturel que les études de folklore doivent revêtir différentes formes dans chaque pays européen suivant ses conditions particulières. Pour les Français, la tâche des folkloristes est apparue avant tout comme un travail de sauvetage. Les progrès de la civilisation tendent à faire disparaître dans un prochain avenir les institutions, les arts, les mœurs populaires qui ne restent plus qu'en état de survivances au sein d'une société uniformisée. Le folklore est donc, comme l'a dit M. Paul Rivet à la séance d'ouverture du Congrès, l'étude de tout ce qui *survit*, dans une société évoluée, de coutumes, d'habitudes de vie, de traditions, de croyances appartenant à un stade antérieur de civilisation. Les Allemands au contraire se représentent la civilisation comme un mouvement continu dont il faut saisir sur le vif l'*évolution* et en décrire les phases par intersections. Pour eux, les survivances n'existent pas, il n'y a que des institutions plus ou moins vitales. Le folkloriste doit agir en quelque sorte comme l'apologiste de ce qu'est le »Volk« et en mettre en lumière les propriétés particulières.

Les études comparatives sont ainsi reléguées au second plan. Pour les Anglais, le folklore se borne essentiellement aux traditions et à la littérature orale.

Après la séance d'ouverture, le Congrès s'est divisé en deux grands groupements, celui de folklore descriptif et celui de folklore appliqué à la vie sociale. Ce sont les conférences de la première section qui surtout nous intéressent. Chacun de ces deux groupes se subdivise en plusieurs sous-sections, à savoir celles de *civilisation matérielle*, de *traditions et litteratures orales*, de *structures sociales*, de *méthodologie* (folklore descriptif); celles d'*art populaire, artisanat et costume*, de *construction moderne*, de *musique, théâtre, danse et fêtes*, de *jeunesse et musées populaires de folklore* (folklore appliqué à la vie sociale). Il est nécessaire de faire ici, parmi les nombreuses conférences, un choix très limité.

En dehors de la division adoptée pour le Congrès, trois conférences précèdent les autres dans le volume imprimé. M. O'Duilearga donne un aperçu sur l'activité de l' »Irish Folklore Commission», fondée en 1930. En passant en revue ce qui avait été fait dans le domaine du folklore avant cette date en Irlande, il décrit les méthodes et les résultats obtenus, dus en partie à la collaboration des savants suédois. M. Arnold van Gennep présente au Congrès le tome III de son *Manuel du Folklore français*. Le sujet de la conférence de M. Martin Waehler est: »Was kann die Volkskunde zur Erkenntnis des Volkscharakters der europäischen Völker beitragen?». Il propose un programme en dix points pour la description de la caractéristique d'un peuple.

Dans la sous-section de civilisation matérielle ont été étudiés: les types de maison rurale, les procédés de battage, les moulins à blé et à olives, la répartition des voitures à deux ou à quatre roues, les aliments. Nous nous arrêtons aux procédés de battage, non sans signaler d'abord l'importante classification des types de maison par M. A. Demangeon et l'étude de M. W. Schröder sur les maisons de Finistère. Wilhelm Meyer-Lübke avait fondé l'étude des instruments de battage dans le tome Ier des *Wörter und Sachen* en 1909 et, depuis, le battage a fait l'objet d'études de plusieurs éminents romanistes. C'est le grand connaisseur des Pyrénées, M. F. Krüger, qui présente au Congrès les anciens procédés de battage tels qu'ils survivent encore dans cette région. Le battage sans l'aide d'animaux caractérise la haute montagne partout dans les pays méridionaux: une suite de conditions naturelles semblables. D'autre part, les

pays à culture de froment marquent une prédominance des procédés de battage à animaux; le seigle est, de préférence, battu au fléau ou en utilisant les procédés plus élémentaires encore. La quantité du blé et l'utilisation ou non-utilisation de la paille peuvent également avoir une influence sur le choix du procédé. Les deux conférences, celle de M. Charles Parain sur le battage en France et celle de M. Paul Scheuermeier sur le même sujet en Italie, mettent en relief la grande variété des procédés en usage encore de nos jours. M. Scheuermeier, collaborateur de l'*Atlas linguistique et ethnographique de l'Italie et de la Suisse méridionale*, se sert des données réunies pour le tome VII de l'*Atlas;* il établit une distinction nette entre le battage au détail et le dépiquage en gros. Le progrès mécanique gagne l'Italie par les régions de grande production de blé dans le Nord et descend lentement vers le Sud. M. Fernand Benoit donne un rapide aperçu de l'évolution des moulins à grains et des moulins à olives dans les pays méditerranéens. Nous signalons encore l'exposé de M. Lucien Febvre sur la répartition des graisses les plus usuelles, exposé qui fait clairement ressortir l'intérêt de l'étude approfondie, historique et géographique, des aliments traditionnels, et nous passons à la sous-section des traditions et littératures orales.

Avant d'étudier la circulation des contes populaires, M. C. M. von Sydow, qui traite ce sujet dans une conférence instructive, insiste sur la nécessité de distinguer parmi les catégories de contes d'origine différente et soumises à des lois d'existence différentes. Le conférencier donne une classification que le Congrès recommande pour l'usage international:

1° Mémorat et Fabulat, pour *Sage* = Légende.
2° Schimérat et Novellat, pour *Märchen* = Conte.
3° Joculat, pour *Schwank* = Farce.

M. von Sydow relève l'erreur de ceux qui croient que la tradition est la propriété de tout un peuple. En réalité, seul un petit nombre de »traditeurs» en est dépositaire, fait affirmé d'ailleurs par d'autres conférenciers. Quant à la méthode à suivre dans la recherche de la forme primitive d'un conte, il faudrait renoncer à l'examen de ses variantes selon la méthode des sciences statistiques. »On a soutenu . . . que le pays où la forme d'un certain conte cadre le mieux avec la forme primitive ainsi construite, était son pays d'origine, d'où il se serait propagé sur tout son territoire actuel. Cette méthode est dans le faux. Il faut au contraire étudier la configuration de l'aire du conte en question

et la relation de ses écotypes . . .». — M. Georges Dumézil, président de la sous-section, consacre quelques pages précises au problème du crime de Sisyphe. Comment faut-il interpréter au point de vue folklorique le supplice fameux de Sisyphe? Le conférencier pose cette question et démontre, grâce à une documentation singulièrement riche, que Sisyphe subit la peine traditionnelle des bavards. On en a fait des porteurs de pierres pesantes, non seulement dans la tradition européenne, même iranienne; mais dans la réalité aussi existait le supplice populaire du »Steintragen».

Nous ne faisons que mentionner l'exposé de M. Jean Baucomont sur les formulettes enfantines, titre d'un ouvrage en préparation du conférencier, pour passer tout de suite aux conférences qui traitent des rapports du folklore et de la linguistique. M. Albert Dauzat expose par plusieurs exemples la collaboration étroite qui doit lier les efforts des dialectologues et des folkloristes. Il est naturel que les documents folkloriques constituent l'outil indispensable du dialectologue. D'autre part, la dialectologie est susceptible de localiser le foyer originaire de telle coutume ou de tel instrument par ses propres moyens et de donner ainsi des contributions précieuses aux recherches de folklore. Mais ce sont surtout les méthodes linguistiques qui peuvent servir le folklore: la géographie linguistique basée sur la représentation cartographique. M. René Lafon met vigoureusement en relief que le linguiste doit être familiarisé avec le folklore. Ainsi le tabou qui frappe un mot ou des groupes de mots reste sans explication, si le côté folklorique n'est pas soigneusement examiné. De même, il est probable que les variations singulières qui affectent certains mots sans que les moyens linguistiques suffisent à les expliquer, remontent à des croyances concernant les objets désignés (p. ex., les noms grecs du laurier). M. Lafon cite des exemples basques, où même la morphologie doit être éclairée par le folklore. Jusqu'aux questions de parenté des langues, le folklore est susceptible de fournir des preuves indirectes.

La sous-section des structures sociales examine plusieurs problèmes de sociologie dont nous mentionnons celui-ci, au titre de spécimen intéressant les philologues: la coutume du »charivari». Ce mot désigne partout en France les manifestations bruyantes à l'occasion du remariage d'un veuf ou d'une veuve; il n'a pas trouvé d'explication étymologique généralement admise. L'institution du »charivari» remonte, à lire M. Paul Fortier-Beaulieu, à l'époque où les défunts étaient sérieuse-

ment appréhendés par les survivants; il s'agissait à l'origine, non pas d'assaillir les veufs, mais de leur porter secours pour apaiser les mânes de leurs épouses (ou plutôt les chasser?). Les autres sujets traités dans cette sous-section sont: le folklore juridique, l'origine de la »selle des ribaudes»,[1] signes de propriété champêtres, croyances sur l'obligation de donner et plusieurs études sur le voisinage, les confréries (jusqu'au Mexique) et sur les groupements des jeunes.

Dans la sous-section de méthodologie, les problèmes de cartographie et de bibliographie sont traités de pair, preuve de l'importance de la représentation cartographique. M. H. Harmjanz présente les premiers résultats scientifiques obtenus lors de la préparation de l'Atlas folklorique de l'Allemagne (*Atlas der deutschen Volkskunde*). L'expérience récoltée a été instructive sur bien des points techniques, en outre, il est déjà possible d'entrevoir quels sont les domaines du folklore qui profiteront le plus de l'*Atlas*. Les courants de la vie culturelle, la colonisation, les rapports de la ville et de la campagne, l'influence de l'église, de l'école, du service militaire, du mariage, des foires, etc., sont autant de sections du folklore éclairées par la lecture des cartes de l'*Atlas*. — En plus des techniques muséographiques, le Congrès a prêté attention aux procédés d'enregistrements sonores dont le rôle s'est singulièrement accru pendant les dernières années.

Ce n'est pas ici le lieu d'envisager les différents problèmes de propagation de l'art populaire, des costumes nationaux, des motifs folkloriques dans la construction moderne, etc., qui ont largement occupé le Congrès, mais nous nous arrêtons encore aux possibilités éducatives du folklore. On a l'impression, en lisant les nombreux exposés sur la musique, le théâtre, la danse, les contes populaires appliqués à l'éducation, qu'il s'agit en France de combler une grande lacune dans l'éducation, qui jusqu'ici a trop négligé les richesses de l'âme populaire. Mais la nouvelle génération est déjà trop éloignée de ce fond de folklore, il n'a plus pour elle qu'une valeur de curiosité, il n'attire plus que par ce qu'il contient de pittoresque, de bizarre même - en un mot: il a déjà perdu la vitalité qui lui aurait conféré une valeur sérieuse dans l'éducation. Si l'on tâche de rendre au folklore la fonction qu'il a eue dans la société encore il y a cent ans, c'est une lutte sans chances de victoire.

---

[1] Chaise sur laquelle des femmes querelleuses étaient assises et plongées dans l'eau.

Le Congrès a été clos sur une allocution de M. Jan de Vries qui a insisté sur la nécessité d'une coopération bien organisée entre les nations. La revue *Folk* est, par la résolution du Congrès, l'organe commun où tous les problèmes d'ordre général seront discutés. Le second congrès est prévu pour 1940. Une commission est nommée afin d'étudier les moyens de faire paraître annuellement une bibliographie complète de folklore, une autre examinera les possibilités d'unifier les méthodes cartographiques.

Osmo Mäkeläinen

Albert Dauzat, *Dictionnaire étymologique de la langue française.* Paris, Librairie Larousse, 1938. 762 p.

L'introduction fournit, en seize pages, des notions générales sur les éléments du vocabulaire du français, sur la phonétique, l'analogie, la sémantique, sur la méthode étymologique. Elle est suivie d'une liste des principales racines gréco-latines figurant dans les composés et dérivés savants, d'une autre énumérant les préfixes d'origine savante, enfin d'une brève bibliographie. »Le présent dictionnaire, lit-on en tête du volume, est destiné au grand public. Il a pour but de mettre au point les résultats que la science étymologique a accumulés depuis un siècle, grâce aux méthodiques et patientes recherches de nos prédécesseurs . . . Il se distingue de ses prédécesseurs par une plus grande richesse du vocabulaire enregistré, au point de vue des mots techniques, régionaux, populaires . . .» A ce dernier point de vue il est en effet admirablement à jour et l'intérêt qu'il offre par là va bien au delà des curiosités du grand public qu'il compte atteindre. Il en est de même des dates d'apparition des vocables qui, pour les mots anciens, ont été plus d'une fois reculées en comparaison de celles que fournissent les dictionnaires précédents; mais il reste encore beaucoup à faire dans ce sens. Pour les mots tout à fait modernes, les dates données, qu'on ne pourrait trouver nulle part ailleurs, fournissent, tout au moins indirectement, des renseignements sur les usages et les préoccupations du moment. Au lieu de m'attarder à exposer, d'après les indications de l'auteur, les principes qui ont présidé à l'élaboration du *Dictionnaire*, je relève, à titre d'exemple, et un peu au hasard, le contenu de certains articles traitant de mots modernes, intéressants à différents points de vue. Je signale ensuite quelques mots anciens que les documents du moyen âge permettent de faire

remonter à une date parfois beaucoup plus ancienne que celle qui est indiquée dans le *Dictionnaire* de M. Dauzat.

Alcool date du XVI^e siècle, *alcooliser* de 1636, *alcoolique* de 1789, *alcoolisme* apparaît pour la première fois chez Littré (1863). *Autarchie* (1896), *autarkie* (1924), est rare jusqu'en 1932. Depuis 1937, les puristes reviennent à la forme *autarcie*. Le mot anglo-américain *building* fait son apparition en 1895 (chez Paul Bourget). *Jamboree* (XX^e siècle), nom donné par les boy-scouts à leurs grandes réunions, est un mot anglais d'origine hindoue introduit par Kipling. La pièce célèbre du Tchèque Tchapek a introduit, vers 1935, *robot* en français. L'acte de baptême de *short*, culotte courte de sport, est de 1933. Mais j'ai cherché en vain *smoking*, qui partage avec *footing* cette particularité de n'être pas anglais (qui dit *dinner jacket*) . . .

L'article *Béluga* exige une addition. »Zool., dauphin des mers polaires (XIX^e siècle, Gray, d'abord en lat. zoologique», écrit M. D., mais sans se prononcer sur l'étymologie. Or le *Delphinapterus leucas* ou *Beluga leucas* des naturalistes (en allemand *Weisswal*, finnois *maitovalas*, »baleine lactée») s'appelle en russe *bieluha*, nom tiré de l'adj. *bielyi*, »blanc».

Mais passons aux mots anciens.

Aurone, »(1544, *l'Arcadie;* var. *averoine*, XIV^e siècle), forme dialectale (Ouest)». Mais il y a *averone* déjà au siècle précédent; voir Lecoy de la Marche, *Étienne de Bourbon*, p. 202: herba que vocatur *averone* (mentionnée dans un »sort»).

Beaucuit. Le blé sarrasin est, dans le Nord, appelé *beaucuit* (chez Bescherelle, 1845), altération de l'angl. *buckwheat; bucail, bucaille* (Olivier de Serres, 1600), et *bouquette* (Furetière, 1690), ces deux dernières formes se rattachant au néerl. *boekweit* (et non pas *bockweit*, comme imprime M. D. par trois fois). Il n'aurait peut-être pas été inutile de mentionner que ce mot, sous la forme (peut-être altérée) *boecaut*, a été signalé, sans explication, parmi les *Mots obscurs et rares de l'ancienne langue française* de Delboulle[1], dans un texte de 1582, qui est une description des Pays-Bas du polygraphe F. de Belleforest: »Le terroir de ce quartier flamand est maigre et sablonneux, non guere fertile en froment, mais abonde en seigles, avoines . . . *boecaut*, lin.»

Chouler, »régional, pousser (proprement = la boule), mot normand». La première apparition n'est pas indiquée: le mot est (dans la forme *çoulent*) tout au moins dans le premier livre

[1] *Romania*, XXXI (1902), p. 362. L'explication, par M. E. Walberg, se lit *ibid.*, XXXIII (1904), p. 139.

du *Roman de Fauvel*, composé en 1310 par le Normand Gervais du Bus.

Dard, »vandoise, régional (*dars*, XV^e siècle), du bas latin d a r s u s, mot gaulois». Au lieu de »XV^e siècle», il faut mettre »vers 1200», *dars* étant déjà dans les *Vers de la Mort* d'Hélinand. Voir Ant. Thomas, *Romania*, XXXVI (1907), p. 91.

Ergo »(*argo*, XIII^e siècle, Gautier de Coincy)». Il n'y a aucune raison de donner *argo* comme la forme employée par Gautier, tous les bons manuscrits ont la forme correcte *ergo;* voir mon édition, p. 153.

Fafelu, »dodu, arch. (XVI^e—XVII^e s.), paraît être une formation expressive, avec influence de l'anc. fr. *fanfelue*. Voir *fanfreluche*, *fafiot*». L'anc. français n'a pas seulement *fanfelue*, mais aussi *fafelue* (Gautier de Coinci) au sens de bagatelle, chose sans valeur, et, en plus, *fafu* dans l'acception dodu, bouffi (*Grosse et fafue, granz et crasse*, Gautier de Coinci).

Hoquet serait du XV^e siècle; mais il est dans le second livre du *Roman de Fauvel* (v. 1347), daté de 1314: *Hoqués, motés et chançonnetes*.

Libraire, sous sa forme ancienne *livraire*, est signalé, d'après le *Dictionnaire* d'Oscar Bloch, pour 1262; mais il est chez Gautier de Coinci, vers 1220.

Matras, trait d'arbalète, serait du XV^e siècle; mais il apparaît, à la fin du XIII^e, dans le poème anglo-normand du *Chevalier de Dieu* (*Revue des langues romanes*, LXVIII, p. 159, v. 858): *Ne matraz de rien ki afole.*

Prémisse »(XIV^e s., Oresme)»; on peut ajouter que ce mot figure dans un texte du même siècle, exactement daté: le second livre du *Roman de Fauvel*, qui est de 1314.

Rêche »(XIV^e siècle, adv. *reskement*, Froissart)». L'adjectif (dans la forme picarde) est déjà dans le *Regret Nostre Dame*, composé par Huon le Roi de Cambrai avant 1248. Voir mon édition, str. 112, v. 1: *Trop sont amer et trop sont resque.*

Tramontane» (*transmontane*, 1549, R. Estienne, vent du nord), emprunté à l'italien *tramontana*, proprement »vent qui traverse la montagne (les Alpes)» . . . le sens italien »étoile polaire» (proprement »d'au-delà des Alpes»; aussi en prov.) a été repris au XVI^e siècle (du Bellay)». Mais il y a, dès le XIII^e siècle, *tremontaine*, au sens d'étoile polaire; voir le *Dit de la tremontaine*, publié par moi d'après un manuscrit de la Bibliothèque du baron James de Rothschild, dans la *Romania*, XLIV, 566.

Trimbaler, »fam. (arg., 1790, *Rat du Châtelet*), forme nasalisée (d'après *brimbaler*) de *tribaler* (1532, Rabelais), qui est

peut-être l'altération de l'anc. fr. *tribouler*, s'agiter, variante probable de *tribuler*, *tribouler*, tourmenter (tiré de *tribulation*)». Cette explication semble très douteuse. Il y a dès 1266 *tribaler:*

Qui est liez toudis bale
Et a l'estuef tribale.

Voir mon édition du *Miroir de Vie et de Mort*, par Robert de L'Omme, dans la *Romania*, XLVII (1921), p.12, aux variantes.

Sous *ut*, M. D. indique, comme date de la première apparition en français des noms des notes imaginés par Gui d'Arezzo, le XVII^e siècle (Voiture), sous *si* 3, la date 1690 (Furetière). Cependant elles sont toutes déjà dans le premier quart du XIII^e siècle chez Gautier de Coinci. Je n'ai sous la main que la vieille édition de Jubinal [1], faite sur le détestable manuscrit Harléien 4401:

Avoirs fet mes les granz parsones,
Es granz chaieres, es hauz trones
Les riches boute et antronise.
Avoirs les riches autorise
Et fait monter en ce sol fa.
Tiex solfïer ne set sol fa
Cui fait monter en dela sol.
Tiex ne conoist le la dou sol,
Tex ne conoist lou fa dou mi,
Qui ne set pas a re be mi,
Cui avoirs fait, se Diex me saut,
Chanter si bel et si bien haut
Deus foiz ou trois monte sa game
Et chante outre, *nomini Dame* . . .

ARTHUR LÅNGFORS

W. von Wartburg, *Évolution et structure de la langue française.* Deuxième édition. Leipzig et Berlin, B. G. Teubner, 1937. VIII-290 p. 8:o. Relié toile.

L'économie de ce manuel très utile a été expliquée ici même (XXXVIII, 88). La nouvelle édition présente un plan essentiellement identique. Mais l'auteur y a, comme il était naturel, pratiqué quelques légères retouches. Le seul changement de quelque importance est l'addition d'un chapitre, d'une trentaine pages, sur la langue du XIX^e siècle, qui est d'une part une analyse du style des principaux écrivains de cette époque (Hugo, Balzac, Flaubert, Maupassant), de l'autre un exposé des transformations qui se sont produites dans la phonétique et la composition du vocabulaire. Sous ce dernier rapport, l'influence étrangère est surtout mise en lumière.

A. LÅNGFORS

[1] *Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux* . . . II, 1842, p. 317.

Wilhelmine Wirtz, *Flore et Blancheflor*, nach der Pariser Handschrift 375 (*A*) mit Glossar neu herausgegeben. Im Anhang: Lesarten der Handschrift f. fr. 1447 (*B*), der Handschrift f. fr. 12562 (*C*) und vollständiger Abdruck von Pal. lat. 1971. Frankfurter Quellen und Forschungen zur germanischen und romanischen Philologie herausgegeben von **Erhard Lommatzsch, Hans Naumann, Franz Schultz,** Heft 15. Frankfurt am Main, M. Diesterweg, 1937. 190 p. 8:o.

Flore et Blancheflor est des romans d'aventures français celui qui, je crois, a dès son apparition eu le plus de succès à l'étranger, il y en a même une traduction en vieux suédois (publiée jadis par Klemming). Des rédactions françaises (il y en a deux, l'une dite »aristocratique», l'autre »populaire») il n'existait aucune édition postérieure à 1856. Une réédition était donc amplement justifiée, d'autant que depuis les premiers éditeurs, Immanuel Bekker et Edélestand du Méril, un nouveau manuscrit, fragmentaire il est vrai, a été découvert à la Bibliothèque du Vatican. Malheureusement, les critiques [1] qui avant moi ont signalé l'édition de Mlle Wirtz y ont relevé tant de fautes qu'elles en diminuent sensiblement l'utilité. Il faut espérer que M. M. Delbouille, professeur à l'Université de Liége, réalisera prochainement son intention [2], annoncée depuis quelques années, de donner une édition critique des deux rédactions du charmant conte de *Flore et Blancheflor* (Mlle W. ne s'occupe pas de la rédaction »populaire»).

Je voudrais, avant de déposer la plume, apporter une petite addition d'ordre lexicographique à une heureuse émendation de M. Jeanroy. Mlle W. a imprimé les v. 2645 et 2646 ainsi:

> Tex est amors et tex sa teke:
> Çou dont ce crient tos jors s'en eke.

M. Jeanroy a reconnu, à la fin du second vers, le verbe *senekier, senechier* (signifiare): »l'amour présage toujours les maux qu'il craint». Il renvoie à un article d'Antoine Thomas

---

[1] MM. A. Jeanroy dans *Romania*, LXIII (1937), p. 534—535, et E. Walberg dans *Studia neophilologica*, X (1938), p. 160—165.

[2] Mais dernièrement on a annoncé comme parues pas moins de deux nouvelles éditions. Je ne les ai pas encore vues. J'apprends cependant par un catalogue de librairie que celle de Mme Pelan (publication de la Faculté de l'Université de Strasbourg, Textes d'étude, 7) est faite sur le seul manuscrit 1447, signalé ci-dessus.

(*Romania*, XXXVII, 603) où ce verbe a été signalé pour la première fois. Il n'est peut-être pas inutile de rappeler, étant donné la rareté du mot, que j'en ai relevé un nouvel exemple dans le poème *Du Mesdisant* (v. 69), par Perrin la Tour (*Romania*, XL, 1911, p. 560).

A. Långfors

De saint Bon, évêque de Clermont, miracle versifié par **Gautier de Coinci**. Édition critique d'après tous les manuscrits connus par **G. Lozinski.** Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XL, 1. Helsinki, 1938. 133 pages in-8.

Un évêque de Clermont en Auvergne, Bonus, appelé en français Bon ou Bonet, fervent serviteur de la sainte Vierge, étant resté, une nuit, à prier dans l'église, vit apparaître la Mère de Dieu, accompagnée d'un cortège d'anges et de saints. La Vierge le désigna pour célébrer la messe. Cherchant à se dérober, par humilité, il s'enfonça dans le pavé de telle sorte que les empreintes y sont encore aujourd'hui visibles.[1] Après avoir obéi à l'ordre de la Vierge, celle-ci lui donna, en récompense de sa dévotion, une chasuble miraculeuse. Le successeur de Bonus, imaginant qu'il pourrait obtenir la même grâce sans posséder les mêmes titres à la faveur de la Reine du ciel, se rendit à l'église. Mais, pour avoir absorbé un plantureux repas arrosé de vin, il s'y endormit. Le lendemain matin, il se retrouva dans son lit. La Vierge l'y avait transporté afin de lui donner une leçon d'humilité et de lui offrir l'occasion de s'amender.

Le personnage principal de ce miracle est un personnage réel: saint Bon fut évêque de Clermont de 859 à 892, renonça à sa charge et mourut en 910. Sa Vie, contemporaine, relate plusieurs miracles perpétrés par lui de son vivant ou survenus après sa mort. On n'y trouve cependant aucune trace de l'épisode de la chasuble miraculeuse; mais dans les Vies ultérieures, à partir d'environ 1100, ce miracle figure, à l'exclusion de tout autre. C'est évidemment une création savante, d'autant qu'il répète le miracle de saint Ildefonse, évêque de Tolède (657—667), qui forme le sujet d'un autre poème de Gautier de Coinci.

[1] C'est un motif fréquent dans le folklore; voir, p. ex., mon compte rendu du *Conte de Poitiers*, éd. Koenig, dans *Romania*, LXIV (1938), p. 409.

La source du prieur de Vic-sur-Aisne est, pour la légende de Bonus, un texte latin rythmique que M. Lozinski publie, avec divers autres textes, à l'Appendice. Au miracle proprement dit, qui occupe à peu près les deux tiers du poème français, Gautier ajoute, suivant son habitude, une »queue» ou moralisation, d'une centaine de vers, où il prêche surtout contre l'incontinence et qui est, comme à l'ordinaire, la partie la plus intéressante parce que représentant l'apport personnel du poète. On y remarque des mots rares dont j'ai signalé naguère quelques-uns dans un article de la *Romania*.[1] Le texte critique es tbasé sur le manuscrit *M* (B. N. fr. 2163). J'aurais préféré *R* (Ermitage), à cause de la graphie qui dans celui-ci est moins teintée de traits dialectaux, mais il présente une lacune de deux vers, tandis que *M* est complet. Le classement confirme certains groupes établis par les éditeurs précédents de Gautier, mais ne fournit (comme il était à prévoir, étant donné la brièveté du texte) aucune nouvelle donnée sûre de quelque importance, si ce n'est la constatation que les manuscrits *n* (B. N. fr. 1807) et *s* (Tours 948) sont apparentés.[2]

Il y a peut-être quelque disproportion à ce qu'un texte de 324 vers fournisse la matière de plus de cent pages. Mais le lecteur qui voudra bien les parcourir ne regrettera pas sa peine. Elles fournissent, en plus d'un texte critique irréprochable et d'une *varia lectio* complète, des renseignements très précieux sur l'histoire de la légende, des textes latins inédits ou peu connus, des renseignements sur l'état linguistique des différents manuscrits, une liste des formules que Gautier aime à répéter, des notes sur les mots rares, etc. La bibliographie et les nombreuses tables ont été établies avec un soin extrême. Grâce à plusieurs travaux récents, on est à peu près renseigné sur la valeur des manuscrits qui nous ont conservé les Miracles de Gautier de Coinci et sur les relations de ces manuscrits. Ainsi on pourra, dans les éditions futures, partielles ou intégrales, faire abstaction de nombreux manuscrits secondaires dont les leçons ne pourraient être d'aucune utilité pour l'établissement du texte.

ARTHUR LÅNGFORS

[1] *Mots rares chez Gautier de Coinci*, dans *Romania*, LIX (1933), p. 481.

[2] Cette parenté est confirmée, selon une information de M. G. Wackenthaller, qui prépare une édition du *Clerc qui fame espousa et puis la lessa*, par les variantes de ce miracle (n:o 78 de la liste de Mme Ducrot-Granderye).

Les chansons de Colin Muset, éditées par **Joseph Bédier.** Deuxième édition corrigée et complétée (Les Classiques français du moyen âge, publiés sous la direction de **Mario Roques,** n:o 7). Paris, Champion, 1938. XLII—73 pages in-8. Prix: 15 fr.

Lorsqu'en 1893, M. Bédier donna, dans sa thèse latine *De Nicolao Museto*, une édition de l'œuvre de ce poète, elle ne comprenait que douze chansons. En 1912 cette édition fut accueillie dans la Collection des classiques français. Le commentaire avait été réduit, par contre le nombre des pièces admises était monté à quinze. Lors de la nouvelle édition[1] qui vient de paraître, le volume a subi une augmentation considérable. L'introduction est passée de treize pages à quarante-deux, la partie occupée par les textes, les notes, le glossaire et les tables comprend maintenant soixante-treize pages au lieu de quarante-quatre. L'augmentation du volume est due essentiellement à l'admission dans l'œuvre de Colin de six nouvelles pièces, ce qui en porte le nombre à vingt et une.

Dans l'*Introduction* M. Bédier explique, chanson par chanson, les motifs qui l'ont amené à les attribuer à notre trouvère, traitant d'abord des chansons sûres, c'est-à-dire de celles qui dans les rubriques des manuscrits, voire dans le corps même des chansons portent le nom de l'auteur, réservant pour la fin celles dont l'authenticité est moins facilement prouvée. Comme l'authenticité des quinze chansons admises déjà dans l'édition précédente est depuis longtemps reconnue par la critique,[2] ce qui nous intéresse particulièrement ici ce sont les six pièces ajoutées (n:os XIII, XV, XVI, XVII, XVIII et XXI).[3]

---

[1] Ce compte rendu était déjà composé lorsqu'on a annoncé le décès de M. Bédier. Persuadé qu'il n'aurait pas déplu au grand savant, s'il avait pu le lire, de voir soumettre à une discussion courtoise certains principes de critique textuelle appliqués dans son édition, nous le publions tel qu'il a été écrit.

[2] En démontrant l'authenticité de la chanson V (R.476: *Sire cuens j'ai vïelé*), attestée par l'attribution à Colin Muset par les manuscrits *KNPX* et contestée par personne, M. Bédier, qui aura oublié pour un moment l'étroite parenté qui lie les mss. *KNX*, fait trop grand cas de leur accord relativement à la place de la chanson dans les mss. et à l'attribution à Colin Muset: à vrai dire, leurs témoignages tous ensemble ne sauraient être considérés que comme un seul.

[3] La chanson XX (n:o XIV de l'édition précédente, R.340 et 341: *Hidousement vait li mons empirant*) se présente cette fois dans sa forme complète, augmentée de deux nouveaux couplets, non pas d'un seul, comme il est dit dans l'*Introduction*, p. XXVIII.

Trois d'entre elles, à savoir les chansons XIII (R. 1298: *Quant voi lou tans refroidier*), XV (R.2079: *Quant li malos brut*) et XVI (R.1300: *Il me covient renvoisier*), ont été publiées, en 1921, par MM. A. Jeanroy et A. Långfors dans leur collection de *Chansons satiriques et bachiques du XIII^e siècle*,[1] où on les lit sous les numéros XL, XXXIX et XLI. Ces deux érudits ont démontré,[2] d'une manière irréfutable, à ce qu'il semble, le bien fondé de l'attribution de ces trois pièces à Colin Muset. M. Bédier s'est rangé à leur avis.

Restent les trois chansons XVII (R.989: *Je chantasse d'amorettes*), XVIII (R.284: *Bels m'est li tens*) et XXI (R.1881: *De la procession*) admises par M. Bédier comme authentiques. Nous nous voyons dans l'obligation de nous inscrire en faux contre sa manière de voir. Commençons par la dernière, *De la procession*. Cette pièce présente le même rythme et la même mélodie que la chanson XIX (R. 123), *Devers Chastelvilain*, qui est sûrement de Colin Muset. Or M. Bédier voit dans le fait que ces deux chansons se chantent sur le même air une preuve de leur origine commune, conclusion que corrobore, selon lui, l'identité du ton et du style. Il n'est pas à propos de répéter ici tous les détails de notre argumentation contre l'authenticité de la pièce en question qu'on peut lire (p. 7—10) dans notre article sur Colin Muset dans *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXVI, 1935. Pour nous, ce poème satirique médiocrement spirituel est l'œuvre d'un poète inconnu qui a imité le rythme et la mélodie de la chanson *Devers Chastelvilain*, œuvre authentique de Colin Muset. On se figure malaisément ce rimeur et musicien adroit réduit à se répéter lui-même, contrairement à l'usage.[3]

Voyons maintenant de plus près les tentatives de M. Bédier de justifier l'admission des deux autres chansons, XVII (R.989: *Je chantasse d'amorettes*) et XVIII (R.284: *Bels m'est li tens*), toutes les deux des *unica* du manuscrit *U* et anonymes. — »Si je propose de les attribuer à Colin Muset, écrit M. Bédier, c'est surtout parce que, dans le manuscrit *U*, elles précèdent immédiatement trois chansons (VI, VII, VIII) qui sont assurément de lui». Dans le cas où les pièces du manuscrit *U*, comme c'est la règle dans la plupart des chansonniers, étaient disposées

[1] Parue comme le n:o 23 du recueil des *Classiques français du moyen âge*.

[2] Voir *o.c.*, *Introduction*, p. XIII—XIV.

[3] Saisissons l'occasion de relever une petite erreur: c'est nous, et non pas M. J. Beck, qui sommes responsable du passage cité à la note 2, p. XXXVIII de l'*Introduction*.

de manière à présenter des séries plus ou moins longues comprenant des pièces d'un même auteur, l'argument de M. Bédier devrait être pris en sérieuse considération. Or, dans *U* c'est exactement le contraire qui a lieu: les chansons du manuscrit *U* se suivent en général pêle-mêle, sans ordre quelconque; on reconnaît une tendance prononcée à choisir toujours une chanson d'un nouvel auteur. Rarement le copiste-collectionneur abandonne ce principe et on a l'impression que c'est par mégarde et malgré lui qu'il a copié quelques rares fois deux, même une ou deux fois trois pièces d'un même trouvère l'une après l'autre.[1] Jamais on n'en trouve quatre, voire cinq. Nous le voyons, l'hypothèse d'une série de cinq chansons composées par un seul et même auteur est ici d'une invraisemblance absolue, à un tel degré qu'on devrait tout au contraire, en l'espèce, raisonner ainsi: si, comme ici, trois chansons consécutives se trouvent être composées par un même auteur, c'est-à-dire Colin Muset, il est pour ainsi dire impossible que les deux pièces qui précèdent cette série soient du même auteur; leur place dans le manuscrit ne constitue pas un argument pour leur attribution à Colin Muset, mais contre celle-ci.

M. Bédier continue, en traitant d'abord de la chanson XVIII: »J'avoue que la chanson *Bels m'est li tens* est une »pièce de facture», dont bien d'autres trouvères ont ressassé les motifs. Mais c'est un lai, et, dans tout le trésor de la poésie courtoise, il n'y a que vingt-deux »lais profanes», dont trois sont de Colin Muset». Ces trois sont les numéros II, VII et VIII de la présente édition. — D'accord avec M. Bédier en ceci qu'on ne retrouve dans cette chanson ni le»ton» de Colin Muset ni rien d'autre qui tant soit peu rappellerait sa personnalité, nous avouons d'autre part ne pas comprendre que la part relativement grande appartenant à Colin Muset dans la somme totale des lais lyriques parvenus jusqu'à nous constituerait même une apparence de preuve. Nous pensons que, jusqu'à nouvel ordre, il vaut mieux ne pas regarder Colin Muset comme l'auteur de la chanson XVIII. Si cette conclusion est juste, la base de l'argumentation générale de M. Bédier que nous venons de citer s'écroule du même coup: car, dans le cas où la chanson XVIII n'est pas de Colin Muset, nous n'avons plus affaire à une série ininterrompue de cinq pièces composées par un même trouvère, ni même à une série de quatre.

[1] Voir A. Långfors, *Mélanges de poésie lyrique française*, troisième article, *Romania*, LVI, 1930, p. 45—46. Cf. H. Spanke, *Literaturblatt für germ. und rom. Philologie*, 1935, col. 52, note 1.

Reste encore la chanson XVII, »diatribe contre l'avidité des femmes de qui l'amour ne va qu'aux riches», qui dans le manuscrit précède la chanson XVIII. Comme M. Bédier rappelle qu'on possède six autres chansons où reparaît le motif: *Quant faut li argens, lors est l'amor faillie*, ce motif ne constitue donc pas un critérium de la paternité de Colin Muset, — tel est aussi l'avis de M. Bédier —, et c'est ainsi qu'il ne lui reste, pour étayer l'attribution de cette chanson à Colin Muset, qu'à insister sur les qualités artistiques qui s'y manifestent: la chanson est composée par un »vrai poète», donc de Colin Muset. Notre conclusion sera cette fois encore: il est trop hasardeux d'attribuer la chanson XVII, *Je chantasse d'amorettes*, à Colin Muset.

Mais M. Bédier n'en a pas encore fini avec les n:os XVII et XVIII. Les dix-huit premières chansons préliminairement traitées, M. Bédier s'arrête un moment pour leur faire subir une analyse minutieuse à plusieurs égards, afin d'être à même de prouver, par la coexistence, dans ce grand groupe de chansons, de certaines particularités, leur origine commune ou au moins d'étayer l'argumentation déjà produite. Ces traits particuliers, au nombre de six, il les énumère en autant de paragraphes. Les voici: »1° Le vers, pour ce qui est du nombre des syllabes, est traité avec la plus souple liberté (jusqu'à vingt vers »trop longs» ou »trop courts»). 2° On rencontre des décasyllabes et des hendécasyllabes sans césure, etc. (onze fois). 3° Dans les pièces dont tous les couplets sont censés bâtis sur un même patron, il arrive que l'un des couplets ait un vers ou deux en surnombre (trois fois). 4° La rime est traitée avec nonchalance (vingt-huit fois). 5° Au lieu de rimes, on trouve de simples assonances (vingt-huit fois). 6° Une anomalie qui consiste en ceci qu'une phrase commencée dans une strophe ne s'achève que dans la strophe qui suit (six fois).»

Quant à nos deux chansons XVII et XVIII, elles se trouvent représentées aux paragraphes 4, 5 et 6, toutes les deux au paragraphe 4, mais seule la chanson XVII au paragraphe 5 et la chanson XVIII au paragraphe 6. Ainsi on trouve une seule fois dans XVII et XVIII une rime approximative, une seule fois dans XVII une assonance au lieu d'une rime, et enfin une seule fois dans XVIII un enjambement d'une strophe à une autre, autant de preuves pour la paternité de Colin Muset! M. Bédier semble lui-même avoir de vagues doutes sur la solidité de sa démonstration. »Ce phénomène d'enjambement d'une strophe à l'autre, écrit-il, se rencontre ailleurs, il est vrai, chez Blondel de Nesle, par exemple; mais de façon si

exceptionnelle que les éditeurs l'ont plus d'une fois méconnu. Sans doute les trouvères ne manquent pas qui se sont permis à l'occasion de rimer du même au même, d'assoner au lieu de rimer, de mal scander leurs vers, etc. Mais dans l'œuvre de quel trouvère relèverait-on, en moins de neuf cents vers, une répétition aussi fréquente des mêmes caractères singuliers?»

Nous croyons que M. Bédier surestime l'importance de ces »caractères singuliers». D'un côté, nous venons de le voir, le nombre des cas appartenant aux différents paragraphes ne laisse pas d'être assez modeste, de l'autre, et il faut y insister, ces traits particuliers sont de nature à se retrouver dans n'importe quel manuscrit, dans des chansons de n'importe quel trouvère. Les causes pour lesquelles ils apparaissent, dans les textes que publie M. Bédier, dans un nombre relativement grand sont multiples. Nous reviendrons sur le procédé de M. Bédier de maintenir dans son texte plusieurs anomalies que la plupart des éditeurs auraient corrigées et reléguées aux variantes. Il y a lieu d'insister ici surtout sur la défectuosité matérielle et diverses autres particularités des manuscrits où sont conservées les chansons de Colin Muset. Des dix-huit chansons qui font l'objet de notre examen il n'y a que quatre (VI, VII, VIII et X) où l'éditeur dispose de deux manuscrits (*C* et *U*); quant au reste, en quatorze cas, il est réduit à un seul manuscrit (nous y comptons aussi les chansons I, II et V transcrites dans les manuscrits *KN*(*P*)*X*, tellement ressemblants qu'on peut les considérer comme un seul manuscrit). Examinons maintenant un à un les manuscrits respectifs, c'est-à-dire les mss. *O*, *C*, *U* et *KNPX*. De nos dix-huit chansons, trois (III, XIV et XVI) sont des *unica* du ms. *O*, manuscrit en général médiocre où on n'est pas surpris de rencontrer des anomalies qui n'étaient pas nécessairement dans l'original. — Quatre textes (IV, IX, XI et XII) sont des *unica* du manuscrit *C*, qui est un manuscrit très capricieux, susceptible d'offrir des »traits particuliers». Ce que nous venons de dire du manuscrit *C* s'applique d'une manière générale au manuscrit *U*: les quatre chansons (XIII, XV, XVII et XVIII) qui sont dans le seul manuscrit *U* ont toutes les chances de présenter des fautes de toutes sortes. Quatre fois (les chansons VI, VII, VIII et X), on a à sa disposition en même temps les manuscrits *C* et *U*. L'étroite parenté de ces deux manuscrits confère également une grande incertitude aux textes établis sur la foi de leurs témoignages. Dans deux des trois chansons restantes, I et II, l'éditeur a pu se servir des manuscrits *KNX*, et dans la chanson V il a pu

recourir aux quatre manuscrits *KNPX*. Les textes de ces manuscrits étant plus d'une fois évidemment remaniés,[1] ils ont la valeur d'un seul manuscrit dont le témoignage inspire des doutes justifiés. Il y a donc plus d'un motif de suspicion: là où M. Bédier voit des traits particuliers caractéristiques du poète lui-même, il n'y a peut-être que des fautes. Mais il faut reconnaître que le poète de cabaret qu'était Colin Muset a pu, dans une mesure plus large que certains de ses confrères plus formalistes, se dispenser des règles de la versification traditionnelle.

Finalement, M. Bédier fait une tentative de lier ensemble les dix-huit chansons en y cherchant des traits qui les feraient ressortir comme des produits d'un seul et même poète. Il énumère (*Introduction*, p. XXI) »quatre thèmes poétiques, très rares chez les chansonniers de l'école courtoise», qui se retrouvent dans certaines de ces chansons. Mais comme parmi celles-ci on chercherait en vain les chansons XVII et XVIII, - l'indication (p. XXII) que la pièce XVII appartient au groupe de chansons qui sont inspirées par un thème gastronomique n'est qu'une faute d'impression pour XVI, — nous pouvons nous dispenser d'en dire davantage.

Voilà le résultat de notre examen concernant l'authenticité des chansons XVII et XVIII: à notre avis il aurait été plus prudent de ne pas les admettre dans le bagage littéraire de Colin Muset. Nous venons d'en éliminer déjà la chanson XXI. L'œuvre de Colin Muset ne comprendrait donc que la somme totale de dix-huit chansons.

Après la discussion concernant l'authenticité, M. Bédier traite de la chronologie de l'œuvre de Colin Muset. Voici ce qu'il écrit (*Introduction*, XXIII—XXIV): »Faut-il admettre avec G. Paris qu'il aurait »appartenu à la génération des trouvères qu'on peut appeler classiques, Gace Brulé, Blondel, le Châtelain de Coucy», c'est-à-dire qu'il aurait »flori à la fin du XII^e^

1 Un exemple typique est le cas de R. 1892, d'Eustache de Reims (voir A. Långfors, *Mélanges de poésie lyrique française*, V, *Romania*, LVIII, p. 358 et suiv.) où, dans *KNX* et les mss. apparentés *OV*, le texte original a été complètement bouleversé, et, particulièrement, une rime féminine a été remplacée, tout au long d'un couplet, par une rime masculine. Pour un autre exemple nous renvoyons au jeu-parti R. 840 (*Recueil général des jeux-partis français*, publié par A. Långfors avec le concours de A. Jeanroy et L. Brandin, Paris, 1926, t. I, p. 1 et suiv.) où dans tous les manuscrits, cette fois *KNOPX*, les couplets III—V, très irrégulièrement versifiés, présentent un état évidemment corrompu.

siècle et au commencement du XIII^e^? C'est, je crois, le faire naître trop tôt. Les thèmes du *bel servir*, il les a reçus tout faits, fatigués déjà, sinon usés, et, s'il les traite parfois et les renouvelle, c'est par des procédés légèrement parodiques, d'un ton qui eût surpris Gace Brulé et Blondel et chagriné le Châtelain de Coucy. D'autre part, ses *raverdies* supposent que d'autres avant lui avaient développé largement le genre rustique et mignard de la pastourelle: ce qui ne s'est produit qu'au treizième siècle. Quand il entre en scène, les trouvères classiques, ceux qui ont vécu les jours de la troisième croisade et de la quatrième, ont disparu dès longtemps. Il est un tard-venu, qui ne dut commencer à cultiver l'art des vers qu'aux alentours de l'an 1230. C'est dans cette persuasion que nous tâcherons d'identifier quelques-uns des personnages mentionnés dans ses poésies.» Suit une énumération où nous avons la satisfaction de retrouver les seigneurs proposés par nous dans l'article sur Colin Muset cité plus haut.

Or, pour toutes les tentatives de fixer la date de l'activité poétique de Colin Muset il n'existe qu'un seul point de départ sûr, et c'est la mention bienvenue, au vers 10 de la chanson XIX (*Devers Chastelvilain*), des *deus rois*. Étant donné que ces rois sont nécessairement le roi de France, Louis IX, et celui de Navarre, le comte Thibaut IV de Champagne, et que ce dernier n'est devenu roi de Navarre qu'en 1234, nous voilà en possession d'une date première, d'un point fixe pour la détermination de l'époque de l'activité littéraire de notre poète. M. Bédier, qui, dans l'édition précedente (*Introduction*, p. XIII), s'était servi de cet excellent moyen de détermination chronologique, n'en fait aucun emploi dans la nouvelle. C'est sans doute un oubli.

Passons maintenant à la question du traitement des textes. On sait depuis longtemps que, parmi les éditeurs de textes, M. Bédier est l'un des plus conservateurs. Déjà dans l'édition de 1912 son principe était de »reproduire, sans y rien changer, les formes et les graphies du manuscrit». Il ne s'était écarté de cette règle que pour ce qui est des chansons qui sont des *unica* du manuscrit *C*, manuscrit qui présente un assez grand nombre de traits dialectaux (lorrains): là il avait normalisé la plupart de ces graphies dialectales parce que, c'est ainsi qu'il s'exprime, »Colin Muset n'écrivait pas une langue si marquée de particularités locales». Et encore, quand le rythme et la rime l'exigeaient, il ne s'était guère refusé, dans l'édition de 1912, à corriger la leçon du manuscrit. — Dans cette nouvelle édition, l'éditeur fait voir une tendance conservatrice beaucoup plus

prononcée. M. Bédier a d'abord soigneusement collationné ses copies sur les manuscrits, ce qui a eu pour effet la disparition de certaines inexactitudes se trouvant dans la première édition.[1] Puis on constate que les *unica* de *C* ont été reproduits cette fois dans une copie presque diplomatique où tous les traits dialectaux sont gardés. Tout ce procédé est excellent et n'offre rien d'exagéré. Mais dès qu'il s'agit de ce qu'on appellerait le travail proprement dit de philologue, du rétablissement du texte, M. Bédier professe un conservatisme qui peut paraître excessif.

La grande aversion de M. Bédier pour faire les corrections même les plus insignifiantes dans la leçon traditionnelle, le fait accorder, croyons-nous, une trop grande liberté au poète de s'émanciper des règles rigoureusement observées dans la technique des trouvères. Cette aversion lui fait accepter, sans autre forme de procès, et regarder comme corrects et authentiques des vers qui, étant trop courts ou trop longs, violent le schéma, ainsi que des couplets présentant un nombre de vers autre que celui qu'exige le schéma, elle le fait garder tels quels des mots faussant la rime, même dans le cas où une légère retouche aurait pu y remédier. Nous ne voulons pas insister ici sur les détails; qu'il nous soit permis pourtant de relever un seul cas où, à ce que nous voyons, une correction s'impose pour ainsi dire impérieusement. Il s'agit du v. 1 de la chanson IV: *Biaus Colins Musés, je me plaing*

[1] Il en reste encore, peu nombreuses d'ailleurs et assez insignifiantes, dans la nouvelle édition. En voici la liste. Introduire dans le texte les leçons suivantes des manuscrits: I 58 *Ore* (non *Or*); II 10 *conme* (non *comme*), 14 *voi* (non *vois*); III 26 *tout* (non *tot*), 40 *Selonc* (non *Selon*); IV 3 biffer *n'ainz* (après *pitiet*), 28 *garnie* (non *gairnie*); V 27 *conpaignie* (non *compaignie*); VI 3 *Lo* (non *Le*), le v. 44 a été répété à tort par l'imprimeur; VII 13 *qant* (non *quant*); VIII 17 imprimer *cor* (non *c'or*), forme dialectale pour *car*, 52 *Q'encor* (non *Qu'encor*), 62 *aie* (non *ai*); IX 50 imprimer *d'airbrexelz* (non *d'airbrexels*), forme corrigée par M. Bédier sur la leçon *draibexelz* du manuscrit; X 51 *Lo* (non *Le*); XI 21 *ieul* (non *eul*), 23 *estei* (non *esteit*); XII 31 *Jai* (non *Ja*); XIII 10 M. Bédier a ici corrigé, sans avertir, la leçon *sou* du ms. en *lou*, 25 *tornoer* (non *tornoier*); XIV 12 *mien* a été corrigé, sans indication quelconque, sur *mi* du manuscrit, 14 *lessast* (non *laissast*); XVIII 1 *Bels* (non *Bel*), faute qu'il faut corriger encore à la rubrique et au haut de la page 33; XIX *seignor* (non *seigneur*), 32 M. Bédier a corrigé, sans avertir, *engresx* du ms. en *engrex*, mais on préférerait *engrés*; XX 17 *Deuz* (non *Deus*); l'avant-dernier vers du couplet IV du ms. *O* (voir *Notes*, p. 63) commence par *Ausi* (non *Ainsi*); XXI 21 *Jehanz* (non *Jehans*), 33 *Vilemurvi* (non *Villemurvi*), 66 *marrien* (non *mairien*), 71 *Li filz* (non *Le fils*). Ajoutons que la solution de l'abréviation *ml't* en *mult* IV 5, IX 5 (ms. *C*) est assez douteuse; nous croyons *molt* plus plausible.

d'une amor. Biaus est là de trop, car le vers doit avoir dix syllabes. La correction se recommande ici d'autant plus que dans ce débat entre Colin Muset et Jacques d'Amiens, le premier couplet n'est pas composé par Colin Muset, ce trouvère qui selon M. Bédier, peut prendre des libertés exceptionnelles, mais par l'autre poète. D'ailleurs, comment se figurer qu'une chanson où alternent, de strophe en strophe, deux auteurs différents ne soit pas conçue d'après un schéma rigoureux?[1]

Après les textes viennent les *Notes* (p. 41—63). On aurait bien voulu avoir, pour chaque chanson, des renseignements sur les éditions antérieures. M. Bédier, il est vrai, invite (p. 41) le lecteur à les chercher dans la *Bibliographie des chansonniers français* de G. Raynaud ou dans la *Bibliographie sommaire des chansonniers français du moyen âge* d'Alfred Jeanroy, mais c'est vraiment faire trop peu pour la commodité du lecteur. Quant aux vers 46—52 de la chanson II (R. 74: *En ceste note dirai*), l'éditeur a oublié de dire qu'ils ont été pris au manuscrit *N* [2].

M. Bédier a raison d'attirer l'attention sur le contexte peu clair des trois premières strophes de la chanson III (R.963: *En mai, quant li rossignolez*). Après avoir minutieusement discuté tous les problèmes liés à la question (*Notes*, p. 47—48), M. Bédier n'arrive pas à une solution qui lui donne satisfaction. Peut-être que l'obscurité pourrait s'éclaircir, s'il est permis de se représenter le sens du passage ainsi. Colin Muset dit dans la première strophe: Au mois de mai, quand le rossignol chante au bosquet, il me faut [toujours] faire un flageolet et je le ferai [toujours] d'une petite branche de saule [car alors il sera le meilleur]. C'est que je ressens [toujours en mai] le besoin de jouer au flageolet une chanson d'amour et de porter une couronne de fleurs pour mon plaisir, je ne peux pas m'en abstenir. Dans la seconde strophe le poète continue: L'autre jour, le mois de mai revenu, les oisillons m'ont éveillé du grand matin et je suis allé, [comme d'habitude], me chercher une branche de saule

---

[1] Pour ce qui est de l'aspect purement typographique que revêtent les chansons, on peut remarquer que l'inégalité respective de la longueur des vers ne ressort pas toujours graphiquement. C'est ainsi qu'on ne reçoit pas, par exemple, une idée nette du schéma métrique de la chanson XIII, où les vers de cinq syllabes n'ont eu qu'une seule fois la place qui leur convient dans l'ensemble. — Pour les vers suivants: I 16, III 12, V 5, VI 48 et XVI 4, les numéros ont été déplacés. Les numéros des derniers vers des chansons IV et XVI sont tombés.

[2] Malgré ce qu'en dit M. Bédier (p. 45), la chanson II est anonyme dans tous les trois manuscrits, dans *N* aussi.

et j'en ai fait un flageolet. Nul n'en peut jouer s'il n'est pas généreux et amant loyal. Dans cette strophe, le poète omet de dire, sans doute pour le faire sous-entendre, que cette fois aussi, il s'est fait une couronne de fleurs: on sait, parce qu'il l'a dit dans la première strophe, que telle était son habitude. En entreprenant maintenant la lecture de la strophe III: *Gravier, cui je vi joliet, celui donrai mon chapelet. De bel despendre s'entremet*, etc., on remarquera qu'il n'y reste plus rien d'obscur.

M. Bédier dit, au sujet du v. 32 de la chanson X, qu'il n'en connaît aucune interprétation satisfaisante. Regardons de plus près le passage. Le poète y dit: Les gens de son temps ne sont bons à rien, et il ajoute (v. 27—32): *Kant plus ont or et argent, vair et gris et dras de soie, Tant sont moins largemetant, Plus que Geus k'usure prent.* Nous comprenons: Plus ils ont d'or, etc., plus ils sont avares, plus encore qu'un Juif qui prête à usure.

Si, comme nous l'avons vu, beaucoup de nouveau a été ajouté dans cette nouvelle édition, par contre, l'éditeur a cru devoir supprimer le chapitre de l'édition précédente contenant les transcriptions des mélodies (p. 28—32) ainsi que la plupart des »commentaires musicaux» qui se trouvent là parsemés dans le chapitre de *Variantes et notes* (p. 33—41).

Le *Glossaire* de la première édition, comprenant des appellatifs et des noms propres, se présente, dans la nouvelle édition, coupé en deux parties, l'*Index des noms de personne et des noms de lieu* et le *Glossaire* proprement dit.

Voici les additions et corrections que nous proposons à l'index des noms.

Ajouter: Ausois XXI 54, *le* pagus Alsensis, *à l'ouest de Saint-Seine, Côte-d'Or* (*Aug. Longnon*, art. cité, *p. 201, note 7*).

Geus X 32, *Juif.*

Jehanz de Trichastel XXI 21. *Voir pour ce personnage Aug. Longnon*, o.c., *p. 208—09, et ci-dessus, p. XXXVII. Voir aussi, ci-dessous*, Trichastel.

Loichars de Preingei (li) XXI 31, *personnage inconnu. Voir Aug. Longnon*, o.c., *p. 206 ss., et, ci-dessus, p. XXXVII. Voir aussi, ci-dessous*, Preingei.

Paris (jusc'a) XI 24, *expression pour indiquer une longue distance.*

Rois (les deus) XIX 10, *voir ci-dessus*, Navarrois.

Remplacer l'article Chalon XXI 26, *Chalon-sur-Saône* (*Saône-et-Loire*) par: Chalon (le conte de) XXI 26, *Jean le Sage, comte de Chalon* (*Chalon-sur-Saône, Saône-et-Loire, ch.-l. arr.*) *de 1227 à 1237. En 1237 il céda son comté au duc de Bourgogne en échange d'autres terres* (*Salins, etc.*), *mais conserva jusqu'à sa*

mort, en 1267, le titre de comte et le nom de Chalon (*Aug. Longnon*, o.c., *p. 208, et Mas Latrie*, Trésor de chronologie, *Paris 1889, col. 1581*). *Voir aussi ci-dessus, p. XXXVII.*

Noter que le nom de Girars se trouve dans XXI encore aux v. 42 et 61 et non pas seulement au v. 57.

Lire Jaikes d'Amiens, non Jaike d'A.; Marcel (saint) IX 23, non XIX; Muset (Colin) III 33, IV 1, 15, 29, 43, non III 3, IV 1, 15, 19, 43; Pelerey XXI 32, non 31; Saillit XIII 53, Soilli XX 34, non Sailli XII 53, Soilli XX 18; Tudele VIII 8, XVIII 8, non Tudele IV 8.

A propos des personnages de l'*Index des noms*, qu'on nous permette de faire une hypothèse concernant le nom de *Gravier*. Il y a, parmi les destinataires des chansons de Gautier d'Épinal, trouvère contemporain de Colin Muset (voir *Neuphilol. Mitteil.*, XXXVI, 1935, p. 19 ss.), un nommé *Garnier*. Il est vrai, le nom du personnage à qui Colin Muset rend hommage dans la chanson III 17 est, dans le ms., écrit plutôt *Grauier* que *Granier*. Pourtant on se demande si la leçon correcte ne serait pas *Granier* avec *n*, au lieu d'un *u*, et qu'à son tour, *Granier* représenterait une simple métathèse de *Garnier*. On aurait donc, chez les deux trouvères, affaire à un nommé *Garnier*, évidemment un seul et même personnage. Ainsi on aurait une preuve des relations, au moins indirectes, entre ces deux trouvères célèbres. Ailleurs (*Neuphil. Mitteil.*, *l.c.*, p. 28), nous avons envisagé la possibilité que *Garnier* serait identique à Garnier d'Arches, trouvère dont la patrie évidemment était Arches, Vosges, arr. et cant. d'Épinal. Tous les trois seraient donc pour ainsi dire des compatriotes. Le lecteur jugera si cette conjecture peut être prise en considération.

Le *Glossaire* est un peu maigre. Dans ce qui suit, nous nous abstiendrons en général de signaler des mots qu'on pourrait y ajouter utilement, nous nous bornerons à nous prononcer sur certaines explications de mots et à faire quelques corrections. Commençons par le mot *chacelot* (XXI 20). M. Bédier se contente de dire que c'est un diminutif de *chasel*. Mais le mot *chasel* a lui-même besoin d'être expliqué. Il représente évidemment à son tour un diminutif, un dérivatif de *chas*, maison. La signification de ce mot est 'manoir, habitation des hommes de condition servile, cabane'. — Le sens de l'expression *chaicier a mal* (XX 11), traduit par M. Bédier par 'tracasser, tourmenter', serait, d'après le contexte, plutôt 'gâter'. — *Dangier* (VI 15, 27; XIII 31) est, croyons-nous, plutôt 'refus' que 'hésitation, résistance'. — M. Bédier donne comme traduction de *desmentir* (X 47), 'fléchir, céder'. Il s'agit du seigneur de Vignori dont il est dit: *Ne nule*

foiz ne desment, Nes que piere d'aïmant. Le diamant étant pendant le moyen âge considéré comme un talisman contre tous les malheurs, contre toutes sortes de maladies et de calamités, nous préférerions traduire 'manquer, faire défaut'. — *Det* (s.m., III 28), mot qu'on ne retrouve dans aucun dictionnaire et qui doit être le résultat de d e b i t u m et un synonyme de *dette* (de d e b i t a), aurait dû avoir sa place dans le glossaire où on le cherche en vain. — L'article *estel, metre la lance en estel* (IX 28; pour IX 27 du glossaire) est complètement à refaire, nous semble-t-il. *Estel* est sans doute une autre forme du mot *estal*, venant du germanique s t a l l et signifiant, comme déjà ce mot, proprement 'place, position'. Ici Colin Muset l'emploie évidemment dans le sens spécial de 'posture d'attaque' (cf. les expressions suivantes enregistrées par Godefroy: *faire estal, prendre estal*, prendre position, s'arrêter pour combattre; *defendre l'estal*, tenir bon; *doner estal*, tenir tête; *livrer, delivrer estal*, défier au combat, attaquer). *Metre la lance en estal* veut donc dire mettre la lance, la tenir en posture d'attaque. Mais il y a d'autres mots à expliquer dans la même strophe (III, v. 25 ss.) avant que le contenu en soit clair. D'abord l'expression *tenir l'escut en chantel* (IX 26) qui a été totalement oubliée par M. Bédier. Godefroy, *Dictionnaire*, donne la traduction suivante: *L'escu en chantel*, l'écu de côté, sur le bras gauche, et non pas sur la poitrine, comme au moment de frapper de la lance. On le voit par le contexte, la signification est exactement le contraire ici, autrement dit, *tenir l'escut en chantel* veut dire tenir l'écu sur la poitrine, en position de défense. *Vancre lou sembel*[1], dans le même contexte (IX 29), est traduit par M. Bédier (voir sous le vocable *estel*) par »toucher barres», et *cembel, sembel* est pour lui un jeu, pour lequel il renvoie à Léon Gautier, *La Chevalerie*, p. 677. En réalite *cembel* ne signifie ici que 'combat, tournoi, joute', et le renvoi à Léon Gautier est inutile. *Vancre lou sembel* du vers 29 signifie donc sortir vainqueur du combat, du tournoi. Voici comment nous avons compris (IX 25 -33): Celui qui éperonne bien son cheval et tient l'écu sur la poitrine en position de défense au commencement du combat et qui tient la lance en posture d'attaque et qui, pour remporter la plus brillante victoire au tournoi, va attaquer le meilleur des chevaliers, il doit bien avoir le prix des mains d'une belle dame et son anneau pour son amitié et son amour (nous basons notre traduction du v. 33 sur cette leçon corrigée: *Per druerie et s'amor*).

---

[1] *Veincre cembel* se retrouve encore XXI 29, ce que M. Bédier a oublié de dire.

— En notant le mot *mantel* (XIX 39), M. Bédier ajoute: »Le sens du vers m'échappe.» On reconnaît là une phrase de l'édition précédente qui nous avait déjà fourni l'occasion de dire, dans l'article sur Colin Muset (p. 11, note 1), notre opinion. Nous nous permettons de la répéter ici. Voici le passage en question (XIX 39—40): *Il n'ont part ou mantel, Foi que doi saint Eloir!* Le poète semble dire: »Ils (c.-à-d. les seigneurs de Vignori et de Rignel) n'ont pas de part au manteau que je porte sur mes épaules», c'est-à-dire »ils ne m'ont rien donné» (cf. les vers 25—26 de la même chanson, concernant le seigneur de Sailly: *Maintes foiz m'a donné Robes et maint bel don*). — M. Bédier explique *se tout* (VI 16, VII 16) par 'si du moins, à moins que'. Les deux passages, que nous allons citer, exigent, à ce que nous voyons, la traduction 'quoique, même si': VI 15—16, *Je la servirai sen dangier* (= sans refus) *Se tout ne lo me vuet merir* (= récompenser), et VII 15—16, *Toz tens en pardons* (= pour rien) *servirai, Se tout n'en ai altre loieir.*

Il y a dans le *Glossaire* un certain nombre de fautes d'impression et d'autres petites erreurs. En voici la liste. Lire *acroire* III 38 (non IX), *bernaige* IX 6 (non X), *conreer* I 74 (non 73), *decort* VII, rubrique du ms. *C* (non VII 61), *denree* XVIII 39 (non 38), *envieus* XVII 14, 42 (non 14, 22), *eschis* XI 11 (non II), *flories* XV 62 (non 63), *geteir* XIII 32 (non 39), *hui est li jors* XVII 39 (non XIII), *inel* IX 2 (non II 2, 44, IX 2), *monton* XIV 5 (non 51), *nen* IV 4 (non 14), *nes que* X 48 (non *ne que*), *per coy* IV 21 (non *par coi* XI 21), *sejor* XVII 35 (non XVIII), *a sejor* IX 45 (non 44), *tornant* XVII 56 (non 46), *Sel* (plutôt *Cel*) *que fes tot cant es*, Bartsch 335, 14 (l'article *tribu martel*, ligne 5—6, non *Sel que fes tot cantes*, Bartsch 385, 14), *M. Gianfranco* (l'article *tribu martel*, ligne 1, non *M. Gianjranco*), *vermin* XIX 15 (non 5). — Ajouter à l'article *cui* III 17 la traduction 'à celui qui' (et biffer le reste de l'article); à *pardons* (*en*), *en pardon* XIX 27; à *proe* la traduction 'troupeau'.[1]

[1] Il y a encore quelques fautes matérielles que nous n'avons pas eu, jusqu'ici, l'occasion de relever. Les voici. Lire p. XXII, l. 6: XVI (non XVII); p. XXV, note 2: Henri Ier (non Henri II); p. XXVI, l. 10: Mathieu II (non Mathieu); p. XXXV, l. 15: Gautier (non Gautier II); p. 41, l. 2: *K*, p. 238 b (non fol. 238 v°); p. 43, l. 5: V. 30—31 (non 31—32); p. 43, l. 16: p. 34 (non p. 84); p. 45, l. 2: *K*, p. 334 b (non fol. 334 v°); p. 45, l. 4: *K* ne donne (non *N* ne donne); p. 46, l. 11: V. 16 (non 13); p. 49, l. 23: V. 45 (non 44); p. 49, l. 33: *K*, p. 237 a (non fol. 237 r°); p. 53, l. 2: 15 *i ot* (non 13); p. 57, l. 15: Raynaud, 1313 (non 1315); p. 58, l. 27: fol. 125 v° (non 125 r°); p. 59, l. 19: fol. 68 v° (non 68 r°).

Holger Petersen Dyggve

Grundriss der romanischen Philologie, begründet von **Gustav Gröber.** Neue Folge. **Gustav Gröber,** *Geschichte der mittelfranzösischen Literatur*, II. Vers- und Prosadichtung des 15. Jahrhunderts. Zweite Auflage, bearbeitet von **Stefan Hofer.** Berlin u. Leipzig, Walter de Gruyter & Co., 1937. 313 p. 8:o.

Conformément au plan adopté pour cette nouvelle édition (voir mon compte rendu du tome précédent, *Neuphilologische Mitteilungen*, XXXIV, 1933, p. 204), diverses transpositions des matières ont été pratiquées, ayant pour but, d'une part, de présenter sous forme de monographies certaines figures dominantes de la littérature de l'époque, telles que Christine de Pisan, Alain Chartier, Charles d'Orléans, François Villon, Henri Baude, Guillaume Coquillart, d'autre part de constituer des groupes réunissant les poètes lyriques de second rang, les historiens, les moralistes, les traducteurs, etc., les grands rhétoriqueurs étant rangés dans un chapitre intitulé *Bourgogne*. Le reviseur s'est efforcé de tenir la bibliographie au courant. Elle souffre cependant de certaines imperfections, dont quelques-unes sont regrettables. Il y a un grand nombre de petites fautes dues à l'inattention. P. 29. *Dittie*, l. *Dittié*. P. 30, *Gonthier Col*, p. 242, *Gontier de* (sic) *Col*, lire *Gontier Col*. P. 87. On sait depuis longtemps que l'ancien manuscrit Notre Dame M $^{21}/_{3}$ est l'actuel manuscrit français 24.432 de la Bibliothèque nationale; voir, p. ex., le *Recueil de chansons pieuses*, II, publié par moi en collaboration avec Edw. Järnström. P. 112. La *Vie de sainte Catherine*, par Destrées (et non *Destrée* comme il est indiqué à la table, p. 297) n'est pas datée de 1451, mais de 1501. Cette erreur ancienne, due au rédacteur du Catalogue des manuscrits français de la Bibliothèque nationale, a été rectifiée par Holger Petersen dans son édition, p. 1, note.

P. 147. *Richmont*, lire *Richemont*, de même à la table. P. 179. *Vignier*, lire *Viguier*. P. 180. *Benoit de Court*, lire *Le Court* (de même à la table). P. 183. A la bibliographie il manque le renvoi à mon article (*Romania*, XLV, 268), où le nom de l'auteur de la *Chronique de Floreffe*, Simon, a été indiqué pour la premiere fois.

P. 243. Les *Heures de contemplation* (ms. n. acq. 10.059) sont mentionnées une seconde fois deux lignes plus bas, d'après le même manuscrit, mais cette fois sous le titre *Heures de la contemplation*. P. 249. A propos de Robert du Herlin il aurait été utile de renvoyer à mon article (*Romania*, XLI, 236) et au *Cataloque de la Bibliothique Rothschild*, IV, n:o 2746, où la

bibliographie du sujet est beaucoup plus complète que dans le *Grundriss*. P. 250. *Mullert*, lire *Mulertt*, *Schoeperle* (bis), lire *Schoepperle*. P. 257. *M*e (sic) *Saint-Saurin* (sic), lire *Mme de Saint-Surin* et renvoyer pour les *Contenances de table* à l'article de St. Glixelli, *Romania*, XLVII, 1. P. 266. A propos de la *Bataille Loquifer*, il manque le renvoi à l'édition de J. Runeberg (Helsingfors, 1913). P. 269. *Kjellmann*, lire *Kjellman*. P. 273. *A. Langlois*, lire *Ernest Langlois*, éditeur des *Nouvelles de Sens*. *Ibid.*, à propos de Martial d'Auvergne, *Sjöderhjelm*, lire *Söderhjelm*.

A. Långfors

Dizionario di marina medievale e moderno. Reale Accademia d'Italia. Dizionari di arti e mestieri, 1. Roma, 1937. XXXIII—1367 pages.

Le gouvernement italien ayant chargé l'Académie d'Italie de la préparation d'un nouveau dictionnaire de la marine, celle-ci en a confié la direction à son membre le mieux qualifié, l'éminent philologue G. Bertoni, qui a eu pour collaborateurs principaux MM. E. Falqui et A. Prati. Le commandant C. Bardesono di Rigras, lui-même auteur d'un *Vocabolario marinaresco* (1932), et, après sa mort, le capitaine de vaisseau A. De Januario ont été chargés de la revision technique. Les dictionnaires italiens de la marine n'ont pas manqué, depuis 1614, date de l'ouvrage de Pantera intitulé *Armata navale*, où se trouve englobé *un vocabolario nel quale si dichiarano i nomi e le voci marinaresche*. Mais tous ces dictionnaires ne comprennent qu'une matière restreinte. Ainsi celui de Bardesono, déjà nommé, a essentiellement un caractère moderne et technique. Le côté étymologique laisse beaucoup à désirer dans les vocabulaires de quelque ancienneté, cela va dans dire; c'est le cas aussi de plus d'un ouvrage d'une date relativement récente. Le présent dictionnaire a été établi sur une base très large. Tout ce qui était utilisable dans les précédents a été mis à profit. M. Bertoni, dans une lumineuse et substantielle préface, signale avec des éloges particuliers le répertoire polyglotte bien connu de A. Jal (1848). Ainsi le nouveau dictionnaire comprend tous les mots réunis par dépouillement d'ouvrages, revues, articles de journaux relatifs à la marine ou résultant d'enquêtes spéciales, mots touchant l'armement, la signalisation, les machines, etc.; les termes littéraires (anciens, peu usités ou modernes) ne ser-

vant pas à un usage exclusivement technique; les dénominations d'embarquements étrangers, médiévaux ou modernes, avec, lorsqu'il existe, l'indication du nom italien équivalent, les expressions figurées, locutions proverbiales particulières à la vie maritime, les termes de pêche, les mots tombés en désuétude attestés dans les statuts et traités maritimes des XIV^e^, XV^e^ et XVI^e^ siècles, d'origine gênoise ou vénitienne pour la plupart; nombre de mots dialectaux; l'étymologie des termes de marine, à l'exclusion des mots qui sont courants aussi en dehors de cet emploi spécial; enfin la chronologie des différentes acceptions des termes en tenant compte surtout de la date à laquelle apparaît pour la première fois le sens actuel de chaque mot.

La riche matière du dictionnaire est disposée d'une manière très commode. A *áncora*, p. ex., article de sept colonnes illustré de deux planches (il y a dans l'ouvrage en tout 58 planches hors texte), on trouve, après la définition du terme, une longue suite d'expressions où entre ce mot (*correre sull'áncora*, *girare sull'á.*, *salpare l'á.*, etc.), une rubrique *parti dell'áncora*, une autre, *varie posizioni* e *varii tipi dell'áncora*. — La liste des ouvrages consultés occupe quinze pages en tête de l'ouvrage, auxquelles s'ajoute, à la fin, une page d'additions.

On apprend par la préface que la préparation de cet important instrument de travail a exigé quatre ans de préparation. On ne peut qu'admirer un effort qui a donné en si peu de temps un résultat aussi imposant.

A. Långfors

Mitteilungen

Professor Hans-Friedrich Rosenfeld an der Akademie in Åbo wurde zum ord. Professor für deutsche Philologie an der Universität Greifswald ernannt.

Professor A. Långfors wurde zum ersten Vorsitzenden der Société des anciens textes français in Paris gewählt.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen: A. Långfors, Le fabliau découvert à Lyon et le manuscrit 354 de Berne, in Romania, LXIV (1938), S. 252—5. Ders., Besprechungen von H. Pflaum, Die religiöse Disputation in der europäischen Dichtung des Mittelalters, das., S. 264—6, von Archiv für das Studium der neueren Sprachen, CLXXII, das., S. 267—8, von Le Mors de la pomme, ed. Kurtz, das., S. 286—7, und von Le Conte de Poitiers, roman du XIIIe siècle, éd. par V.-F. Koenig, das., S. 409—12.

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: Neuphilologische Mitteilungen, XXXVII, 7—8, besprochen von Mario Roques in Romania, LXIV (1938), S. 423—4. — V. Kiparsky, Fremdes im Baltendeutsch (Mémoires de la Soc. néophil., XI), bespr. von H. Dibelius in Ungarische Jahrbücher, XVIII, Nr. 1; von Roland Seeberg-Elverfeldt in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas, II, H. 4, S. 671—2, und von Hans Holm Bielfeldt in Zeitschrift für deutsches Altertum, XXXVIII (1938), H. 1. — Ilmari Lahti, La métathèse de l'*r* dans les langues romanes, bespr. von O. Bloch in Bulletin de la Société de linguistique de Paris, XXXVII (1936), S. 70—4. — Tauno Nurmela, Le sermon en vers De la Chasteé as nonains de Gautier de Coinci, bespr. von M. Delbouille in Revue belge de philologie et d'histoire, XVII (1938), S. 607—8. — Holger Petersen Dyggve, Onomastique des trouvères und Personnages historiques figurant dans la poésie lyrique, bespr. von M. Delbouille in Revue belge de philologie et d'histoire, XVII (1938), S. 601—2.

Mots grecs changeant de déclinaison en latin

Un nombre de substantifs grecs à thème consonantique passés dans le latin ont pris la déclinaison en *-ā-*, d'autres encore, ceux-ci moins nombreux, la déclinaison en *-o-*, de sorte que ces formes semblent faites respectivement sur l'accusatif (en *-α*) et sur le génitif (en *-ος*) du grec. Il est vrai que la langue savante restituait souvent le nominatif grec avec la flexion consonantique. Voici les plus importants de ces métaplasmes [1].

En *-o-: elep(h)antus* (depuis Varron; on lit à Pompéi ELEPANTV(*m*) CIL IV 806; d'où gotique *ulbandus*, qui suppose une autre forme **olep(h)antus*, cf. v. fr. *olifant*) de gr. *ἐλέφας, ἐλέφαντος*, la transcription du nominatif *elephās* (et *elephāns*) étant adoptée secondairement; *abacus* (depuis Caton; it. *abbaco*, esp. port. *ábaco*, prov. cat. *abac*) de gr. *ἄβαξ, ἄβακος; delphīnus* (plus ancien que *delphīn* et *delphīs, -īnis;* it. *dolfino*, port. *golfinho*) de gr. *δελφίς, δελφῖνος; grȳp(h)us* (Pline Nat. hist.; Gloss., Itala, Mela), à côté de *grȳps, -p(h)is*, de gr. *γρύψ, γρυπός*; divers noms ethniques: *Arabus* (Virgile, Pline le J.) fait concurrence à *Arabs*, gr. *Ἄραψ, Ἄραβος, Cappadocus* (Apulée, Columella) à *Cappadox*, gr. *Καππάδοξ, -οκος, Tītānus* (Varron, Cicéron) à *Tītān*, gr. *Τιτάν, Τιτᾶνος, Thrācus* (Gellius) à *Thrāx*, gr. *Θρᾷξ, Θρᾳκός*, etc.

En *-ā-: crātēra, crēterra* (les deux formes depuis Naevius) de gr. *κρατήρ*, acc. *κρατῆρα* (ion. *κρητήρ, κρητῆρα*), le nom.

[1] Quantité d'exemples chez Neue-Wagener, *Formenlehre der lat. Sprache*, I p. 492 sqq. Les cas qui intéressent au point de vue des langues romanes ont été relevés par Th. Claussen, *Die griechischen Wörter im Französischen*, dans *Romanische Forschungen*, XVI (1904) p. 774—883, v. p. 800 sqq. — Le grammairien Priscien cite (Keil, *Grammatici Latini*, II p. 216 sqq.) les formes *Titanus, delphinus, elephantus, abacus, Arabus, Aethiopus, panthera, creterra, lyncas, cassida*, comme remontant respectivement au génitif et à l'accusatif grecs.

crātēr étant à peu près limité aux poètes (v. *Thes. linguae Lat.* s.u.); *Numida, -ae* (depuis le III[e] siècle av. J.-C.[1]) de gr. *νομάς*, acc. *νομάδα*; *sporta*, dont le diminutif *sportula* est courant depuis Plaute, de gr. *σπυρίς*, acc. *σπυρίδα* (par l'intermédiaire étrusque?); *panthēra* (depuis Varron), gr. *πάνθηρ*, acc. *-α*; *statēra* (depuis Varron, it. *stadera*) de gr. *στατήρ*, acc. *στατῆρα*; *p(h)alanga* (Varron, Vitruve, César; it. esp. prov. cat. *palanca*, fr. *palanche*, roum. *părîngă*) 'bâton pour porter un fardeau (Vitruve), rouleau sur lequel on fait glisser des bateaux ou des machines' (Varron), sens technique qu'a eu gr. *φάλαγξ*, acc. *φάλαγγα*;[2] *placenta* (depuis Caton; roum. *plăcintă*) de gr. *πλακοῦς*, acc. *πλακοῦντα*, par un rapprochement avec *placēre*; le nom CRISIDA se lit sur une inscription ancienne (CIL I[2] 566), pour *Χρυσηίς*, acc. *Χρυσηΐδα*; *crepida* (depuis Cicéron) de gr. *κρηπίς*, acc. *κρηπῖδα*[3]; *spēlunca* (intermédiaire étrusque? Cicéron, Virgile, v. it. *spilonca*, v. fr. *espelonche*) de gr. *σπῆλυγξ*, acc. *σπήλυγγα*; *amp(h)ora?* (depuis Naevius et Caton, à Pompéi AMPVRA CIL IV 6711), de gr. *ἀμφορεύς*, dont l'acc. *ἀμφορέα* pourrait difficilement expliquer la forme latine; serait-ce un acc. dialectal **ἀμφορῆν* (cf. *poēta*:

---

[1] V. F. Altheim, *Anfänge des Vulgärlateins*, dans *Glotta* XX (1932) p. 153 sqq., p. 156.

[2] V. F. Altheim, *o.c.* p. 155.

[3] Les deux brèves de *crepida*, en face de *η* et *ī* de *κρηπῖδα* s'expliquent, mieux que par une étymologie populaire rapprochant *crepāre*, par le timbre relativement ouvert qu'avaient *η* et *ι*, *ι* du grec: la qualité des voyelles l'emporte sur la quantité en ancien latin comme en latin 'vulgaire'; à comparer lat. *cunila* de gr. *κονίλη*, lat. *camellus* de gr. *κάμηλος*, it. *cresima*, fr. *chrême* de gr. *χρῖσμα*, *Chrestus*, *Chrestianus* dans les inscriptions [p. ex. ANCILLA CRESTI, E. Diehl, *Inscriptiones Latinae christianae ueteres* (Berlin, 1925—1931) n. 1170 (a. 345 ap. J.-C.), MINISTRATORI CHRESTIANO ibid. n. 584 (inscr. non datée)], roum. *creștin*, v. fr. *gent crestienor* (= *gentem christiānōrum*), de gr. *χριστός*, *χριστιανός*; Claussen, *o.c.* p. 813 et 854 sq.; cf. G. Bonfante dans *Revue des études latines*, 1934 p. 157, ibid. 1935 p. 14 sqq., et ma thèse *Le latin vulgaire des inscriptions pompéiennes*, Helsinki 1937, p. 29.

ποιητής)? Le genre sera toujours influencé par *aulla*, *urna*[1]; le latin populaire connaît une forme *striga* (Pétrone, Gloss.; it. *strega*, roum. *striga*, v.fr. *estrie*, port. *estria*) pour *strix* 'oiseau de nuit; sorcière', gr. *στρίγξ*, acc. *στρίγγα*[2]; Varron a un acc. *magidam*, pour *magis*, *-idis*, de gr. *μαγίς*, acc. *μαγίδα*, fr. dial. *maie*, it. *madia*, port. *malga*. En bas latin, surtout depuis saint Augustin, on trouve *lampada*, *-ae*, pour *lampas*, *-adis* de gr. *λαμπάς*, acc. *λαμπάδα*, d'où it. *lampada*, esp. *lámpada*, *lámpara* (en regard de fr. *lampe*, qui postule **lampa*, *-ae*); *hebdomada*, *-ae*[3] pour *hebdomas*, *-adis*, de gr. *ἑβδομάς*, acc. *-άδα*, v. it. *domada* (à côté de *edima* de **hebdoma*, *-ae*); *decada* pour *decas*, *-adis*, de gr. *δεκάς*, acc. *δεκάδα*; *sȳringa* pour *sȳrinx*, de gr. *σῦριγξ*, acc. *σύριγγα*, it. *sciringa*, *scilinga*, fr. *seringue*, esp. cat. *siringa*, *pȳramida* pour *pȳramis* de gr. *πυραμίς*, acc. *-ίδα*, etc. Enfin, les formes romanes it. *busta*, fr. *boiste*, *boîte* ne s'expliquent que par **buxida* pour *pyxis*, gr. *πυξίς*, acc. *πυξίδα*. Ajoutons les noms géographiques *Ancōna* (et *Ancōn*), *Crotōna* (*Crotōn*, *Crotō*), *Narbōna* (*Narbō*), *Tarracōna*, *Terracōna* Isidore de Séville, aujourd'hui *Tarragona* (*Tarracō*), *Agrigentum* (gr. *Ἀκράγας*, acc. *Ἀκράγαντα*, avec une étymologie populaire), *Tarentum* et *Tarentus* (gr. *Τάρας*, acc. *Τάραντα*); aujourd'hui *Nisida*, ancien *Nēsis*, *Νησίς*, acc. *-ίδα*.

---

[1] Debrunner, dans *Indogerm. Forschungen* XLVI (1928) p. 91 sq., cf. Ernout-Meillet, *Dictionnaire étymol. de la langue lat.*, s.u.

[2] Le mot est donné comme emprunt fait au grec dans Ernout-Meillet, *Dict. étym.*, s.u. *striga*, forme populaire qui serait faite sur l'acc. de gr. *στρίγξ*, *στριγγός*. Par contre, A. Walde, *Lat. etym. Wörterbuch*, 2e éd., s.u. *strix*, rapproche seulement gr. *στρίγξ*, en ramenant les deux au radical **streig-* 'zischen, schwirren', d'accord avec E. Boisacq, *Dict. étym. de la langue grecque*, s.u. I *στρίγξ*.

[3] *(H)ebdomada* et *lampada* sont les formes régulières dans la latinité chrétienne, v. H. Rönsch, *Itala und Vulgata*, Marburg 1875, p. 258 et H. Goelzer, *Latinité de saint Jérôme*, Paris 1884, p. 280.

A propos des métaplasmes du type *elephantus, -ī* pour *elephās, -antis*, Priscien (*l.c.*) observe que des changements de déclinaisons analogues étaient connus des Grecs eux-mêmes, ». . . . qui saepe et genetivo et aliis casibus pro nominativo sunt usi: *ὁ μάρτυς τοῦ μάρτυρος, ὁ μάρτυρος, ὁ ἰκτίς τοῦ ἰκτῖνος καὶ ὁ ἰκτῖνος.*» Outre *μάρτυς — μάρτυρος* et *ἰκτίς — ἰκτῖνος*, l'ancien grec connaît le flottement entre la déclinaison consonantique et vocalique pour *φύλαξ* et *φύλακος* (*φυλακός*) (les deux dans Homère, Hérodote employant le dernier presque uniquement); *ἀγών* et *ἄγωνος* (Alcée), *προβλής* et *πρόβλητος* (Sophocle), etc., et notamment dans les composés comme *μυρί-ανδρος* (en face de *ἀνήρ, ἀνδρός*), *γοργ-ωπός* (*ὤψ*, acc. *ὦπα*), *εὖ-θρικος* (*θρίξ, τριχός*) [1]. Ces doublets anciens ont sans doute plus tard déclenché dans la *κοινή* de nouveaux métaplasmes de ce genre [2], développement qui a fini par abolir la déclinaison consonantique en grec populaire d'aujourd'hui.

La formation des nominatifs comme *crātēra, crepida, lampada* sur les accusatifs grecs est expliquée [3] comme reflétant, elle aussi, une tendance du grec vulgaire, savoir à ajouter par l'analogie de la 1ère déclinaison (acc. *μάχαιραν, νεανίαν*) un *-ν* à l'acc. sing. de ces noms: on lit sur les papyri de l'époque ptoléméenne et surtout romaine des accusatifs comme *χῖραν*

---

[1] Brugmann-Thumb, *Griechische Grammatik*, München 1913, p. 210.

[2] K. Dieterich, *Untersuchungen zur Geschichte der griechischen Sprache von der hellenistischen Zeit bis zum 10. Jahrhundert n. Chr.*, Leipzig 1896, donne p. 178 *ἄρρενον* = *ἄρρενα* acc., *μακάρου* = *μάκαρος*, *μελάνου* = *μέλανος* gén. (exemples tirés des papyri). A comparer la tendance en latin vulgaire des adjectifs en *-ri-* de la 3e déclinaison (*ācer, celeber*) à passer à la classe en *-er, -ra, -rum*, v. W. A. Baehrens, *Sprachl. Kommentar zur vulgärlat. Appendix Probi*, Halle 1922, p. 109, et mon *Latin vulg. des inscriptions pompéiennes*, p. 148.

[3] V. Stolz-Schmalz, *Lat. Grammatik*, 5e éd. par M. Leumann et J. B. Hofmann, p. 261.

(= *χεῖρα*), *παῖδαν*, *μῆναν*, *νύκταν*, *στατῆραν* [1]. L'amuïssement de *-ν* final intervenant, il en est résulté en grec moderne les déclinaisons en *-α* et *-ας*, acc. sing. *-α*, qui embrassent le gros des thèmes consonantiques de l'ancien grec, p. ex. *ἡ θυγατέρα*, *λαμπάδα*, *ὄρνιθα* = gr. class. *θυγάτηρ*, *λαμπάς*, *ὄρνις*; *ὁ πατέρας*, *φύλακας* (cf. *φύλακος* plus haut), *μῆνας* = *πατήρ*, *φύλαξ*, *μήν* [2].

Sans doute les Romains ont-ils pu entendre tel ou tel autre des termes grecs qui nous occupent sous une forme déjà passée à la flexion vocalique, bien que nous n'en ayons pas de témoignage direct, à part les accusatifs sporadiques *στατῆραν*, *κρηπῖδαν* (v. *Thes. linguae lat.*, s.u. *crepida*) des papyri, qui à proprement parler n'attestent pas encore un changement de déclinaison (cf. ci-dessus). Cependant ces métaplasmes accidentels en grec ne suffisent pas à eux seuls pour expliquer les formes latines.

Il faut bien mettre ici en cause certaines tendances du latin populaire à savoir la prépondérance croissante de l'accusatif comme cas oblique, l'amuïssement de *-m* final et la réduction des catégories flexionnelles en faveur des déclinaisons en *-ā-* et en *-o-*.

Tout en s'adaptant à la morphologie latine, les noms empruntés au grec ont gardé avec quelque ténacité la désinence grecque de l'accusatif singulier, surtout en *-α*, qui était à peu près régulière dans les noms propres en *-eus* (comme *Pēleus* = *Πηλεύς*, acc. *Pēlea*), mais courante aussi dans les thèmes consonantiques, particulièrement dans les noms géographiques [3].

---

[1] E. Mayser, *Grammatik der griech. Papyri aus der Ptolemäerzeit mit Einschluss der gleichzeitigen Ostraka und der in Ägypten verfassten Inschriften*. 2e éd., Berlin & Leipzig 1938; tome I, 2e partie, p. 46.

[2] A. Thumb, *Handbuch der neugriechischen Sprache*, Strassburg 1895, § 43 sqq.

[3] Pour matériaux, v. Neue-Wagener, *o.c.* I p. 458 sqq.

Ainsi, l'accusatif *āera* (depuis Varron) est de beaucoup plus commun que *āerem*, et *aethera* est la seule forme de l'acc. sing. connue de la littérature latine avant la basse époque [1]. C'est que l'accusatif avait une certaine indépendance à côté du nominatif, en raison de sa fréquence dans le débit, étant le cas du complément direct et aussi celui que régissaient la plupart des prépositions: de là sans doute les nombreux accusatifs en *-a* des noms de lieux grecs, qui étaient souvent usités à l'accusatif pour indiquer l'aboutissement d'un mouvement (pour la plupart des cas, et régulièrement dans la prose grecque, accusatif accompagné d'une préposition). C'est pour des raisons analogues que l'accusatif arrivait à figurer dans des énumérations, rubriques, indications de matériaux, et ainsi de suite [2]. Par la suite, on trouve dans des inscriptions vulgaires des accusatifs fonctionnant comme sujets de la phrase même [3], et qui annoncent l'absorption de toutes les formes casuelles, y compris le nominatif, par l'accusatif dans les langues romanes [4]. C'est sans doute à la prépondérance de l'accusatif sur les autres cas que l'on peut attribuer les formes remontant aux accusatifs grecs attestées en bas latin (v. plus haut) [5].

---

[1] *Thes. l. lat.* s.u:bus. — Cf. Charisius I 85, 11: »*aer aether, hunc aera* et *aethera* masculino genere dicimus, Graeca enim sunt; sed et *hunc aerem* ueteres Latina declinatione dixerunt», et I 121, 11: »*aerem* ueteres dixerunt, non item *aetherem*, sed *aethera*, quia utique Graeca sunt.»

[2] On lit à Pompéi, dans une liste de rations: PANE(*m*) 14 fois, PISCICVLVM I, CEPAS V, PALMAS I (CIL IV 5380); d'autres inscriptions pompéiennes portent des accusatifs de même caractère. V. mon *Latin vulg. des inscriptions pompéiennes*, p. 196 sq.; cf. J. Svennung, *Untersuchungen zu Palladius u. zur lat. Fach- u. Volkssprache*, Lund, 1935, p. 192 sqq.

[3] V. Altheim, *o.c.* p. 154 sqq.

[4] Ce phénomène se serait accompli en latin vulgaire, pense M. Altheim, *o.c.* p. 157 sq., dès le 2e ou même le 3e siècle av. J.-C. (!).

[5] V. F. Marx, *Die Beziehungen des Altlat. zum Spätlatein*, dans *Neue Jahrbücher* XXIII (1909) p. 439.

Cette explication ne rend pourtant pas compte des noms grecs qui dès le vieux latin ont adopté la nouvelle flexion en *-ā-*, soit exclusivement (comme *crepida*, *statēra*, *spēlunca*), soit concurremment avec la flexion consonantique (comme *crātēr*, *-a*, *p(h)alanx*, *-nga*). Il convient de faire intervenir un fait de phonétique du latin, qui du reste a dû contribuer à la confusion casuelle dont il vient d'être question, à savoir l'amuïssement de *m* final en latin populaire dès l'époque archaïque. Comme dès lors le nominatif et l'accusatif singuliers de la 1ère déclinaison étaient devenus identiques, les accusatifs grecs *crātēra*, *statēra*, *phalanga* etc. qui avaient cours en latin (cf. plus haut p. 309 sq.), avaient des chances d'être assimilés aux accusatifs indigènes du type *mēnsa(m)*, ce qui appelait tout naturellement la flexion *crātēra*, *-ae*, etc. Le changement de déclinaison a sans doute été facilité par les accusatifs 'doubles' du grec populaire comme *στατῆραν* etc. La déclinaison en *-ā-* embrassait dès le début un grand nombre de substantifs grecs: outre les féminins en *-ā-*, p. ex. *plāga* de dor. *πλαγά* (= att. *πληγή*), *purpura* de *πορφύρα*, *charta* de *χάρτης*, *coc(h)lea* de *κοχλίας*, les neutres en *-μα*, *-ματος* avaient tendance à être ramenés en latin aux féminins en *-ā-*: Plaute a un abl. *schēmā*, Laberius *dogmam*, Pétrone *stigmam*, Apulée *diadēma candida*, idem abl. *schēmīs*, etc.; dans les langues romanes, les neutres grecs en *-ma*, en tant que mots populaires, sont devenus féminins[1]. Aussi les mots *lampas* et *hebdomas* semblent avoir eu, à côté de *lampada* et *hebdomada*, les doublets **lampa* et **hebdoma* (cf. plut haut p. 307), refaits sur les nominatifs grecs traités comme les thèmes en *-ā-*. Parfois la finale du mot a été altérée pour le faire entrer dans la déclinaison en *-ā-*: *ἀρραβών* devient *arra* (à côté de *arrabo*, depuis Pline, fr. *arrhes*, it. *arra*, esp. port. cat. *arras*), *ἔγκαυστον*, **enca*: v. fr. *enque* (cf. Meyer-Lübke, *Rom. etym. Wörterb.*

[1] V. Neue-Wagener, *o.c.*, p. 50 sq., et Claussen, *o.c.* p. 797. — Au pluriel, les formes de la 1ère décl. de ces mots étaient rares en latin; on se servait des formes hétéroclites en *-atīs* au dat. abl., *-atōrum* au gén.

s.u. *encaustum*), *κατάστασις? catasta* (Tibulle, Pline, Suétone etc., it. *catasta*) [1].

Ce traitement des substantifs grecs cadre d'un autre côté avec la prédilection que le latin populaire avait pour les 1ère et 2e déclinaisons au détriment des autres classes flexionnelles. On sait que les 4e et 5e déclinaisons finissent par être absorbées presque totalement par la 2e et la 1ère respectivement [2]. La 3e déclinaison persiste, il est vrai, mais subit des atteintes sérieuses.

Le latin populaire tendait à supprimer l'opposition qui existait entre le nominatif du singulier et les cas obliques des imparisyllabes, en premier lieu dans les mots dont l'accent ne changeait pas de place, les thèmes en *-i-* (*canis*, *nāvis*, *clādēs*, etc.) servant de modèle: on trouve des nominatifs comme *bouis* (Varron) *sortis* (Plaute), *mentis* (Ennius), *carnis* (Livius Andronicus), *glandis* (Gloss.), *lacte* (Pétrone), voire le neutre *excellente* (Pétrone); de *hērēs*, il y a d'un côté un acc. *hērem* (Naevius, d'où fr. *oir*, prov. *er*), de l'autre, un nom. *hērēdes* (*-is*) (Itala, Commodien, Venantius Fortunatus; *Thes.* s.u. *hērēs*); de *sanguis*, un acc. *sanguem* (Acta Arv., it. *sangue*, roum. *sînge*) [3]. Or, pour peu qu'une action analogique intervînt, il y avait changement de déclinaison. Ainsi les neutres en *-ar* recevaient des formes collatérales en *-ārium* tirées du pluriel *-āria* (p. ex. *altārium* Itala), les pluralia tantum en *-ālia* (*Sāturnālia*, etc., issus des adjectifs en *-ālis*, *-āle*) ont des génitifs en *-ōrum;* de même, *ossum* pour *os* (Charisius, it. *osso*, etc.), *uāsum* pour *uās* [4]. Le besoin de faire ressortir plus clairement le genre féminin a engendré des formes féminines

---

[1] Claussen, *o.c.* p. 800. — Lat. *pausa*, it. *posa*, v. fr. *pose*, etc., ne saurait cependant provenir de gr. *παῦσις* (ainsi Claussen, p. 798); c'est plutôt un postverbal fait sur *pausāre*, cf. Ernout-Meillet, *Dict. étym.* s.u. *pausa*.

[2] V. Meyer-Lübke, *Grammatik der rom. Sprachen* II § 29 et 35.

[3] V. Stolz-Schmalz, *o.c.* p. 204, Meyer-Lübke, *Gramm. der Rom. Sprachen* II § 16.

[4] Neue-Wagener, *o.c.* p. 830 sq., 431 sqq. et 843.

en *-ā-* pour les anciens épicènes et les mots tels que *neptis* et *socrus* dont le suffixe n'était pas caractéristique aux féminins: Plaute a *haruspica*, des inscriptions de l'époque impériale portent *coniuga*, *sacerda* et *sacerdōta*, *sodāla; nepta*, *neptia* et *nepōta* (Gloss., esp. *nieta*, port. *neta*, fr. *nièce*, roum. *nepoată*), *nura*, *socra* (Appendix Probi); *pelica* = *p(a)elex* Gloss.[1] C'est sans doute par l'extension de ce groupe qu'un nombre de noms en *-ix* (*-ex*) devenus féminins (pour des raisons difficiles à établir), ont eu des doublets populaires en *-ica:* dès le début, il y a eu *fulica* et *fulix* 'foulque' côte à côte, tous les deux ayant laissé des survivances romanes[2]; puis, les langues romanes postulent **pūlica* (= *pūlex*, it. *puliga* et *pulce*, esp. port. *pulga*), **rādīca* (= *rādīx*, it. *radica* à côté de *radice*), **salica* (= *salix*, esp. *sarga* et *sauce*, roum. *salcă* et *salce*), **iūnīca* (= *iūnīx*, roum. *juni(n)că* et *junice*, prov. *junego*)[3]. C'est par ce même principe que j'expliquerais la forme *striga*

---

[1] Voir M. Niedermann, *Contribution à la critique et à l'explication des gloses latines*, Neuchâtel 1905, p. 33 sqq.

[2] Voir Meyer-Lübke, *Rom. etym. Wörterb.* s.u.

[3] Meyer-Lübke, *Gramm. der rom. Sprachen* II § 17, et *Einführung in das Studium der rom. Sprachwissenschaft* § 172, où ces doublets sont expliqués par le pluriel en *-ēs* qui se serait confondu avec *-aes* = *ae*. Or des nominatifs pluriels en *-aes* (avec *-s* tiré de la 3e déclinaison, ou d'après les génitifs en *-aes* pour *-ae*?), on ne connaît qu'un seul exemple, SPORTVLAES CIL VIII 9052 (A. Hehl, *Die Formen der lat. 1. Dekl. in den Inschriften*, thèse de Tübingen 1912), ce qui contredit la manière de voir de Meyer-Lübke. — Un cas inverse est **formīcem* postulé par v. fr. *formiz*, à côté de *formie* de *formīcam* et *formi* de **formīcum*, v. W. v. Wartburg, *Franz. etym. Wörterbuch*, s.u. *formica*. — Certains noms en *-ice(m)* ont enfin laissé des formes romanes en *-a*, mais avec palatalisation de la consonne précédente, due sans doute à un compromis entre les doublets en *-(i)ce(m)* et en *-(i)ca* qui auront coexisté: lat. *pantice(m)* a donné it. *pancia*, esp. *panza*, port. *pança*, fr. *panse*; *lynce(m)*, it. *lonza; rumice(m)*, prov. *rumezo* et *rumego* (ce dernier provenant d'un **rumica*); *silice(m)* prov. (*peiro*) *seuzo* à côté de *seuze;* v. Meyer-Lübke, *Gramm.* II § 375, où cependant le traitement différent de la consonne dans esp. *pulga* et *panza*, p. ex., n'est pas signalé.

pour *strix*, mot sans doute apparenté et non emprunté au grec *στρίγξ*, *στριγγός*, sans faire intervenir l'acc. gr. *στρίγγα* (cf. plus haut).

En présence de ces innovations du latin populaire, on comprend que les féminins à thème consonantique empruntés au grec aient eu des formes nouvelles telles que *spēlunca*, *phalanga*, *lampada*, etc., accusatifs qui déjà en grec commençaient à être sentis comme nominatifs. Le cas échéant, les masculins ont subi un changement de genre, c.-à-d. dans *crātēra*, *statēra*, *placenta*, *panthēra*. Il est possible que diverses analogies entrent en ligne de compte: ainsi, *crātēra* a pu subir l'influence de *patera*; *statēra*, celle de *libra* ou *trutina* [1]; *placenta*, celle de *polenta*? *panthēra*, celle de *fēlēs*?

Pour les formes refaites sur le génitif grec telles que *elephantus*, *delphīnus*, *Arabus*, c'est toujours la prédilection de la langue populaire pour la flexion vocalique qui en a décidé l'adoption. Ici, la forme de l'accusatif n'a pas prévalu, sans doute parce que l'on a préféré la désinence caractéristique des masculins *-us*.

Veikko Väänänen

Sechs Gedichte des Trobadors Serveri de Girona

(Pillet-Carstens 434 a, 10, 11, 41, 63, 72, 73).[2]

Nr. *1. Om deu si eys* (Lo vers de l'acusador).

Hs. S^g 3 (Ugolini Nr. 8, Pillet-Carstens 434 a, 10).

Das Gedicht, eine Sirventes-Canzone, besteht aus 5 achtzeiligen *coblas unisonans* und 2 vierzeiligen *tornadas*. Sein

[1] Cf. Vitruve »*trutinae* quae *staterae* dicuntur.»

[2] Aus dem durch Prof. Ugolini in den Schriften der Accademia dei Lincei (Rom 1936) veröffentlichten *Canzoniere di Cerveri di Girona* habe ich 20 Stücke in meinen »Beiträgen zur altprov. Lyrik», einem in der Bibliothek zum Arch. rom. erscheinenden Bande, kritisch herausgegeben; 4 Gedichte sollen ferner unter »Altprovenzalisches» 19 in der »Zeitschrift f. rom. Philol.» gedruckt werden und 2 in den »Studi medievali», N. S., vol. X.

Schema 10 a b ba c c dd gehört bei Maus, Strophenbau, zu Nr. 535, 20. a ist *-ar*, b — *uy*, c — *en*, d — *i*. Wiederkehrende Reime sind *gen* v. 21 (subst.), v. 46, *torn.* (adv.); *di* »sagt» v. 15 und v. 47, *torn.; si* »sich» v. 23 und in den *tornadas* v. 43 und 48.

Text.

I
Om deu si eys de tot mal escusar,
No acusar, si escusan, altruy;
C'altr' acuzan estusian si destruy
Trop malamen; car d'altruy acuzar
Desgrat e blasm' *aura* e falimen
E ant'e *dan*, se·l reprovers no men;
C'om ditz: Qui mal percaça son vezi,
Dan e blasme s' acapt' e mal mati.

II
Si· us ve nuylls hom autre mal razonar,
Gardatz cals es ne per que ne de cuy
Lo mal vos ditz o si vos e seluy
Doncs accort *no* vol malvolenz mesclar
E si ditz ver o· l platz mentir soven;
Car enveyos creyre ne maldizen
Non es bos sens; que· l vers reprovers di:
Qui mal me vol, no dira be de mi.

III
Qui vol d'altre mal dire ne gabar,
Gart, ans c'aytal no pusc'om far de luy,
E qui mays val, deu dire mens de vuy
E cel qui vol ditz ses faitz enançar
De si, no·l val entre la bona gen,
E fal qui mi del mal que fay repren.

I 1 Ben deu — 3 estusan — 5 blasme f. — 6 E ante sel reprouer 7 son uers — 8 sagatx e m.m.
II 12 D. accors v. — 13 Car si

Que·l savis ditz c'ans deu chastiar si
Totz hom *senatz* c'altre *no·l* rechasti.

IV

Esperança de prometre ses dar
Romp fin' amors e douz plazer esduy;
Pero no son quatre ne trey ne duy
Que meyls de me celon pro ne pezar.
Vos m'entendetz, dompna, flors de joven,
Mermatz, si·us platz, del lonc atendimen;
Que·l savis ditz es ancse o auzi:
Mal esperar fa missatge corbi.

V

Loncs espers fay amanz desesperar
E bos espers desesperar defuy
E desespers merma fe e conduy
A perdre ser, qui s'enuig d'esperar.
Mas eu non ay aytal esperdimen
Que desespers me men' a perdimen;
Qu'eu trob ligen c'amans fay bona fi
Ben esperan, pus a bon arbre·s li.

VI

Na Sobrepretz, per vostr' enseynamen
Leujatz un pauc mon peryllos turmen;
C'ausit ay dir que·l dan no part de si
Qui·l seu destruy ne son amic auci.

VII

La domn' els Cartz a cortezi' e sen
E·l nobl' enfans valor e sab far gen
Ço c'a pretz tayn e tan, que·l savis di,
C'als seus fa be e·l be no part de si.

III 23 Quels s. — 24 T. homs c'a. ne me xasti
IV 29 dopna — 31 savi
V 39 aman — 40 asbres
VI 43 par — 44 amich

Übersetzung.

I. Man soll sich selbst wegen jeder Schlechtigkeit entschuldigen, aber, indem man sich entschuldigt, nicht einen anderen anklagen; denn wenn man einen anderen anklagt, richtet man s i c h geflissentlich in sehr arger Weise zugrunde, weil man von der Beschuldigung eines anderen schlechten Dank und Tadel, Enttäuschung, Schande und *Schaden haben* wird, wenn das Sprichwort nicht lügt; man sagt nämlich: Wer seinen Nachbarn in übler Weise verfolgt, erleidet Schaden, Tadel und Schlaflosigkeit.

II. Wenn jemand kommt, um euch gegenüber einem anderen zu tadeln, sehet zu, was für einer er ist und weshalb und von wem er zu euch das Üble spricht und ob er denn *nicht* missgünstig euch und diesem die Eintracht wird trüben wollen und ob er die Wahrheit redet oder ob er gern oftmals lügt; denn es ist recht unvernünftig, einem Neider und Verleumder zu glauben; sagt doch das wahre Sprichwort: Wer mir Schlechtes wünscht, wird nicht gut von mir reden.

III. Wer über einen anderen schlecht sprechen und spotten will, hüte sich davor, ehe man ebensolches in bezug auf ihn tut, und wer mehr gilt, sollte weniger Sinnloses reden, und derjenige, welcher sich ohne Taten (aufzuweisen) übertrieben loben will, dem nützt das nichts unter den guten Leuten, und es fehlt, wer m i c h wegen des Schlechten, das e r tut, tadelt; sagt doch der Weise, dass jeder *verständige* Mann sich bessern möge, bevor ein anderer ihm Vorwürfe macht.

IV. Hoffnung, die sich auf Versprechen ohne Geben gründet, vernichtet wahre Liebe und entfernt süsse Annehmlichkeit; es gibt jedoch nicht vier oder drei oder zwei Leute, die Vorteil und Leid besser verheimlichen als ich. Ihr, Herrin, Blüte der Jugend, höret mich und verkürzet, wenn es euch beliebt, das lange Warten; denn der Weise sagt, und immer hörte ich es: Schlecht hoffen macht einen Liebesboten lüstern.

V. Lange Hoffnung bringt die Liebenden zur Verzweiflung, aber gute Hoffnung entgeht der Verzweiflung, und Hoffnungs-

losigkeit mindert das Vertrauen und führt dazu, den Diener zu verlieren, der etwa des Hoffens müde wird. Aber i c h bin nicht so entmutigt, dass Hoffnungslosigkeit mich ins Verderben führte; finde ich doch geschrieben, dass ein Liebhaber, indem er gute Hoffnung hegt, zu gutem Ende gelangt, wenn er sich an einen guten Baum knüpft.

VI. Frau Sobrepretz, durch eure Klugheit erleichtert ihr meine gefährliche Qual ein wenig; denn ich habe sagen hören, dass derjenige das Leid nicht von s i c h fernhält, der das Seinige zerstört und seinen Freund vernichtet.

VII. Frau Cardona ist höfisch und verständig, und der edle Infant besitzt Wert und versteht es, das, was dem Werte ziemt, trefflich auszuführen und zwar derart, dass er, wie der Weise sagt, den Seinigen Gutes tut und das Gute nicht von s i c h entfernt.

A n m e r k u n g e n.

1. *estusian* »geflissentlich»; vgl. *sé estudiar en* »s'appliquer à» und *estudios* »studieux, zélé», Pet. Dict.

5. *falimen* »Enttäuschung»; vgl. *falhir* und *faire falhensa* »être désappointé», Pet. Dict.

7, 8. Wie die I. Str., so schliessen auch alle folgenden und die *tornadas* mit einem Sprichwort. — Den *mal mati* erleidet bei Marcabru (ed. Dejeanne), Nr. 17 III der g u t e Nachbar durch den bösen; so auch in den afz. Sprichwörtern; s. Tobler, Prov. au vilain, Nr. 104 und dazu die Anm. p. 116. Im nfz. Wbch. von Sachs-Villatte findet sich das Sprichwort *Qui a bon voisin, a bon matin* (»*kann ruhig schlafen*»). — Es kommt hier wohl das Verb *acaptar* »obtenir» (Pet. Dict.) in Betracht.

9. *mal razonar* »blâmer, critiquer», Pet. Dict.

13. Das *car* der Hdschr., für das ich *e* einsetze, wurde wohl durch das *car* von v. 14 beeinflusst.

18. *ans que — no* »bevor, ehe», hier und wohl auch v. 24, wie afz. *ainz que — ne*, Tobler-Lommatzsch, Wbch., I 248, 51.

19. *vuy* »sinnlos, unverständig», Swb. 8,813,4; s. da die anderen Nebenformen von *voig* p. 812/13.

23, 24. Vgl. dazu bei Cnyrim, Provenz. Sprichwörter, Nr. 84, 747 und 539 a. — *recastinar* »Vorwürfe machen», Swb. 7, 87,1.

25. Vom *prometre ses dar* handelt eine *cobla* Serveris, Pillet-Carstens 434, 9 b, Stück 18 meiner »Beiträge zur altprov. Lyrik.»

26. *amors* als obl. sg.; s. Giraut-Ausg., Gl.

29. *vos m'entendetz;* wegen des vorangehenden *vos* darf hier *me* vor dem positiven Imperativ stehen; vgl. bei Schultz-Gora, El.-Bch. § 208 das Beispiel *tu la·m saluda.* — Für *flors de joven* bringt auch Stössel, Bilder und Vergleiche, p. 15,56 zwei Belege bei.

30. *mermar de* »sich mindern in bezug auf etwas, etw. vermindern.» — *atendimen* und *missatge* sind altcat. Formen; vgl. Lex. r. 5,324,12 bzw. 4,223,3. — *corbi* »lüstern, begehrlich»; vgl. afz. *corbin* (lat. *corvinus*) »Rabe», »rabenartig» und afz. *corbiner* »extorquer, tâcher d'attraper».

35. *fe* »Vertrauen», Appel, Chr., Gl.

36. Zu der Verbform *enuig* vergl. man von *enoi* die Nebenformen *enoc*, *enuec*, *enuoc* Swb. 3, p. 13 b und *enogier* »Verdruss», ib. p. 12 sowie *gaug* < *gaudium* und *aug* < *audio*, Appel, Lautlehre, p. 89. — Über den Conj. im Relativsatze s. Schultz-Gora, El.-Bch. § 201.

37. *esperdimen* »Mutlosigkeit?» Swb. 3,258.

39. *legen* (*li-*) »qui est à lire», Pet. Dict.

40. *pus* »wenn» mit Conj., Appel, Chr., Gl., 290 b und bei Serveri ferner »Beiträge» St. 1,15; 19,16; 26,7. — *Bona fi fai qui a bbon arbre·s lia*, so beginnt die *cobla* (246,9) des Guillem de l'Olivier, neu herausg. von Schultz-Gora, Prov. Studien, p. 45, Nr. 36, wozu man Appels Bemerkung, Zeitschr. f. rom. Phil. 40,638,36 vergleiche.

41, 45, 46. *Sobrepretz*, die Dame von *Cardona* und der Infant werden von Serveri häufig vereint genannt und gepriesen; s. meine »Beiträge», Anm. zu St. 1,29/31. Mit dem Verstecknamen *Sobrepretz* bezeichnet der Dichter seine eigentliche Geliebte; vgl. »Beiträge», Anm. zu St. 7,44. Deren Freundin ist die *domn'els* (*als*) *Cartz* (oder *Lieys del Cardo*), die Vizgräfin von Cardona, wohl die Gattin des Gönners Serveris, des Vizgrafen Raimon Folc, dessen Haus drei Disteln (*cartz* »chardons») in seinem Wappen führte; s. dazu Jeanroy, Poésie lyr. I 428 bzw. Bergert, Damen der Trob. s, p. 121. — Der Infant, manchmal, z. B. »Beiträge», St. 17, v. 49, *l'enfans Peyre* genannt, ist der spätere König von Aragon Peter III. (1276—85), dessen Vorgänger Jacob I. (1213—76) in einigen Liedern gleichfalls von Serveri gefeiert wird (s. »Beiträge», Anm. zu St. 8, 46 u. St. 15,67). Serveris Gedichte stammen ungefähr aus den Jahren 1260—80.

48. *no part de si* hiess es auch schon v. 43.

Nr. 2. *Can era paucs* (Lo vers vertaders).

Hs. S^g 26 (Ugolini Nr. 77, Pillet-Carstens 434 a, 11).

Der *vers* setzt sich zusammen aus vier sechszeiligen *coblas unisonans*, zwei dreizeiligen *tornadas* und einer zweizeiligen. Sein Schema 10 abba cc steht bei Maus unter Nr. 508. a ist *-os*, b *-ans*, c *-er*. Sämtliche Strophen und *tornadas* schliessen mit dem Refrainwort *aver*. Ferner wiederholen sich in den Geleiten die Reimwörter *querer* aus v. 11, *chansos* aus v. 16 und *plaser* aus v. 17.

Text.

I
Can era paucs, avia compagnos
Paubres d'aver, com eu de sen, emfans,
Qu'eras vey rics e sus e benenanz.
Ez eu fora atretals, si no fos
Amors, que·m fetz metre·l cor e·l poder
En justar chans gays en lonh d'autr' aver.

II
E s'eu fos rics, ja no fos francs ne pros,
Fora grazitz entrels autz reys presanz
E demandatz de cosseyl als faitz grans
C' om man sens cels, don fo rics Salamos;
Que vey en cortz demandar e querer
Non ges per sens, mas sol can an aver.

III
En loc de blat e de vi vist razos
E per diners plas metres consonans
E per bacos leus sonetz agradans
E per berbitz vers e per bous canços,
On cal c'ora auran alcu plaser
C'om ges totz temps no pot mal segl' aver.

IV
E re non es mens granz posessios
Con en home vida ne mays durans

I 3 e ous — 6 en loncs
II 7 rich — 9 demandat — 10 Co mans
III 14 met e c. — 16 p. beus
IV 19 pocessios

Con mortz e mals qui tostems es comtans.
Doncs ben es fols qui pert temps e sazos
De fayre be ez a de mal voler,
Perden bon nom, l'arm' e·l cors per a v e r.

V A tans diray mos vers e mas chanços
C'un trob qui·m do, don viva ses querer;
Que d' als no·m duyll ne no vuyll gran a v e r.

VI Si mos chans au er monseyn' en Gastos
E·m donasses c'us li·n veyn' a plaser,
Dir l'ay si no pessaray d' autr' a v e r.

VII *Na* Sobrepretz e·l Cartz pogra vezer
E·l rey, s'agues tan, co·l rey am, d' a v e r.

Übersetzung.

I. Als ich jung war, hatte ich zu Genossen Kinder, die arm waren an Besitz, wie ich an Verstand, die ich aber jetzt reich, obenauf und glücklich sehe. Und mit mir wäre es ebenso, wenn die Liebe nicht wäre, die mich veranlasste, mein Herz und meine Kraft daranzusetzen, fern von der Habe der anderen lustige Lieder gehörig untereinander zu mischen.

II. Und wäre ich reich, würde ich, auch wenn ich nicht edel und wacker wäre, bei den hohen, trefflichen Königen willkommen geheissen und in den grossen Angelegenheiten um Rat gefragt werden, damit ich diejenigen vernünftigen Dinge mitteile, an denen Salomon reich war; ich sehe nämlich, dass man an den Höfen nach Leuten keineswegs ihres V e r s t a n d e s wegen verlange und suche, sondern nur, wenn sie V e r m ö g e n haben.

VI 28 ch. auer m.
VII 31 Na *fehlt*

III. Für Getreide und Wein saht ihr Stoffe zu Gedichten und für Geld einfache, wohlklingende Lieder, für Speckseiten leichte, gefällige Weisen, für Schafe »Verse» und für Rinder Canzonen, weshalb man jederzeit irgend ein Vergnügen haben wird, so dass man sich niemals in einer üblen Lage befinden kann.

IV. Aber es gibt gar keinen weniger grossen Besitz beim Menschen als das Leben, und nichts ist gewisser als der Tod und das Leid, womit stets zu rechnen ist. Sehr töricht ist also, wer Zeit und Gelegenheiten betreffs des Guttuns verpasst und nach Schlechtem Verlangen hat, indem er um der Habe willen seinen guten Namen, seinen Geist und seinen Körper zugrunde richtet.

V. So vielen werde ich meine »Verse» und meine Canzonen vortragen, bis ich einen finde, der mir das gewährt, wovon ich, ohne zu bitten, leben könnte; denn um anderes empfinde ich keinen Kummer, und ich wünsche auch keinen grossen Besitz.

VI. Wenn Herr Gasto jetzt meine Lieder hört und ihr es mir ermöglichtet, dass eins davon ihm zum Vergnügen gereiche, werde ich ihn fragen, ob ich nicht auf weiteren Besitz (von seiner Seite) rechnen kann.

VII. Mit Frau Sobrepretz und Frau Cardona könnte ich verkehren und auch mit dem Könige, wenn ich in so hohem Grade Vermögen besässe, wie ich den König liebe.

Anmerkungen.

Das Adj. *vertadiers* in der Überschrift bedeutet wohl »freimütig, offenherzig».

3. *rics e sus e benenans* oder *rics, en sus e b.*

6. Prov. *justar* ist noch nicht belegt; lat. *iustare* »gehörig untereinander mischen» (Georges). — *autre* »eines anderen, fremd», Appel, Chr., Gl.

9. *demandar alcu de* »jd. fragen nach», Appel, Chr., Gl.

10. *om* für *eu*, s. »Dichtungen der Trobadors», p. 237 zu v. 55 und Giraut de Bornelh-Ausg., Gl., p. 223 a. — *mandar* »faire savoir», Pet. Dict. — *sens* »Verständiges», Swb. 7,558,2. — Auf die Weisheit Salomos wird auch hier in Nr. 6, v. 18 und in der Canzone des

R. d'Aurenga, *Apres mon vers* (Gr. 389, 10, »Dichtungen» p. 226), v. 14—16 angespielt.

13. *vist*, 2. Pers. plur. Perf. von *vezer;* s. bei Mahn, Gramm. die Formen *vitz, vit, vis, vistes.*

14. Im Afz. ist *metre* »vers» und *metrefier* »composer (des vers)».

18. *segle* wie afz. *siegle* »Leben, Dasein; Geschick» (Förster, Wbch.).

20, 21. *duran* »sicher, gewiss»; vgl. *durable* »sûr, éprouvé», Pet. Dict. — *con* nach Comparativ (v. 20 u. 21), Appel, Chr., Gl., p. 227 a. — *comtans*, als Verbaladjektiv gebraucht; vgl. afz. *contant*, Tobler, Verm. Beitr. I³, 41.

25, 26. *tans — que* »so viele — bis»; vgl. *tan que* »so lange bis», Appel, Chr., Gl., p. 309 a. — Auch in dem Gedichte 434 a, 74 (»Beiträge», St. 17), v. 16, 33 u. 42 klagt Serveri über seine Armut und bittet den König um seine Unterstützung; vgl. dazu Stellen ähnlichen Inhalts bei Giraut de Bornelh und Peire Cardenal, Giraut-Ausg., II, p. 117 zu v. 9—14.

28. Mit *en Gasto* sollte nach der Onomastique, p. 139 hier Gasto VI. von Bearn gemeint sein. Dieser begegnet jedoch schon dreimal bei Bertran de Born (s. Stimming[1] zu 21, 24), kann daher bei Serveri, der ungefähr von 1260—80 dichtete, nicht in Betracht kommen.

29. *donasses* statt *donessetz;* vgl. Appel, Chr. p. XXIV a: *menasses* statt *-essetz.*

30. *dir* »fragen», Swb. 2,248,9. — *autre* »ferner, noch ein», Appel, Chr., Gl.

31, 32. Über *Sobrepretz* und die *Cartz* s. die Anm. zu Nr. 1, v. 41 ff. Der König, den der Dichter »so sehr liebt», ist wohl Peter III. von Aragon.

Nr. *3. Nuylls hom savis* (Lo vers del rey de Maylorca).

Hs. *S*[g] 18 (Ugolini Nr. 53, Pillet-Carstens 434 a, 41).

Das Gedicht, ein moralisches Sirventes, besteht aus 5 sechszeiligen *coblas unisonans* und 2 *tornadas*, einer zweizeiligen und einer einzeiligen. Sein Schema 10 a b ‿ b ‿ a c c gehört bei Maus zu Nr. 508,1. a ist *-ar*, b *-eya*, c *-an*. Betreffs eines etwaigen Binnenreims in den zweiten Zeilen der Str. II, IV, V und in den dritten Zeilen der Str. I u. III s. die Anm. zu v. 3.

Text.

I

Nuylls hom savis no deu seynor preyar
Ne conseyllar de re que far no deya;
Car bos seyner re malfait non autreya,
Per c'om se fay al seynor menzprezar,
Preyan de fait non-degut, malestan,
E vol de Deu desgrat e d' amdos dan.

II

E qui sab dreyt preyar e conseyllar
Son bon seynor, a *de* ver Deu enveya
E sos cosseyls e sos precs gen enpleya
E vol a Deu ez al seynor salvar
La fe, qu'el deu, si e s'onor guardan,
Cosseyllan dreit, gen leyaltat menan.

III

E si eys fa en gran honor puyar
C'ades creyra totz homs, c'avi'a nueya,
Que sos seyner de tot quant ditz lo creya,
C'aixi pogues tort con dreit acabar;
Mas ja leyal de tort no prezaran
E gard axi si e·l seynor d'afan.

IV

Ez al seynor vol son deute payar!
Car si·l seynor a mal fayre s'apleya
Per fols cosseylls, diran tuyt que sordeya
E fara si e son seynor blasmar
Que·s deu per far tot fals cosseyll loynan
Gardar d' errar e de tort e d'enjan.

V

E qui pot Deu e·l segle gasaynar,
Si e·l seynor, si non o fay, foleya

I 3 seynor bos; altreya — 4 menzprear
II 8 azaver deu — 11 guardar
III 15 seynor
IV 19 E sal s. — 23 Que deu
V 26 si no no fay — 28 leus es be que mals

E ja nuyl hom mos vers ditz no desreya;
Que pus leu es be que mal d' adreçar
Ab lo seynor; mas per cobeytat gran
E per nosen laxo·l be e·l mal fan.

VI Sobrepretz lau e leys dels Cartz chantan
E·l noble rey d'Arago, car val tan.

VII C'ar mey amic say que pres mal estan.

Übersetzung.

I. Kein kluger Mensch soll seinen Herrn um etwas bitten und ihm in bezug auf etwas raten, was er nicht tun sollte; denn ein guter Herr gesteht keineswegs etwas Schlechtes zu, weshalb man, indem man um etwas Unbilliges und Unziemliches bittet, sich seinem Herrn gegenüber verächtlich macht und (somit) von Gott üblen Lohn und von beiden Leid erwirkt.

II. Wer aber seinen guten Herrn in rechter Weise zu bitten und ihm recht zu raten weiss, eifert dem wahrhaftigen Gott nach, und er wendet seine Ratschläge und Bitten gut an und bewahrt Gott und seinem Herrn die schuldige Treue, indem er sich und seine Ehre hütet, rechten Rat erteilt und in trefflicher Weise Gerechtigkeit übt.

III. Und er bewirkt dann, dass er selbst zu grosser Ehre emporsteigt, so dass nun jeder, den er nicht leiden konnte, bald der Ansicht sein wird, dass er, falls sein Herr ihm in allem, was er sagt, glaubt, ebenso Unrecht wie Recht vollbringen könnte; indes wird man für Unrecht niemand als rechtschaffen erachten, und so behüte er sich und seinen Herrn vor Leid.

IV. Und er (der Treue) wünscht doch seinem Herrn gegenüber seine Pflicht zu erfüllen! Denn wenn er seinen Herrn durch törichte Ratschläge dazu treibt, Übles zu tun, werden alle sagen, dass er (der Diener) recht schlecht ist, und er wird sich und

---

VII 33 amich; malestan

seinem Herrn Tadel zuziehen, so dass er sich, indem er jeden falschen Rat fernhält, vor Irrtum, Unrecht und Trug bewahren muss.

V. Und wer die ewige Seligkeit und das irdische Glück erwerben kann, der bringt, wenn er das nicht tut, sich und seinen Herrn in eine üble Lage; aber mein wahrer Ausspruch braucht niemand zu beunruhigen; denn es ist leichter, Gutes mit seinem Herrn instand zu setzen als Schlechtes; aber wegen grosser Habsucht und aus Unverstand unterlassen sie das Gute und tun das Schlechte.

VI. Singend preise ich Sobrepretz und Frau Cardona und den edlen König von Aragon, weil er so wacker ist.

VII. Weiss ich doch von (diesen) meinen Freunden, dass ihnen jetzt Leid bevorsteht.

Anmerkungen.

Die Überschrift lautet: »Der *vers* für den König von Maylorca». Mit diesem Könige ist wie mit dem *noble rey de M.* in 434 a, 8 (Ugolini Nr. 31, »Beiträge», St. 8), v. 46 der König Jacob I. von Aragon gemeint; s. die »Onomastique», p. 184 unter *Malhorca*.

3. Durch die Umstellung *bos seyner* aus *s. bos* ergibt sich ein Binnenreim gegenüber Str. III, v. 3 *sos seyner*, ebenso wie in Str. II, IV, V, v. 2 *seynor* vor der Cäsur erscheint. Ob der Dichter hier Binnenreime bzw. Refrain beabsichtigt hat, bleibe dahingestellt.

5. *preyar de* (betreffs); s. Giraut-Ausg., p. 234 b. — *degut* »wie es sich gehört», Swb. 2,193,4; *non-degut* »ungehörig, unbillig».

8. *enveya*, vgl. *envejansa* = lat. *aemulatio*, Swb. 3, 101 a, 2 und *aver enveja de* »nachstreben, nacheifern?» Swb. 3, 101 a, 4.

12. *menar leyaltat* »Gerechtigkeit üben»; s. *menar* in verschiedenen Redensarten, Swb. 5, 190,7.

14. *nueia* »ennui, chagrin», Lex. r. 4,343,12; *aver a nueia* wie it. *avere a noia* »nicht leiden können.»

15. *que* »gesetzt dass, falls.»

20. *apleyar* statt *aplegar*, Stichel, Beitr. zur Lexicographie, p. 14; vgl. *aplicar* »appliquer, attacher», Lex. r. 4,566,36 und afz. *aploier* »appliquer, amener.»

23. Zu *far loynan* vgl. bei Tobler, Verm. Beitr. I³, p. 37 afz.

faire conoissant »zu wissen tun», wobei die Form auf *-ant* das Partic. praes. sei.

26. *foleyar* wie afz. *folier* »entraîner à faire une action déraisonnable, égarer.»

27. *hom*, obl. sg., für *home*, Appel, Chr., p. VII, Fussnote 3. - *desreyar* wie afz. *desreer* »égarer, dérouter, troubler.»

28. *adresar* »instand setzen»; vgl. afz. *adrecier* »arranger, disposer.»

33. *pres* (mit accus.) »nahe bei», Appel, Chr., Gl.; *pres mal estan*, wohl infolge schlechter Ratschläge ungetreuer Diener; vgl. v. 18, 23, 29/30 und die Überschrift.

Nr. *4. Sitot m'esmay* (Lo vers de las rimas soltas [Hs.: de les rimes soltes]).

Hs. S^g 4 (Ugolini Nr. 12, Pillet-Carstens 434 a, 63).

Das Gedicht, ein moralisches Sirventes, hat 5 fünfzeilige *coblas unisonans* und eine zweizeilige *tornada*. Sein Schema 10 a‿b‿c d‿e ist bei Maus nach Nr. 789 einzuschieben. a ist *-anta*, b *-aissa*, c *-ec*, d *-ancha*, e *-ers*. Wie schon die Überschrift besagt, handelt es sich hier um *rimas dissolutas* (Körner), abgesehen von den *Binnenreimen* auf *-is* in den zweiten und vierten Strophenzeilen. Zweimal im Reime erscheinen *fers* »Eisen» v. 20 und v. 27 (*torn.*); *francha* v. 24 u. 26 (*torn.*). Im *Binnenreim* ist *fis* v. 17 »Ende, Tod», v. 22 obl. plur. von *fi* »treu», v. 26 (*torn.*) n. sg. vom Adj. *fin*.

Text.

I Sitot m'esmay, can la cigala canta
Els arbres pis E·l rossynols s'en laissa
E·l rozer son ses fuylls e ses flors sec
E vey del lis Pel camp cazer la brancha,
Obs m'es que vir mon cor a far un vers.

II Pus totz lo mons se vira e s'enchanta
C'aycel fenis Pus leu que mays s'engraissa,

I 1 m'esmay] *Pillet:* m'es may? — 2 els r. — 3 sech.
II 6 tot le m. se vire — 7 feneix; lengatxa.

Per que son tan avar e vil e lec?
Que tan con l'*u*is Obre la boc'e tanca,
Fin*a*·l pus fortz e·l pus dreitz torn'envers.

III Qui pus amon puia e mays s'enanta,
Mays torna clis E de pus alt se baisa.
Membre·us l*o* rams, que tan plasens parec,
E·l vertz jardis E·l flor*s* vermeyll' e blanca
E·l jorns tan clars con es terbols e*n*fers.

IV Ja reys ne coms no s'o teyna en anta
C'ades la fis Contral pus fort s'eslaissa.
Si·l paubres fes en vida tot quant dec,
Si Deus a sis Pres, si·I te e l' estanca
Ez als reys es tant faitz mal*s* durs con fers.

V Mayres d'onor, verges digna e santa,
Vida dels fis, Qui no·s torz ne s'*a*baissa,
Cel qui per nos vin agr'en la crotz bec,
Pus mortz viu vis, Pia *e* doz' e francha,
Preya que nos preyna per sos fis sers.

VI L'enfans es fis Ab volentat tan franca
C'als fis es aurs ez al*s* malvatz croys fers.

Übersetzung.

I. Obwohl ich mich beunruhige, wenn die Grille auf den Fichtenbäumen zirpt und die Nachtigal mit Singen aufhört und die Rosenstöcke kahl sind, ohne Blätter und ohne Blumen,

8 lech — 9 lus — 10 Finel
III 13 le r. — 14 flor — 15 t. e fers
IV 17 ses laixa — 19 d. asis p. sils te els e. — 20 fait mal d. confers
V 22 nos t. nesbaixa — 24 mort vis viu; piadoze f. — 27 al m.

und wenn ich von der Lilie im Felde den Zweig herabfallen sehe, muss ich doch mein Herz dazu bringen, einen »Vers» zu dichten.

II. Da doch jedermann sich verändert und sich immer mehr dem Ende zuneigt, so dass derjenige eher stirbt, der sich am meisten mästet, warum ist man da so geizig, gemein und begehrlich? Denn so wie die Tür den Eingang öffnet und verschliesst, so (gewiss) stirbt (auch) der Stärkste und so geht der Gerechteste zugrunde (»fällt auf den Rücken»).

III. Je höher jemand steigt und je weiter er vorrückt, um so mehr wird er erniedrigt und um so tiefer sinkt er von grösserer Höhe herab. Denket an den Zweig, der so herrlich schien, (ferner) an den grünen Garten und an den roten und weissen Blumenflor und an den Tag, der ebenso hell wie die Hölle finster ist.

IV. Ein König oder Graf möge sich dessen nicht schämen, dass der Tod sich in der Tat auf den Mächtigsten stürzt. Wenn auch der Arme im Leben alles tat, was er tun musste, so hat Gott doch Vorbehalte gemacht, wenn er ihn zurückbehält und beschützt, den Königen dagegen Übel angetan wird, das so hart ist wie Eisen.

V. Ehrenwerte Mutter, würdige und heilige Jungfrau, Lebensglück der Treuen, die sich nicht entwindet oder erniedrigt, ihn, der für uns am Kreuze den herben Wein trank, da er, obwohl tot, in Wirklichkeit (»lebendig») lebt, bitte, du Milde, Holde und Edle, dass er uns als seine treuen Diener annehme.

VI. Der Infant ist trefflich, von so leutseligem Wesen, dass er für die Treuen Gold ist, Eisen dagegen für die schlechten Schurken.

Anmerkungen.

1. In der Iniziale befindet sich *una testa bizzarra di animale a lingua in fuori.*

3. *sec* »dégarni», Pet. Dict.; da freilich vom Maste ohne Segel gemeint.

6. Statt *vira* steht in der Hs. *vire* wie v. 10 *fine* statt *fina.* —

encantar »neigen, beugen» (Swb. 2,427), hier refl. in der Bedeutung »sich dem Ende zuneigen.»

8. *lec* »désireux», Pet. Dict.

9. *boca* »ouverture, entrée» und *tancar* »fermer», Pet. Dict.

11. *s'enanta;* im Swb. 2,416 und im Pet. Dict. ist *reflexives enantar* mit einem Fragezeichen versehen.

13. *parec* hat *ę*, seltener *ę;* s. Appel, Chr., p. XXXIX.

15. *trebol* »trouble, obscur», Lex. r. 5,440, 10. Zu der Form *terbol* vgl. *terbentina* neben *trebentina*, Swb. 8, 174/5.

19. *si* »doch» (nachdrucksvoll), Appel, Chr., Gl. — *Deus a sis pres; si* »Vorbehalt», »condition, réserve», Pet. Dict. — *tener* »zurückbehalten», Appel, Chr., Gl. — *estancar* »garder, retenir», Pet. Dict.

22. *vida* »Lebensglück» wie lat. *vita*, Georges, s. v. II, 3. — *torz*, Praes. ind. 3. Pers. sg. von *torser*, Appel, Chr., p. XXXIII b.

24. *vis* = *vius*, Appel, Chr., Gl. s. v. *viu*. — *piu*, fem. *pia* »fromm, mild, sanft», Appel, Chr., Gl.

26. Über den Infanten s. die Anm. zu Nr. 1, v. 41 ff. — *volentat*, Nebenform von *volontat*, Pet. Dict.

27. *aurs* bezeichnet die edle und lautere Gesinnung (s. Stössel, Bilder u. Vergleiche, p. 18,66), *fers* die Härte des Gemüts, wie lat. *ferrum* bei Ovid: *In pectore ferrum gerit* (Georges, unter *ferrum* I, 2).

Nr. 5. *Totz homs fay mal* (Lo vers del vassayll leyal).

Hs. *S*^{g} 22 (Ugolini Nr. 65, Pillet-Carstens 434 a, 72).

Der *vers* wird aus fünf sechszeiligen *coblas unisonans* und einer zweizeiligen *tornada* gebildet. Sein Schema 10 a b‿b‿c d d gehört bei Maus zu Nr. 697. a ist *-arc* (in der Hs. *-arch*), b *-ança*, c *-art*, d *-ir*. Wiederkehrende Reimwörter sind *art* v. 4 (verb.) und v. 16 (subst.) sowie *lança* v. 9 (subst.) und v. 15 (verb.) und *marc* v. 7 (*Marc*) und v. 19 (»marc, demi-livre»). *Nicht durchgehend* sind die *Binnenreime*, die in jeder Strophenhälfte wechseln. In den vv. 10—12 müsste man auch zu ihrer Wiederherstellung *temors* und *mals ne dolors* schreiben oder es wäre, da ja die Binnenreime in v. 16—18 auf *-ors* ausgehen, etwa in v. 11 *amor* als nom. sg. anzunehmen. In v. 24 würde *perdęs* mit *pęs* und *dissęs* reimen und in v. 26 *adęs* mit *gęs* und *ęs*, wenn man da nicht *adęs* von *adezar* »rühren an» in Betracht ziehen will.

Text.

I Totz homs fay mal, Qui veya en embarc
Son natural Seynor ez en balança,
Si no li·n val, Can pot, ses alonjança.
E pus lo rey Amors destreyn ez art
Ab malavey, C'aman li fay sofrir,
Dire li dey Com pusca·l mal gandir.

II Ades s'en an Dreit ofrir a San-Marc.
D'amor, qu'er blan, Pus non aya duptança!
Que si trenca*n* Coutel l'ofri o lança,
Ja mays temor No n'agues ne regart,
E si amor(s) L' ofre*n* fa man sospir,
Mal ne dolor No·l fara may sentir.

III Que·l mal, que·s sen, No·s cuig que ja·s descarc,
Sidons vezen, Ne sa gaya cuyndança
Plasers prenden, Si plasens esgars lança;
Ans dobl' amors Ayxi mays c'ab nuyll art
Que d'amadors Sirven*s* no pot partir
Tro·y fay secors L'us d'enjans ab mentir.

IV Pero volgr'eu Que·m costes d'aur un marc
Que no·l fos greu E preses acordança
Que ofris leu Armas, que tan enança;
Mas per ço·m pes C'ofrir l'esaia tart,
C'om no dixes: »Entre mil pot ferir
E non perdes Nom d'ardit que·s fay dir!»

V Eu no tem ges, Amor, cayrel ne arc;
Mas dubt ades Una trob greu pesança,

I 1 embarch (*auch sonst* -arch *statt*-arc) — 4 le r.
II 8 Amor — 9 trenca — 11 lo fron f. m. sospirir
III 17 sirven.
IV 22 cofrir les a ia t.

27 Paubreyra, qu'es Tals que·ls pus fortz distança,
E no·n querray Cosseyll vas altra part;
Que·l reys, si·l play, La·m pot fer leu jequir,
30 O lay iray Lays a Sant-Marc ofrir.

VI Cardona·m play E Sobrepretz desir;
Car nuyl esmay No·m sen, can leys remir.

Übersetzung.

I. Jeder Mensch, der etwa seinen rechtmässigen Gebieter in Verlegenheit und in Gefahr sieht, handelt schlecht, wenn er ihm nicht möglichst ohne Zögern dabei hilft. Da aber die Minne dem Könige zusetzt und ihn erhitzt mit einer Krankheit, die sie ihn, den Liebenden, erdulden lässt, so muss ich ihm sagen, wie er dem Übel entgehen könnte.

II. Sogleich gehe er geradeswegs dem heiligen Marcus opfern. Alsdann möge er von der Geliebten, der er jetzt huldigt, nichts befürchten! Denn wenn er ihm ein scharfes Messer oder eine Lanze darbrachte, sollte er deshalb nie mehr irgendwelche Angst haben, und wenn auch die Liebe dem Opfernden manchen Seufzer verursacht, so wird sie ihn doch nicht mehr Krankheit und Schmerz fühlen lassen.

III. Er glaube nämlich nicht, dass er sich von dem Übel, das er empfindet, und von dem lustigen Umgang mit seiner Dame befreie, wenn er mit ihr zusammenkommt und sein Vergnügen daran hat, dass sie ihm verliebte Blicke zuwirft; vielmehr nimmt die Liebe so noch mehr zu als mit irgend einer List, so dass einer, der seiner Dame dient, aus der Reihe der Liebhaber nicht scheiden kann, bis die Anwendung von Täuschungen mit Treubruch (seitens der Dame) dazu verhilft.

IV. Deshalb gäbe ich gern eine Mark Gold *da*für aus, dass dies ihm nicht schwer würde und er sich entschlösse, bald Waffen zu opfern, was so förderlich ist; indes betreffs des Opferns denke

---

V 27 destança — 29 iaquir — 30 i. lay asent march o.

ich, dass er es schwerlich versuche, auf dass man nicht sagte: »Er könnte sich (mit den Waffen) auf tausend Menschen stürzen und er sollte nicht (von Waffen entblösst) den Namen des Kühnen, wie er sich nennen lässt, verlieren!»

V. Minne, ich fürchte keineswegs (von euch) Bolzen und Bogen; aber stets habe ich Angst vor einer sehr schweren Sorge, der Armut, die derartig ist, dass sie die Widerstandsfähigsten überwältigt, und ich werde anderswo dagegen keine Hilfe suchen; denn der König kann, wenn es ihm beliebt, mich leicht davon befreien, oder ich werde hingehen, dem heiligen Marcus Klagelieder darzubringen.

VI. (Frau) Cardona gefällt mir, und nach Sobrepretz sehne ich mich; denn wenn ich s i e sehe, empfinde ich keine Unruhe.

Anmerkungen.

1. *Entro la lettera miniata* è *raffigurata una scimmia* (s. die Fussnote bei Ugolini).

1, 2. *embarc* wie *embargamen* »embarras», *natural* »légitime», *balança* »danger»; Pet. Dict.

4. Unter *lo rey* ist wohl Peter III. von Aragon zu verstehen, dem Serveri schon als Infanten diente.

7, 9. Diese Stelle erinnert an die Worte, die der G r a f v o n P r o v e n c e in der 2. *tornada* der fingierten Tenzone mit seinem Pferde, Gr. 184,2, *Carn-et-ongla* sagen lässt (Appel, Chr., St. 94):

21 Per Dieu, seigner, [us] aichos no m'esglaia,
Mas lo c a i r e l l s c'om ditz sobrefolzaia;
23 D'aqel ai eu gran paor e·m n'espert,
Per c'a S a i n t - M a r c l o v o l g r' a v e r o f f e r t.

In v. 21 habe ich die fehlende Silbe durch *us* ersetzt; das *sobrefolzaia* des v. 22 hält Appel im Glossar, p. 305 für ein Subst., das er aber nicht zu deuten weiss. Auch im Swb. 7,708 wird *sobrefolzaia* mit Fragezeichen angeführt. Sollte nicht etwa dafür *sobre fol chaia* zu lesen und zu verstehen sein: »aber der B o l z e n schreckt mich, von dem man sagt, e r m ö g e a u f e i n e n T o r e n f a l l e n»? Dass Schreibungen wie *zaser*, *zanson*, *zai*, *zambra* in den Hdss. sich »nicht selten» finden, bemerkt Appel, Lautlehre § 44 c.

10. *regart* »Furcht», Swb. 7, 173,6.

12. *mal* »maladie» (Pet. Dict.); s. *malavey*, v. 5.

19. *marc* »marc, demi-livre»; *marc d'aur* heisst es auch bei Peire Cardenal, Appel, Chr., St. 77,29.

22. *pes c'ofrir l'esaia tart.* Das *l'* dient zur Wiederaufnahme des betonten *ofrir.* — *tart* »schwerlich, kaum», Swb. 8, 67,7.

27. *fort* »stark, fest, widerstandsfähig», Appel, Chr., Gl. — *distançar* wie nfr. *distancer* in der Bedeutung »übertreffen».

29. *fer,* Nebenform von *faire;* s. Pet. Dict. unter *faire.* — Der Hoffnung, dass der König ihm seinen Lebensunterhalt gewähren werde, gibt der bedürftige Dichter auch sonst Ausdruck, so in 434 a, 74 (»Beiträge», St. 17), v. 16,33 u. 42. Ebenso gern würde er von anderer Seite Wohltaten annehmen; vgl. hier Nr. 2, v. 25/6.

30. *lay(s)* »complainte», Pet. Dict.

Nr. *6. Totz nobles seyner* (Lo vers d'esguardar).

Hs. *S*[g] 27 (Ugolini Nr. 79, Pillet-Carstens 434 a, 73).

Das Gedicht, ein moralisches Sirventes, besteht aus 6 siebenzeiligen *coblas unisonans* und 2 zweizeiligen *tornadas.* Sein Schema 7a‿3b 10a‿a‿bcc ist bei Maus hinter Nr. 195 einzuschieben. a ist *-ia,* b *-ar,* c *-er.* Zweimal begegnet im Reime *retener,* »(etwas) im Zaume halten», v. 7 und rfl. »sich beherrschen», v. 45 (*torn.*)

Text.

I *T*otz nobles seyner deuria
Be gardar,
Ab cuy parles ne on ne que diria;
Car totz homs ditz çay e lay, on que sia,
Lo be e·l mal c'au al seynor comtar,
E reys, aytan com mays a de poder,
Deu pus sos ditz e son cor retener.

II *C*'avis fols e savis tria
El parlar;
Car fols parla lay on calars valria,

I 1 Rotz
II 8 Sauis

E·l savis ditz, sen gardan de folia,
E fay esforç, qui sab, can tayn, celar;
Qu'en nul castel no pot gran forç' aver,
Si hom no pot lo portal be tener.

III

*D*itz de paubre no poria
Gran mal far;
Car hom no·l cre per gran vertat que dia
Que, s'eu tot sen de Salamo dizia,
E·l reys c'a vist un cabirol volar,
Tuit dirion — per que·ls ditz deu temer? —
Qu'eu mentria e·l reys diria ver.

IV

Als avesques tayneria
D'endreçar
Be sobre totz per cels c'an en baylia;
Qu'il ges seynor no son per seynoria
Mas tan can Deus lor o vol comandar,
E si·l pastor m'en vey mal chabtener,
Com sabray eu mays que·l pastor valer!

V

Reys deu *e*regir sa via
E regnar
El regne si; qu'esters nom*s* no segria;
C'autre no·*s* pot dreçar, qui si desvia,
Ne mi de ço que·l faz ge*s* chastiar.
Eu can pas dreit, c'a tu man mantener,
Fas a me dan ez a Deu desplazer.

VI

Cel que Deus vol que l'estia
Pus pres, par
C'a menz d'orgoyll e pus fort s'omelia

III 15 Itz de p. — 18 totz s. de s. dezia
IV 28 pastors
V 29 deu regir — 31 nom no s. — 32 no pot — 33 Ne de mi de ço quel fay gen ch.
VI 36 uolra

E cel, que reys mas c'autre s'aparia,
A tan d'orgoyll c'om no·l pot cabdelar
E per rendre a Deu grat del plazer,
Fa·ls francs humils e·ls paubres dechazer.

VII Sobrepretz sab del domn' als Cartz vezer
Lay on tayn, ditz e faitz si gen dever.

VIII Lo rey lays Deus si e luy retener
E·ls seus a dreit *a*complir son voler.

Übersetzung.

I. Jeder vornehme Herr sollte sehr darauf achten, mit wem er reden und was er sprechen solle; erzählt doch jeder, hier und da, wo immer er sei, das Gute und das Schlechte, das er den Herrn sagen hört, und ein König soll, je grössere Macht er hat, desto mehr seine Worte und seine Gedanken im Zaume halten.

II. Die Überlegung scheidet nämlich beim Sprechen Dumme und Kluge; denn ein Tor redet da, wo Schweigen gut wäre, aber der Kluge spricht, indem er seinen Verstand vor Torheit bewahrt, und wer, wenn es sich gehört, sich auf Geheimhalten versteht, vollbringt etwas Besonderes; denn in keinem Schlosse kann es grosse Macht geben, wenn man die Tür nicht gut zuhalten kann.

III. Die Rede eines Armen könnte kein grosses Übel anrichten; denn trotz vollkommener Wahrheit, die er sagen mag, glaubt ihm niemand; würden doch alle, wenn ich all das Vernünftige, was Salomon äusserte, spräche, der König aber sagte, dass er ein Reh habe fliegen sehen, — warum sollte er auch die Reden fürchten? — sagen, dass ich lügen und der König die Wahrheit sagen würde.

IV. Den Bischöfen würde es ziemen, durch diejenigen, die ihnen unterstehen, auf alle einen guten Einfluss auszuüben;

VII 43 dels d.
VIII 46 s. cadreit e complir

denn sie sind keineswegs Herren um der Herrschaft willen, sondern nur insofern, als Gott es ihnen befiehlt; wenn ich aber sehe, wie der Priester mich in dieser Hinsicht s c h l e c h t leitet, wie werde ich (dann) mehr zu gelten wissen als die Priester!

V. Ein König soll die Höhe zu erklimmen suchen und so in seinem Reiche herrschen; denn ohne dies würde der Name (»König») nicht folgen; kann doch ein anderer, der vom rechten Wege abweicht, nicht emporsteigen, und er kann mich auch nicht irgendwie zurechtweisen bei dem, was ich für ihn tue. Wenn ich das Recht verletze, das ich d i c h pflegen heisse, bereite ich mir Schaden und Gott Verdruss.

VI. Derjenige, von dem G o t t will, dass er ihm näher sei, besitzt, so scheint es, weniger Hochmut und demütigt sich in höherem Masse; aber derjenige, den ein K ö n i g sich mehr als einen anderen zugesellt, ist (gewöhnlich) so hochmütig, dass er nicht (mehr) zu leiten ist, und um Gott für die Annehmlichkeit zu danken, demütigt er die Edlen und richtet die Armen zugrunde.

VII. Sobrepretz kann von der Dame von Cardona recht gebührliche Worte und Taten sehen.

VIII. Gott lasse den König sich beherrschen und an ihm (Gott) festhalten, und er lasse die Seinigen in rechter Weise seinen Willen vollführen.

A n m e r k u n g e n.

Die Ü b e r s c h r i f t bedeutet: Der reflektierende *vers; esgardar* »considérer, réfléchir», Pet. Dict.

5. *comtar* »sagen», Appel, Chr., Gl.

6, 7. *aytan com mays — plus;* vgl. afz. *tant con plus — plus* »je mehr — desto mehr», Förster, Wbch., p. 261 a, 4. — *son cor* »seine Gedanken»; vgl. afz. *dire son cuer* »dire ce que l'on pense au fond du cœur.»

8. *avis* wie afz. *avisement* »délibération, réflexion.»

12. *faire esfortz* »faire merveille, accomplir un exploit», Pet. Dict.

18. *s'eu tot sen de Salamo dizia;* s. die Anm. zu Nr. 2 v. 10.

21. *eu mentria;* vgl. *partria* statt *partiria*, Appel, Chr., Konjugation II a, p. XVIII f.

22. *avesque*, Nebenform von *ev-*, Pet. Dict.

23. *endresar* »diriger», Pet. Dict.

27, 28. *pastor*, nom. sg. *pastre*, »(geistlicher) Hirt», Appel, Chr., Gl., »Priester».

29. *erigir* »dresser, élever», Lex. r. 5, 64,7; vgl. lat. *erigere* »die Höhe hinaufführen» (*viam*), Georges, s. v. I B 1.

34. *pasar* »transgresser, enfreindre (une loi)», Pet. Dict. — *tu — te*, Appel, Chr., p. XIII b.

41 ist ironisch gemeint.

44. *sé dever* wie nfr. *se devoir* »sich gehören, sich gebühren.»

45. *sé retener* »an sich halten, sich beherrschen», Swb. 7, 288,7.

46. *a dreit* »in rechter Weise», Giraut-Ausg., Gl.

Berlin—Lankwitz. Adolf Kolsen

Zur Interpretation Villons

(Assavoir, à savoir, savoir)

Die syntaktischen Studien geniessen zur Zeit nur geringe Gunst. Und doch sind sie unentbehrlich für ein wirkliches Verständnis der Texte, namentlich der älteren. Wer den genauen Sinn der Konjunktionen und der sonstigen »Partikeln» nicht kennt, ist nicht imstande, dem Gedankengang eines Schriftstellers zu folgen. Dies sei erwiesen an einer Stelle aus dem sog. »Grand Testament» von Villon, Strophe L.

Vor dieser Strophe stehen die »Regrets de la belle Heaulmiere» und die »Ballade de la belle Heaulmiere, Aux filles de joie». Dann erhebt der Dichter gegen sich selbst den Einwand, man solle sich doch eigentlich mit den »femmes diffamees» garnicht beschäftigen oder sich über ihr Verhalten nicht wundern; der »franc homme» solle sich nur den »femmes d'onneur et de nom» zuwenden. Und nun lässt er die fragliche Strophe folgen. Ich gebe sie zunächst ohne Interpunktion, denn diese ist in den verschiedenen Ausgaben verschieden, und die richtige

Interpunktion ergibt sich ja erst, wenn man den Sinn genau erfasst hat.[1]

Je prens qu'aucun dye cecy
Si ne me contente il en rien
En effect il conclud ainsy
Et je le cuide entendre bien
Qu'on doit amer en lieu de bien
Assavoir mon se telz filletes (G. Paris: ces filletes)
Qu'en parolles toute jour tien
Ne furent ilz femmes honnestes.

Dass das *si* des zweiten Verses die Bedeutung 'doch' hat, sollte den Herausgebern Villons bekannt sein. Ich sehe aber nicht, dass einer von ihnen daraus die Konsequenz gezogen hätte, vor dieses *si* einen Gedankenstrich zu setzen. Ein Semikolon wäre das Mindeste, was man erwartet; die Herausgeber setzen jedoch nur ein Komma. Die Bedeutung ist zweifellos: 'ich gebe zu, dass jemand so redet – doch es befriedigt mich in keiner Weise'. Hiermit ist der Sinn abgeschlossen, und so wird man hinter *rien* einen Punkt setzen, was die Herausgeber denn auch tun.

Die nächsten drei Verse gehören zusammen. Fraglich ist, ob der *que*-Satz von dem vorhergehenden Vers abhängt, oder von dem *conclud* des Verses 587, oder von beiden Versen. Je nachdem ist zu interpungieren. Die Herausgeber setzen sowohl

[1] Die Bemühungen in meiner »Einführung in das Altfranzösische» und in meiner Ausgabe des Rolandsliedes, die Interpunktion der Texte zu verbessern, scheinen von der Kritik garnicht bemerkt worden zu sein; die Besserungsvorschläge zur Interpunktion anderer altfranzösischer Texte, die ich in verschiedenen Rezensionen vorgetragen habe, hatten den Erfolg, dass ein Fachgenosse behauptete, ich hätte über die Setzung von Interpunktionszeichen »gezetert» (vgl. Jahrbuch für Philologie II 309). Ich halte indessen die Interpunktion für wichtig, weil sie das einzige Mittel ist, die für das Verständnis so wesentliche *Stimmführung* in der Schrift wenigstens anzudeuten; über die Bedeutung der Stimmführung s. meinen Aufsatz im Archiv für die gesamte Psychologie, 1938. — Vgl. auch Hjalmar Lindroth, Bericht über Arbeiten auf dem Gebiet der Interpunktion (*IV^e Congrès intern. de Linguistes*, Copenhague 1936).

nach *ainsy* wie nach dem *bien* des folgenden Verses ein Komma. Sie folgen, ohne sich Kopfschmerzen zu machen, einer Tradition, die in die Zeit zurückreicht, da man es mit der Interpunktion noch nicht so genau nahm. — Ist der *que*-Satz nur von dem vorhergehenden Vers oder von beiden vorhergehenden Versen abhängig, so ist das Komma vor *que* nach den heutigen Regeln unberechtigt. Ist er nur von *conclud* abhängig, so ist der Vers *Et je le cuide entendre bien* eine Parenthese, und diese Auffassung soll durch die beiden Kommata vermutlich zum Ausdruck gebracht werden. Deutlicher wäre es dann aber, diesen Vers in Gedankenstriche oder in Klammern einzuschliessen.

*

Die Hauptschwierigkeit bietet jedoch der Schluss der Strophe mit seiner Einleitung durch *assavoir mon*. *Assavoir* ist = *à savoir; mon* heisst 'wahrlich', 'sicherlich'. Es stammt nach der einleuchtenden Erklärung von Diez aus lat. *munde* 'rein'. Die ältesten mir bekannten Belege stammen aus Chrestien (s. das Wörterbuch), z. B. Cligès 905: »*Tolir? Non voir! ce ne faz mon!*« Die Erklärung von Diez ist um so wahrscheinlicher, als neben *mon* die Form *mont* tatsächlich vorkommt: s. Godefroy V 382 c (Oresme) und 383 b (Lancelot del Lac). So hat Gamillscheg mit Recht die Diezsche Erklärung akzeptiert und die von Ebeling (Z. r. Ph. 24, 511 f), *mon* sei das griechische *μῶν*, verworfen. Wohingegen Glaser (Altfrz. Lesebuch, 1926, S. 193) sich zwischen den beiden Etymologien nicht entscheidet und Breuer (Chrestien-Wörterbuch, 1933[2]) die Diezsche Etymologie noch immer mit einem Fragezeichen versieht. O. Bloch hat *mon* merkwürdigerweise garnicht aufgenommen, obwohl es noch bei Corneille, Molière usw. vorkommt; s. Godefroy a. a. O. und danach Gamillscheg.[1] A. Haase behandelt *mon* in § 97; die

[1] Gamillscheg behauptet, Molière habe *c'est mon* zu *ça mon* »verballhornt«. Abgesehen davon, dass die Herkunft von *ça mon* aus *c'est mon* zweifelhaft ist, hatte Godefroy a. a. O. mehrere Beispiele für *ça mon* aus älterer Zeit beigebracht. Warum soll *ça mon!* = 'das sicherlich!' eine Verballhornung sein?

Molière-Lexica von Génin (1846), von Livet (1895—97) und von A. und P. Desfeuilles (Grands Écrivains) besprechen es unter *ça mon*.

Wir wissen also, was *assavoir mon* im allgemeinen heisst. Aber damit ist der Sinn, den es an der Villon-Stelle hat, noch keineswegs gesichert. Das verrät sich in der Interpunktion der Herausgeber. Die meisten setzen vor *assavoir* einen Punkt. So Jouaust, P. Janet, v. Wurzbach, F. Ed. Schneegans (Bibl. romanica) und der Anonymus [A. Longnon] der Classiques fr. du moyen âge. Aber Louis Thuasne in seiner dreibändigen Ausgabe (Paris 1923) setzt einen Doppelpunkt, und ebenso W. Mulertt (Pandora N:o 27, S. 31). Die Ausgaben von Longnon (1892?) sowie die von Mulertt (Pandora N:o 47, S. 65) erwähnte Ausgabe von Foulet (1918) waren mir nicht zugänglich. — An den Schluss der Strophe setzen wohl alle Herausgeber ein Fragezeichen (jedoch, wie wir sehen werden, nicht ganz mit Recht). Über die Bedeutung von *assavoir mon* hüllen sich die Glossare und Kommentare der meisten der genannten Ausgaben in Schweigen (wie ja allgemein die Kommentare bei den kommentarbedürftigen Stellen meist fehlen). Jannet, der *asçavoir-mon* schreibt, glossiert dieses durch *c'est à savoir*, und ebenso Thuasne (II 200 und III 700). Aber dieses *c'est à savoir* ist so wenig klar, dass es selbst der Glossierung bedürfte. Das geht auch daraus hervor, dass Jannet vor *assavoir* einen Punkt setzt, Thuasne dagegen einen Doppelpunkt. *C'est assavoir* heisst gewönnlich 'nämlich' (*c'est-à-dire*); dies ist die einzige Bedeutung, die Godefroy (VIII, Suppl., p. 210) angibt. Er bietet dafür ein einziges Beispiel, aus Christine de Pisan. Ein anderes Beispiel, aus der gleichen Autorin, steht bei Bartsch-Wiese N:o 89 e, zu Anfang: . . . *pour plus au long declairier les matieres, c'est assavoir du gouvernement qui appartient a prince;* Littré (*assavoir*) hatte bereits ein Beispiel aus dem 2. Teil des Rosenromans angeführt.[1] Diese Bedeutung 'nämlich' scheint

[1] Littré sagt unter *assavoir:* Les anciens textes montrent qu'il y avait un verbe *assavoir* qui se construisait comme les autres avec *faire* (s. unten), et qu'on a mal à propos décomposé en *a savoir*.

Thuasne, nach dem von ihm gesetzten Doppelpunkt zu schliessen, im Auge zu haben; sie passt jedoch in keiner Weise. Und noch weniger passt das Beispiel für *assavoir*, das Thuasne im Kommentar (II 200) heranzieht: *La premiere demande fut assavoir mon se les ames des saints . . .* (aus den Grandes Chroniques de France). Dieses *assavoir* hat in seiner syntaktischen Verwendung kaum eine Ähnlichkeit mit dem *assavoir* bei Villon, denn es ist ja abhängig von *La premiere demande fut* [de savoir si . . .].

Befragen wir, da die Villon-Herausgeber uns im Stich lassen, einige Übersetzer (die es ja weniger leicht haben, sich zu drücken). K. L. Ammer (Berlin 1930) überträgt: ». . . man soll nur denen Liebe schenken, die wahrer Liebe würdig sind. Doch wenn wir es genau bedenken, was war die Metze denn als Kind?» »Doch» ist ziemlich allgemein; dass Villon einen Gegensatz zum Ausdruck bringt, ist aus dem Zusammenhang zu entnehmen, auch wenn man die Bedeutung von *assavoir mon* nicht kennt. Deutlicher ist die Übertragung von Martin Löpelmann (Fr. Villon, Dichtungen, französisch und deutsch, München o. J.) durch »Schon recht»:

> Und seine Meinung kann nur sein,
> Man liebt in Ehre nur und Zucht.
> Schon recht; doch diese leichten Wesen,
> Die ich zu schildern hier versucht,
> Sind einst doch auch ehrbar gewesen.

Die Bedeutung von Assavoir (mon) se . . . ist: Reste à savoir si . . . Der Dichter erhebt einen Einwand; jedoch nicht in der Form einer Aussage, sondern eines ironisch-bescheidenen Fragesatzes ('es fragt sich, ob . . . nicht . . .').

— Aber bei Godefroy ist *assavoir* erst im Suppl. berücksichtigt, bei Tobler-Lommatzsch ist es überhaupt nicht vorhanden. — Der Auffassung Littrés, die uns zutreffend scheint, ist auch H. Kjellman (*La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique . . .*, Uppsala 1919, p. 15); er erwähnt, dass Christine de Pisan fünfmal *Il est bon assavoir* gebrauche, und rechnet diese Wendung zum r e i n e n Infinitiv (nicht zum Infinitiv mit *à*).

Für diesen Gebrauch von *assavoir (mon)* lassen sich verschiedene Beispiele beibringen. Besonders klar dürften die folgenden sein. Heptaméron, Novelle 41: »Il me semble, dist Oisille, que la comtesse en feit si bonne punition que ses compaignons y povoient prendre exemple». — »Mais *assavoir mon*, dist Nomerfide, *si* elle fit bien de scandaliser ainsy son prochain; et s'il eust pas mieulx vallu qu'elle luy eust remonstré ses faultes doulcement, que de divulguer ainsy son prochain». Malherbe III 24 in einem Brief: Elle m'a promis des merveilles; *mais c'est à savoir s'il* en restera quelque chose (also ohne *mon*, aber mit *c'est*).

Weitere Beispiele bei Godefroy V 383 a, unter *mon* (das jedoch garnicht wesentlich ist); auch hat Godefroy hier verschiedene Gebrauchsweisen von *assavoir* durcheinander gebucht und einige Beispiele zu kurz zitiert. Das aus Coquillart lautet vollständiger:

Ung homme povre et miserable,
Qui a belle femme et entiere,
N'a vaillant que ung lict, que une table . . .
Il s'en va dehors, bien arrière,
Et demeure sept ou huit moys.
Il retourne après toutesfois,
Et treuve l'hôtel grandement
Fourny de vins, de bledz, de bois,
De belle vaisselle d'argent.
Assavoir mon aucunement
Se le mary doit enquerir
A la femme, dont cela vient,
Ne qui la peult si bien fournir?
Semble que non, car j'oy tenir
Aux saiges qu'à cheval donné
On ne doit point la gueulle ouvrir . . .

Ziemlich klar ist auch das Beispiel aus *La Vie du Maulvais Riche:*

»Or luy soit l'affaire conté,
Ma dame, ce (= *se*, *si*) c'est vo plaisir;
Assavoir mon se resjouir
Se vouldra quant il l'orra dire.»

('Es fragt sich nur, ob er sie erfreulich finden wird'). Das bei Godefroy folgende Beispiel aus Marot steht in der Ausgabe von B. Saint-Marc (Paris, s. d.) in Band I, S. 200. Vgl. bei Godefroy noch die beiden Belege aus H. Estienne[1].

Zu Godefroys Belegen fügen wir zwei weitere. Das eine hat den Vorteil, dass es an einer Stelle steht, wo der Zusammenhang allgemein bekannt ist: Genesis 18, 13 hat Jehovah der Sarah, die schon betagt ist, ein Kind verheissen, und diese hat ungläubig darüber gelacht. Dieser Vers lautet in der Übersetzung von Olivetan (1535) und ebenso in der »Bible de Calvin» sowie in einer Übertragung von 1560: Puis le Seigneur dist a Abraham: Pour quelle cause a rit Sarah? en disant: *Ascavoir mon sil est certain que ie enfanteray veu que ie suis ancienne?* (In der »Bible de Calvin»: *Assavoir-mon;* 1560: *A sçavoir-mon*). Dieses Beispiel hat noch einen andern Vorteil: es erlaubt uns, in den späteren Übersetzungen das Unbeliebtwerden von *assavoir* und *à savoir* (s. unten) zu beobachten. Leider steht mir von diesen späteren Übersetzungen erst wieder eine von 1635 zur Verfügung; diese hat: »*Mais voirement enfanterai-ie . . ?*» Die Änderung ist um so auffäliger, als die protestantischen Übersetzungen der späteren Zeit im allgemeinen recht konservativ sind: sie begnügen sich, den in der Mitte des 16. Jh. fixierten Text mit geringen Abweichungen, meist orthographischer Natur, weiterzudrucken. — Am Ende des 17. Jh. hat *Sacy* an dieser Stelle: »*Seroit-il bien vrai que je pusse avoir un enfant?*», und eine protestantische Übersetzung (Amsterdam 1699): »*Mais de vrai aurois-je bien un enfant?*»

[1] Der Einwand, die Beispiele aus dem Heptameron und aus Malherbe, in denen *assavoir* bzw. *c'est à savoir* ein *mais* vorangeht, seien mit dem Villon-Beispiel, dem dieses *mais* fehlt, nicht vergleichbar, wäre unberechtigt. Denn auch in den Beispielen aus Coquillart usw. geht kein *mais* voran, und dies ist auch garnicht erforderlich. Besonders dann nicht, wenn auf *assavoir* ein *mon* 'fürwahr' folgt; dieses verstärkt den adversativen Charakter der Wendung, der überdies durch die Stimmführung genügend zum Ausdruck kommt.

Das andre Beispiel steht bei Montaigne, Essais 2, 12 (éd. de Bordeaux II 325); es enthält nicht *assavoir-mon*, sondern *sçavoir mon* (s. unten): *Les Geographes de ce temps ne faillent pas d'assurer que meshuy tout est trouvé et que tout est veu,*

Nam quod adest praesto, et pollere videtur.

Sçavoir mon, si Ptolomee s'y est trompé aultresfois, sur les fondemens de sa raison, si ne seroit pas sottise de me fier maintenant à ce que ceulx cy en disent; et s'il n'est plus vraisamblable que ce grand cors que nous apelons le Monde, est chose bien aultre que nous ne jugeons. (Das letzte ist späterer Zusatz.) Der Sinn ist offenbar: »Es fragt sich (*reste à savoir*), ob, da sogar Ptolemäus sich dereinst geirrt hat, es nicht von mir Torheit wäre, wenn ich mich auf die zeitgenössischen Geographen verlassen wollte.» Mit *Il reste présentement à savoir* wird die Stelle schon in einer 1825 erschienenen Montaigne-Ausgabe (IV 305) interpretiert, und das *Lexique* der *Edition de Bordeaux* (1933; sub *mon*) bemerkt zu diesem *sçavoir mon:* »assurément; avec ironie: il reste à savoir». Es ist dies übrigens das einzige Beispiel, das dieses Montaigne-Lexikon verzeichnet; ein Stichwort *assavoir* enthält es nicht, auch nicht entsprechende Beispiele unter *savoir*. Wäre man nicht durch frühere Erfahrungen mit Lexikographen gewarnt, so würde man daraus schliessen, dass *assavoir* bei Montaigne nicht mehr vorkommt. Jedenfalls scheint das *mon*, das Montaigne mit *savoir* verbindet, im 17. Jh. in dieser Verbindung nicht mehr zu begegnen.

Den mittelfranzösischen Wendungen mit *assavoir* (*mon*) entsprechen neufranzösische mit *C'est à savoir, si . . , Il reste à savoir, si. Reste à savoir si . . .* oder blossem *Savoir si . . .*

a) *Cela est à sçavoir* begegnet bei Montaigne in dem gleichen Essai 2, 12 (éd. de Bordeaux II 167): *Mais cela est à sçavoir quel langage parleroit cet enfant . . .* Littré (savoir 25°) bringt ein unbelegtes (offenbar selbst gebildetes) Beispiel (*Il part bien tard, c'est à savoir s'il arrivera à temps*) sowie eines aus Legrand, Galant coureur, sc. 13: Der eine sagt: »*Il ne tiendra qu'à vous*

que nous vivions en bonne intelligence ensemble», und der andre erwidert zweifelnd: »*C'est à savoir*» (also ohne folgenden *si*-Satz, vgl. weiter unten). Littré erwähnt auch (ohne Beleg), man sage in diesem Sinne substantivisch: *C'est un à savoir.*

b) *Il reste à savoir* fanden wir soeben im Kommentar bzw. Glossar der Montaigne-Ausgaben von 1825 und 1933. Gewöhnlicher ist vielleicht *Reste à savoir*, z. B. Rousseau, Nouv. Héloïse I, Lettre 57: le duel . . . est . . . une mode affreuse et barbare . . . *Reste à savoir si*, quand il s'agit de sa vie ou de celle d'autrui, *l'honnête homme se règle sur la mode, et s'il n'y pas alors plus de vrai courage à la braver qu'à la suivre;* Mérimée, Chronique du règne de Charles IX, II (éd. Nelson p. 46), Mergy zu dem Wirt: ». . . Pour vos plats brisés, adressez-vous aux reîtres, c'est leur affaire. *Reste à savoir ce que je vous dois pour mon souper d'hier*». Vgl. auch Saint-Simon, Mémoires, éd. Boislisle, XV, p. 136 (s. Eringa, p. 152): *Restoit à voir si une souveraineté se pouvoit donner comme d'autres biens.*

c) Blosses *savoir* z. B. bei Daudet, Nabab 198: »Elle va claquer, son Irlandaise . . . *Savoir maintenant s'il épousera l'autre*». Sätze der letzteren Art sind bei Tobler III N° 20 und in meiner Syntax III 173 ff angeführt; vgl. noch bei Richepin: »De la châtier! *Savoir si ce sera un châtiment, en somme!*», oder bei Zola, Fécondité 704, wo ein alter Arbeiter sagt: ». . . Il y en a, dans le tas (de mes enfants), qui ne mangent pas du pain blanc, oh! non! *Et savoir, le jour où je n'aurai plus de bras, si je trouverai un enfant pour me prendre . . .*»[1] — In mehreren Belegen erscheint *savoir* ohne folgenden *si-Satz* (wie oben *C'est* à *savoir*), z. B. »Comment tout ça finira-t-il? *Savoir!*» Dass der moderne Gebrauch eine Fortsetzung des alten ist, dürfte daraus hervorgehen, dass sich auch heute neben *Savoir* ohne *à* gelegenlich auch *A savoir* findet: ». . . François, croyez . . . qu'en allant chez la Sévère, je n'y fais pas plus de mal qu'ici. – »*A savoir!*» (= 'es fragt sich'). Das Beispiel stammt aus G. Sand

[1] Bei Tobler ist in diesem Beispiel *le jour* ausgefallen, wodurch es unverständlich wird.

(zitiert Syntax a. a. O., nach S. Eringa). Das Fehlen des *à* in der Mehrzahl der modernen Beispiele werden wir weiter unten zu erklären versuchen.

Tobler (a. a. O.) hat vergebens versucht, für die modernen Beispiele Vorläufer in der älteren Sprache zu finden. Er führt zwar zahlreiche altfranzösische Sätze mit *savoir* (auch einige mit *assavoir*) an, doch zeigen sie *savoir* nicht in unabhängigem Gebrauch, sondern abhängig von einem vorhergehenden Verbum. Dieses Verbum bedeutet entweder 'fragen, forschen'; auch 'sagen, Auskunft geben', z. B. Puis li a Martins *demandé Savoir si . . .*; s'il me *requeroit Consel savoir se bon seroit . . .*; der Sinn ist »er fragte ob» u. dergl.; *savoir* erscheint also als durchaus entbehrlich. Solche Beispiele weist S. Eringa, *La proposition infinitive . . .* (Paris 1924 p. 15) noch aus dem 17. Jh. nach, jedoch ohne sich auf Toblers altfranzösische Belege zu beziehen. So schreibt Descartes: *Car on lui demande, sçavoir, si la connoissance de l'existance de Dieu est si naturelle . . .*, sowie: *Nous examinons soigneusement, sçavoir, si . . .*; ferner: *Pour la question sçavoir si . . .* (heute: *la question de savoir*). Leider hat Eringa diese Belege mit folgendem indirekten Fragesatz nicht geschieden von solchen, wo auf *savoir* ein *que*-Satz folgt und *savoir* die Bedeutung 'nämlich' hat, z. B. bei Fénelon: *Tout ceci prouve évidemment ce que dit l'apôtre, savoir, que . . .*

Oder aber das übergeordnete Verbum bezeichnet irgendeine andere Tätigkeit, wofern sich nur, wie Tobler sagt, mit ihm der Gedanke verbindet, es sei begleitet von dem Streben, aus Ungewissheit zur Gewissheit zu gelangen. So u. a. bei Verben der Bewegung, z. B. »Par Colençon tornés, si *pasés Balençon, Savoir se Deus donroit par sa beneïçon Que . . .* Oder auch z. B. *Pensa que il li requerroit S'amour, savoir qu'ele diroit;* viele andere Beispiele bei Tobler.

Belege für *à savoir* statt *savoir* gibt Tobler nur aus einem einzigen Text (Guillaume de Deguileville, *Pelerinage de vie humaine*), u. a.:

> Il t'i mist pour ens habiter
> Une piece et pour esprouver

A savoir mon se vertueus
Seroies et chevalereus,
A savoir se le cors vaincroies . . .

Hier steht *à savoir* nach *esprouver* ('erproben ob'), während in dem von Tobler zitierten Beispiel aus *Cor* auf das gleichbedeutende *essaiier* blosses *savoir* (ohne *à*) folgt: »*Cest riche cor m'emple(i)z! Car jo (l') essaierai Saveir se j'en bevrai.*« Ebenso in dem von Godefroy V 383 b zitierten Beleg: *Li diables vait environ, essaie la bone gent savoir mon si il i purreit rien prendre.*

Gleicher Art wie Toblers Beispiele mit *à savoir* ist das von Thuasne (s. oben) zitierte: *La premiere demande fut assavoir mon se les ames des saints . . .* Die Beispiele Toblers lassen sich ferner durch einige Belege, die Godefroy V 382 c und 383 a zitiert (jedoch in buntem Wechsel mit Beispielen für u n a b h ä n g i g e s *assavoir*) vermehren. Vgl. u. a. J. d'Arras, Melusine p. 248: *Et pour tant avoit il assamblé son conseil assavoir mon qu'il pourroit faire.* Aber Godefroy hat unter *assavoir* (im Suppl.) nicht auf *mon* hingewiesen, wo er viele Beispiele für *assavoir* gebracht hatte, Tobler nicht auf Godefroy, Thuasne weder auf Godefroy noch auf Tobler.

Dieses *abhängige assavoir* findet sich noch in den französischen Bibeln des 16. Jh. und sogar noch in der Ausgabe von 1635 (Amsterdam, Chez Henri Laurents): Olivetan (1535) übersetzt Genesis 18, 21 durch: »Je descendray maintenant et *verray: ascavoir silz ont accomply . . .*« Die »Bible de Calvin« und die Ausgabe von 1560 und von 1635 haben: »*. . . et verray, assavoir s'ils ont accomply*« (bzw. *à scavoir*, 1560). Sacy schreibt einfach: »*. . . et je verrai si . . .*«, ebenso die protestantische Bibel von 1699. Entsprechend schon in der Vulgata: »*. . . et videbo utrum . . .*«. — Wenn Olivetan (im Gegensatz zu den Späteren) vor *assavoir* (*ascavoir*) einen Doppelpunkt setzt, so könnte dies zu der Meinung verleiten, aus Beispielen wie diesem sei *assavoir* (*à savoir*) in der Bedeutung '*nämlich*' entstanden. Aber diese Meinung wäre irrig, denn *assavoir* 'nämlich' findet sich bereits im Rosenroman und tritt zunächst in

der Form *C'est assavoir* auf. Man wird vielmehr annehmen müssen, dass Olivetan in die altfranzösische Wendung *Je verray savoir . . .* (oder *assavoir . . .*) das *assavoir* = 'nämlich' hineininterpretiert hat.

Hält man die Belege Toblers, Godefroys, Eringas usw. zusammen, so ergibt sich folgendes. Man hat zu unterscheiden zwischen abhängigem *savoir* (dafür mitunter *assavoir*) und unabhängigem *assavoir* (dafür auch blosses *savoir:* bei Montaigne und in neuester Zeit). Abhängiges *savoir* liegt vor in den Belegen Toblers, vom Typus *Il me demande savoir si* (*se*). Unabhängiges *assavoir* (= *Reste à savoir si . . .*) begegnet seit Villon und ist im 16. Jh. nicht selten.

Die oben (unter c) erwähnten Belege für *Savoir si* (= *Reste à savoir si . . .*) sind Beispiele für unabhängigen Gebrauch. An die altfranzösischen Belege für abhängiges *savoir* lassen sie sich bestimmt nicht anknüpfen (obgleich eine formelle Ähnlichkeit insofern besteht, als sowohl bei diesen altfranzösischen wie bei den modernen Belegen blosses *savoir* häufiger ist als *assavoir* bzw. *à savoir*). Die Frage kann nur sein, ob sich diese modernen Beispiele für unabhängiges *savoir* (*si*) an die mittelfranzösischen Beispiele für unabhängiges *Assavoir* (*si*) anknüpfen lassen.

Diese Frage möchten wir bejahen — obwohl zwischen den mittelfranzösischen und den modernen Belegen (vorläufig) eine chronologische Lücke klafft (unabhängiges *Assavoir* ist zuletzt bei H. Estienne nachgewiesen, s. Godefroy a. a. O., modernes *savoir si* = *Reste à savoir* dagegen erst seit Mérimée), und trotz der formellen Verschiedenheit (mittelfranzösisch meist *Assavoir*, abgesehen von dem Beleg aus Montaigne mit *Sçavoir;* in moderner Zeit überwiegend blosses *Savoir*, abgesehen von *A savoir* bei G. Sand).

Die chronologische Lücke wird vielleicht durch neue Funde in etwas ausgefüllt werden. Einstweilen lässt sich folgendes vermuten. Das alte *Assavoir* ist in allen Bedeutungen aus der Schriftsprache verschwunden; es ist nur teilweise durch *à savoir* ersetzt worden, z. T. ist es überhaupt aufgegeben worden

(s. unten). So scheint man statt des alten unabhängigen *Assavoir* in der Schriftsprache des 17. und 18. Jh. Wendungen mit *C'est à savoir*, *Il reste à savoir* und *Reste à savoir* bevorzugt zu haben (s. oben, z. B. *Reste à savoir* bei Rousseau). Die modernen Belege für unabhängiges *Savoir . . .!* sind durchweg umgangssprachlich, z. T. dialektisch. Auch der einzige bisher bekannte Beleg für gleichbedeutendes *A savoir!* (bei G. Sand) ist dialektisch. Demnach darf man annehmen, dass das alte *Assavoir* (= *Reste à savoir*) sich in der Umgangssprache gehalten und hier (überwiegend) die Form *Savoir* erhalten hat. In der Schriftsprache des 17., z. T. schon des 16. Jh. macht sich eine Tendenz geltend, das alte *assavoir* in allen Bedeutungen zu beseitigen; es wird teils durch *à savoir* [1], teils aber auch durch blosses *savoir* ersetzt. Die Umgangssprache hat überwiegend die Ersetzung von *Assavoir* durch *savoir* mitgemacht; nur in dem Beispiel aus G. Sand zeigt sich das alte *Assavoir* in der Form *A savoir*.

Betrachten wir diese Reaktion gegen *assavoir* in allen Bedeutungen, die im 16. Jh. einsetzt, etwas genauer. Sie zeigt sich a) in der Schreibung: *assavoir* wird durch *à savoir* ersetzt; b) in der Ersetzung von *assavoir* durch blosses *savoir*.

a) Schon die Bibel-Übersetzung von Olivetan (1535) schreibt regelmässig *ascavoir*, nicht *assavoir* oder *assçavoir;* die Übersetzung von 1560 hat regelmässig *à scavoir*. Beide Schreibungen kommen zwar schon früher vor (s. die Belege bei Godefroy sub *mon;* V 382 f), aber hier treten sie regelmässig auf. (Von drei Belegen, die Godefroy a. a. O. aus Ancien Théâtre fr. gibt, zeigen zwei *assavoir*, einer *a savoir;* von seinen beiden Belegen aus der gleichen Schrift von H. Estienne zeigt der eine *a sçavoir*, der andere *asçavoir*.) Zwei Belege aus Olivetan

[1] Die gleiche Tendenz zeigt sich bei *accroire:* Littré im Historique zitiert drei Beispiele aus Amyot, in denen *faire accroire* in *faire à croire* zerlegt ist. — Dass diese Tendenz bei *assavoir* durchgedrungen ist, bei *accroire* dagegen nicht, hängt vielleicht damit zusammen, dass ein lateinisches *accredere* immerhin existiert, dagegen ein **assapere* nicht.

(Genesis 18, v. 13 und 21) sind oben zitiert; an diesen Stellen hat die Bibel von 1560: *à sçavoir*.[2] Ebenso Genesis 2, 25; Exod. 36, 30; Numeri 25, 8; 3. Könige 3, 13; ib. 9. 21; ib. 15, 20 usw., Aber die »Bible de Calvin» hat hier überall *assavoir*, und ebenso sogar noch die Ausgabe von 1635!

b) Die Ersetzung von *assavoir* durch blosses *savoir* zeigt sich:

1) bei der Bedeutung 'nämlich'. Die älteste Form ist *C'est assavoir;* wie haben sie oben aus dem Rosenroman und aus Christine de Pisan belegt. Sie findet sich ferner bei Charles d'Orléans (éd. P. Champion, Class. fr. du moy. âge, I p. 13, v. 375) und mehrfach in den *Cent nouv. nouv.*, z. B. Nr. 40: *Et il luy fut respondu, que ces biens sont pour ung tel, c'est assavoir son moyne;* ferner N° 31, N° 44 usw. (vgl. auch Syntax III 176). Auch bei Marot in der bekannten »Fable du Lion et du Rat» (Darmesteter-Hatzfeld, Seizième siècle, II 178): *Mais je te veulx dire une belle fable, C'est assavoir du Lyon et du Rat.* Auch bei Racine II 475 (Bajazet, 2e préface): *Le premier, c'est à savoir Osman* . . . Belege aus Descartes und Boileau bei S. Eringa, a. a. O., p. 14. — Blosses *à savoir* in dieser Bedeutung findet sich ebenfalls bei Descartes, z. B. *Discours de la Méthode*, Sec. Méditation: Je suis, j'existe: cela est certain; mais combien de temps? *A scavoir autant que je pense.* Ebenso später, z. B. bei Musset, Lorenzaccio 1, 2: ». . . *une de ces colonnes dont je vous parle, à savoir celles de la famille des Médicis.*»

---

[2] Schon vorher, nämlich 1541, steht *a scavoir* regelmässig in Calvins *Institution de la religion chrestienne*, z. B. 1, 3 -21, 8 21, 34 —25, 12—25, 17—26, 30—38, 39—29, 31—40, 1—41, 22—41,24 —41, 37—42, 2—43, 23—60, 13—60, 34—175, 4—189, 33—191, 34 -601, 26 —730, 4—731 36— (die Zahlen beziehen sich auf Seite und Zeile des »Texte de la première édition française, réimprimé sous la direction de A. Lefranc par H. Chastelain et J. Pannier», Paris 1911, Bibl. de l'Ecole des Hautes Etudes). *Ascavoir* fand ich nur einmal (46, 31).

Die zur *Institution* gehörige *Epistre* an Franz I. erschien schon 1535; auch sie weist bereits regelmässig *a scavoir* auf (in der genannten Ausgabe p. VII, Zeile 15; p. X, Zeile 8; p. XI, Zeile 1).

Merkwürdig, aber ganz gebräuchlich ist nun *savoir est* oder blosses *savoir* in dieser Bedeutung. *Sçavoir* est = 'nämlich' vermag ich zuerst bei Bonav. des Periers nachzuweisen (bei Darmesteter-Hatzfeld a. a. O., p. 122): Drei Brüder beschliessen, jeder von ihnen solle ein lateinisches Wort erlernen; nämlich der eine lernt dieses Wort, der andere jenes; dies ist ausgedrückt durch: *Sçavoir est, le plus grand aprint à dire: Nos tres clerici.* Sodann bei Montaigne, Essais, 2, 3 (éd. de Bordeaux II 28): *Platon, en ces loix, ordone sepulture ignominieuse a celuy qui a privé son plus proche et plus amy, sçavoir est soimesmes, de la vie . . .* Sodann bei Descartes, éd. Adam-Tannery IX 180 f: *L'idée du froid n'est pas le froid mesmes . . ., mais quelque autre chose qui est prise faussement pour cette privation: sçavoir est, un certain sentiment qui . . .* Ein weiteres Beispiel aus Descartes bei Eringa p. 15.

Blosses *savoir* in dieser Bedeutung findet sich bei Racine VI 11: *Le cheval . . . menoit son maître à la victoire, savoir Hiéron.* Ferner bei Fénelon, Traité de l'existence de Dieu, 1, 4: *Tout ceci prouve évidemment ce que dit l'apôtre, savoir, que Dieu me donne le vouloir et le faire . . .*; ein weiteres Beispiel bei Eringa p. 16. — In den französischen Bibelübersetzungen lässt sich die Ersetzung von *assavoir* durch *savoir* gut beobachten. Exod. 36, 30 lautet in der »Bible de Calvin»: Il y avoit doncques huit ais à seize soubassemens d'argent: *assavoir* deux soubassemens sous chacun ais. Dagegen 1560 *à sçavoir*, und 1699 *savoir* (kursiv gedruckt). Sacy hat *à savoir* oder *savoir* überhaupt nicht, obwohl er nach der Vulgata übersetzt, die hier *scilicet* aufweist; er schreibt: *. . . y ayant deux bases pour chaque ais.* Ganz das gleiche Verhältnis zwischen *assavoir, à scavoir, savoir* und völliger Vermeidung des Wortes besteht Exod. 28, 34 und 37, 8; an der ersteren Stelle haben sowohl Sacy wie auch die protestantische Bibel von 1699 das *assavoir* durch *en sorte que* ersetzt. Diese beiden Übersetzungen zeigen auch sonst eine deutliche Neigung, *à savoir* zu vermeiden. So Genesis 2, 25; bei Olivetan: *Et estoyent eulx deux nudz: ascavoir Adam et sa femme . . .*, ebenso in der »Bible de Calvin» (*assavoir*), ferner

1560 (*à sçavoir*) und 1635 (*assavoir*, in eckigen Klammern). Dagegen bei Sacy: *Or Adam et sa femme étoient alors tous deux nus . . .*, und ganz ähnlich in der protestantischen Bibel von 1699. Ähnlich Numeri 25, 8, etc. Bei Sacy habe ich à *savoir* überhaupt nicht angetroffen, wohl aber einige Male blosses *savoir*. So 3. Könige 3, 13: »*Mais je vous ai même donné ce que vous ne m'avez point demandé, savoir, les richesses et la gloire.* Ebenso in der protestantischen Bibel von 1699 (dagegen in den früheren *assavoir* bzw. *à sçavoir*). Auch 1. Edr. 6, 8 hat Sacy *savoir:* J'ai ordonné aussi de quelle maniere on doit user . . ., *savoir que . . . on leur fournisse.* Hier haben die Übersetzungen des 16. Jh. *assavoir*, dagegen schon die von 1635 und auch die von 1699 *c'est que:* ce mandement est fait de par moy . . .: *c'est que . . .* In anderen Fällen hat Sacy *c'est-à-dire* (s. unten) an Stelle des *scilicet* der Vulgata oder des *assavoir* der älteren Übersetzungen; z. B. 3. Könige 9, 21 und ib. 15, 20. — Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, dass die beiden am Ende des 17. Jh. schreibenden Übersetzer *à savoir* möglichst ganz vermeiden und nur notfalls dafür *savoir* gebrauchen.

Ein späteres Beispiel: Chateaubriand, Génie du Christianisme 4, 6, 10: *. . . ces lois, qui confirment ce que nous avons avancé, savoir que . . .* Littré (*savoir* 25°) behauptet sogar, von den drei Ausdrücken *C'est à savoir, à savoir* und *savoir* sei *savoir* der gewöhnlichste. Doch gibt er dafür nur ein unbelegtes Beispiel; seine beiden Belege aus Autoren (Descartes und Boileau) zeigen *c'est à savoir.*

2) Eine ähnliche Reaktion gegen *à savoir*, wie wir sie bei *savoir* und *savoir est* konstatiert haben, zeigt sich, wenn Descartes schreibt: *Pour la question sçavoir s'il ne peut y avoir rien dans notre esprit . . ., il me semble qu'elle est fort aisée à résoudre* (éd. Adam-Tannery IX 190; Eringa, p. 16). In ähnlichen Fällen hatte man vorher *assavoir* gebraucht. So Rabelais 2, 3: *Le doubte* qui troubloyt son entendement *estoyt assavoir s'il debvoit plourer . . . ou rire.* Vgl. das von Thuasne (s. oben) angeführte Beispiel: *La premiere demande fut assavoir mon se . . .*, sowie B. Desperiers bei Godefroy V 383 a: *Le different estoit assavoir mon si . . .*

Nicht gleichartig (aber von Eringa p. 16 als gleichartig angeführt) sind zwei Sätze aus Pascal, Prov. VII und XVII: Il examine plusieurs *questions* nouvelles sur ce principe; par exemple, cellecy: *sçavoir si les Jésuites peuvent tuer les Jansénistes?*, sowie: Ainsi on résoudra cette *question: sçavoir si sa doctrine est hérétique*, par cette autre *question de fait, sçavoir si elle est conforme* . . . Hier hat *savoir* etwa die Bedeutung 'nämlich'. Aber auch in diesem Falle stand früher *assavoir*, z. B. bei Guill. Bouchet, Serees (éd. Roybet IV 198; zitiert nach Livet, a. a. O. p. 323): Un gentilhomme assembla les avocats, leur proposant *un doubte, assavoir mon . . . si . . . ou si . . .*

Wieder anders sind die von Eringa angeführten Beispiele aus Descartes: Car on lui *demande, scavoir, si* la connoissance de l'existence de Dieu est si naturelle . . ., sowie: *Nous examinerons* soigneusement, *scavoir, si* . . . Hier hängt *savoir* von einem V e r b u m ab. Diese Beispiele sind zwar, wie bereits bemerkt, äusserlich gleichartig mit den altfranzösischen Belegen Toblers, z. B. *Puis li a Martins demandé Saveir si* . . . (s. oben). Aber der historische Zusammenhang zwischen diesen altfranzösischen Belegen und den obigen Sätzen bei Descartes ist nicht erwiesen. Dazwischen liegt das oben aus der Bibelübersetzung von Olivetan (1535) zitierte Beispiel mit *Je verray ascavoir si* . . ., und dieses bietet nicht *savoir*, sondern *ascavoir*. Auch einige von Tobler angeführte mittelfranzösische Beispiele weisen *assavoir* auf, vgl. ferner Oresme bei Godefroy V 382 c: *Or convient enquerir assavoir moult* (= *mon*) *se* . . . Es besteht also die Möglichkeit, dass hier zunächst *assavoir* an die Stelle von *savoir* getreten ist, dann aber, infolge der erwähnten Reaktion gegen *à savoir*, von Descartes wiederum durch blosses *savoir* ersetzt worden ist.

3) Statt des üblichen *Il reste à savoir* findet sich auch *Il reste savoir* sowie *Il reste de savoir*. Das erstere steht bei Monlüc (der seine Commentaires 1570 begann), II 222: *Maintenant il reste scavoir*. Ebenso ib. III 448; vgl. H. Kjellman, La construction moderne de l'infinitif dit sujet logique . . ., Uppsala 1919, p. 65. Freilich zitiert Kjellman auch einige andere Bei-

spiele für den reinen Infinitif nach (*il*) *reste:* p. 42: . . . *reste seulement la mettre à execution* aus Rabelais, Pant. III 9; p. 46: *il ne luy reste fors estre Dieu* aus Marot IV 80; p. 72: *il ne reste plus que l'appeler* aus Larivey; p. 74 erwähnt er diese Konstruktion bei d'Aubigny.

Il reste de savoir steht bei La Bruyère, Discours prononcé dans l'Académie, préface: *Il ne restoit plus que de savoir si* . . . , und auch darin könnte man eine bewusste Reaktion gegen *assavoir* erblicken. Allein wie Eringa S. 152 f zeigt, wurde im 17. Jh. nach *Il reste* auch sonst *de* gebraucht, z. B. von Malherbe III 40 in einem Brief . . . *Il ne reste que d'avoir les expéditions de Rome.* Eringa zitiert solche Beispiele auch aus Pascal, Boileau und Bossuet. Die meisten weisen vor dem *de* ein *ne . . . que* auf, und solche Beispiele hatte Kjellman schon aus früherer Zeit zitiert: p. 28: Mystères du Viel Testament 6607: *Ne reste que d'avoir courage;* p. 56: Hept. I 140: *il ne restoit que de trouver le moyen;* p. 60, Calvin: *Il reste maintenant de voir comment on discernera*[1]; ferner p. 80 aus Racan I 114: *Allons, mes chers enfans, il ne nous reste plus Que d'accomplir les vœux de vostre mariage;* p. 83 aus Molière, M. de Pourc. 1, 8: »*Il ne me reste rien ici, que de féliciter . . .*«. Zum Teil mag der *de*-Inf. auch aus euphonischen Gründen stehen, wie in den Beispielen aus dem Mystère, aus Malherbe, aus Racan und aus Pascal (vgl. »Hauptprobleme« I 334 ff). Bemerkenswert ist jedoch, dass der Inf. mit *de* bei *Il reste* nach dem 17. Jh. nicht mehr belegt ist; auch nicht nach *ne . . . que,* und auch nicht wo euphonische Gründe ihn empfohlen hätten. Vgl. die Belege bei

[1] *Il reste de savoir* findet sich bei Calvin, Institution, p. 46 der oben (Fussnote) zitierten Ausgabe Lefranc: *Maintenant il reste de scavoir quelle estandue elle ha.* Freilich sagt Kjellman (a. a. O. p. 59 f), *il reste* zeige in der Institution neunmal *de* und nur einmal *à,* und die Richtigkeit dieser Beobachtung soll nicht bestritten werden. Doch fand ich ausser dem von Kjellman zitierten Beispiel mit *à* (*or il reste à parler du troisième membre*) noch folgendes, das vielleicht damit identisch ist: éd. Lefranc p. 60: *Il reste à parler du troisieme membre* (ohne *or*), sowie ein weiteres, ib. p. 187: *Maintenant il nous reste à exposer . . .*

Eringa S. 151. Auch schon vorher war die Tatsache, dass *ne . . . que* vorherging, kein absoluter Grund, den *de*-Inf. zu gebrauchen; vgl. Montaigne I 123: *Il ne reste qu'a y adjouter les vers;* Scarron II 47: *Il ne restoit plus qu'à le juger;* Pascal, Prov. XII: *Il ne me reste qu'à faire voir combien est faux ce que vous prétendez;* Boileau, Lettre à Brossette (1709): *Il ne me reste plus qu'à vous demander pardon . . .* Demnach kann bei La Bruyère, als er *Il ne restoit plus que de savoir si . . .* schrieb, eine Abneigung gegen *à savoir* mitgespielt haben.

4) Unabhängiges *Scavoir si . . .* statt *Assavoir si . . .* haben wir oben aus Montaigne belegt.

5) Bis zum 17. Jh. standen die Typen *faire assavoir qc. à qn.* und *faire savoir qc. à qn.* nebeneinander, und zwar mit dem Bedeutungsunterschied (der vielleicht nicht immer beachtet wurde), dass *faire assavoir* 'feierlich verkünden' hiess, *faire savoir* lediglich 'mitteilen'. Seit dem 17. Jh. ist jedoch *faire assavoir* (*faire à savoir*) nicht mehr gebräuchlich; es ist durch *faire savoir* ersetzt worden, so dass jener Unterschied nicht mehr gemacht werden kann. Während Pascal, Prov. I, noch geschrieben hatte: Si j'avois du credit en France, je ferois publier à son de trompe: *On fait à savoir que*, quand les Jacobins disent que . . ., *ils entendent que . . .*, schreibt selbst La Fontaine, der doch die Archaismen liebte, in gleichem Sinne (dies sagt Littré, *faire* 53°): *De par le roi des animaux Fut fait savoir à ses vassaux* (Fabeln 6, 14). *Faire à savoir* belegt Littré (a. a. O.) sonst nur noch aus P. L. Courier: *On fait à savoir à tous qu'un tel n'est pas heureux*, und dieses Beispiel ist nicht beweisend, da der Amyot-Erneuerer Courier auch sonst bewusst archaisiert und an dieser Stelle vielleicht ironisch sein will.

Faire assavoir findet sich bereits bei Beneeit, Ducs de Norm. II 9065: *As autres l'a fait asavoir*, und bei Gautier d'Arras (Bartsch-Horning 202, 31): »*Mais tost me faites assavoir Qui est icil . . .!*« Weitere Belege bei Littré, *assavoir*, und bei Godefroy, VIII Suppl. 210. Godefroy belegt *Nos faisons assaveir que . . .* aus einer Urkunde des 13. Jh. und *On leur fit assavoir de par le roi* aus Froissart. Hinzugefügt sei Charles d'Orléans

(éd. P. Champion, Cl. fr. du m. âge, I 113): der Dichter lässt sich von Amor eine Urkunde ausstellen, in der es heisst: *Outre plus, faisons assavoir Et certiffions . . . que . . .* Ch. d'Orléans schreibt jedoch auch: *Savoir faisons que . . .* (ib., p. 14).

Einige weitere Belege für *faire savoir:* Chrestien, Cligès 586: *Le droit que cele i cuide avoir Volantiers li feist savoir;* ebenso ib. 1917 Variante. Cent nouv. nouv. Nr. 49: *. . . elle fit prestement savoir à ung de ses amys que . . .*; »Bible de Calvin», Matth. 2, 8 (Herodes): ». . . *et quand vous l'aurez trouvé, faites le moy savoir*» (Vulgata: renunciate mihi).

*

Die Tendenz, *assavoir* (*à savoir*) durch blosses *savoir* zu ersetzen (eine Tendenz, die auch den Übergang von mittelfranzösischem »*Assavoir si . . .*!» zu modernem »*Savoir si . . .*!» erklärt), ist demnach unleugbar. Zur Erklärung dieser Tendenz bieten sich zwei Möglichkeiten.

Man könnte analogischen Einfluss des altfranzösischen, von Tobler belegten Typus *On me demande savoir si . . .* annehmen. In diesem Typus begegnet frühzeitig *assavoir* neben *savoir*, und so hätte man umgekehrt neben *assavoir* (in allen Bedeutungen, z. B. in der Bedeutung 'nämlich') blosses *savoir* gestellt.[1] – Aber diese Erklärung ist unwahrscheinlich: im 16. und 17. Jh. ist der Typus *On me demande savoir si . . .* viel zu selten, als dass er einen solchen analogischen Einfluss hätte ausüben können. Das einzige bisher aus dem 16. Jh. bekannte Beispiel (*Je verray ascavoir si . . .* in der Bibelübersetzung von Olivetan) zeigt nicht *savoir*, sondern *assavoir*. Beispiele mit *savoir* finden sich freilich bei Descartes, aber sie sind, wie oben bemerkt, vermutlich anders zu erklären.

---

[1] Bei *C'est-à-dire* müsste man gerade den umgekehrten Einfluss annehmen. Denn während an sich nur *c'est à savoir* und *à savoir* zu erwarten sind, nicht auch *Savoir est* und blosses *savoir*, so wäre an sich nur **c'est dire* zu erwarten, nicht *c'est-à-dire*. Siehe weiter unten.

Wahrscheinlicher ist es, dass es sich bei der Ersetzung von *assavoir* (*à savoir*) durch *savoir* um eine b e w u s s t e Reaktion handelt. Es ist ja sicher, dass man im 16. und 17. Jh. über *assavoir* reflektiert hat: das zeigt sich in den Schreibungen *asçavoir* und *à sçavoir*[2] sowie in der Beseitigung des *mon*, von dem *assavoir* oft begleitet war (s. oben). Dazu kam, dass *faire assavoir*, wie oben gezeigt wurde, ein Ausdruck der K a n z l e i s p r a c h e gewesen ist. Als solcher ist er, wie andere Ausdrücke der Kanzleisprache, im 17. Jh. unbeliebt geworden.[3] Man hätte also zunächst *faire assavoir* (*à savoir*) durch blosses *faire savoir* ersetzt, das weniger kanzleimässig klang; dann aber auch, in zu weitgehender Reaktion, *à savoir* in der Bedeutung 'nämlich' häufig durch blosses *savoir*, und schliesslich auch *Assavoir* in der Bedeutung '*Reste à savoir*' durch blosses *Savoir*.

Diese Reaktion gegen *assavoir* hätten, wie auch in anderen Fällen, die Dialekte nicht oder nur teilweise mitgemacht. Wie Littré berichtet, hat *assavoir* zu seiner Zeit im Normannischen und Pikardischen noch existiert. Dialektisch ist aber auch das einzige bisher bekannte moderne Beispiel (aus G. Sand, s. oben) für »*A savoir!*« in der Bedeutung von »*Reste à savoir!*« (wo sonst heute blosses »*Savoir!*« gebraucht wird).

*

Das *à* von *à savoir* (*assavoir*) zu erklären, habe ich in den »Hauptproblemen der frz. Sprache« I 308 ff versucht: der Infinitiv mit *à* hat ursprüngliche p a s s i v e Bedeutung, wie noch heute in Fällen wie *Il est à plaindre* 'er ist ein zu Beklagender'. So auch *c'est assavoir* (dies ist die älteste, schon im Rosenroman belegte Form) = 'dieses ist etwas zu Wissendes'; *Je le fais assavoir* 'ich mache es zu etwas zu Erfahrendem'. Das u n a b h ä n-

[2] Die Schreibung *sçavoir* beruht bekanntlich auf einer falschen Etymologie: man leitete *savoir* von *scire* ab. Dass sie damals so häufig, ja fast regelmässig auftritt, beweist, wie sehr in jener Zeit die Schreiber und die Drucker sich von der Reflexion leiten liessen.

[3] Vgl. das Kapitel »Exclusion des mots du Palais» bei Brunot IV 398 ff, wo jedoch *assavoir* nicht erwähnt ist.

g i g e *Assavoir* (bei Villon usw.), also der Typus »*Assavoir si elle viendra!*», würde sich erklären als »*C'est à savoir si . . .*» (auch diese Form ist belegt) oder »*Reste à savoir si . . .* », wie bei Rabelais 1. 52: *Restoit seulement le moine à pourvoir* 'es blieb nur noch der Mönch, als zu Versorgender', oder bei Descartes: *Il me reste beaucoup d'autres choses à examiner.* — Im 17. Jh. finden sich freilich, wie Littré (*rester* 3°) und Eringa p. 152 f belegen, auch die Typen *Reste de conclure* und *Il reste de savoir* (vgl. oben). Aber der Typus mit *à* hat sich wieder durchgesetzt — offenbar weil er durch den Typus *Il lui resta la Catalogne à soumettre* (Voltaire bei Eringa, p. 150) gestützt wurde.

Weniger leicht ist, wie bereits bemerkt, das *à* von *c'est-à-dire* zu erklären: hier wäre an sich **c'est dire* zu erwarten. Man kann analogischen Einfluss von *c'est assavoir* annehmen, denn *c'est-à-dire* dürfte sich erst später belegen lassen als *c'est assavoir* (das schon seit dem Rosenroman belegt ist), aber anderseits noch in einer Zeit, da *c'est assavoir* noch häufig war. Es findet sich z. B. bei Larivey, Les Jaloux 3, 4 (Darmesteter-Hatzfeld, Seizième siècle, II 372). Mme de Sévigny I 549 schreibt noch: »Cela sent bien le fagot», *c'était à dire*, cela sent bien son homme qui . . . Sie will ausdrücken: 'dieses, die von mir gebrauchte Wendung *Cela sent bien le fagot*, w o l l t e, als ich sie gebrauchte (in einem früheren Brief), besagen . . .' Aber heute würde man in solchem Falle ein temporal erstarrtes *c'est-à-dire* statt *c'était à dire* gebrauchen (vgl. Tobler II, N° 1).

Allenfalls liesse sich das *à* von *C'est-à-dire* auch von Wendungen wie *à dire la vérité, à vrai dire* her erklären. Diese finden sich nämlich mindestens schon in den Cent nouv. nouv.: *à la verité dire* in N° 58, *à verité dire* sowie *à dire entre vous et moy* in N° 55; vgl. auch *à vous oyr* 'wenn man Euch hört' (»*Vous feriez merveilles . . . à vous oyr*») in N° 54. *A dire la verité* steht auch im Heptaméron, N° 34 (Darm.-Hatzfeld, a. a. O., p. 118). — Danach ist Hist. frz. Syntax II 330 und die dort ausgesprochene Annahme spanischen Einflusses zu berichtigen.

*

Nach unseren Ausführungen ist das mittelfranzösische *Assavoir si . . . = C'est à savoir si . . .* und *Reste à savoir si . . .*, und das moderne »*Savoir si . . .!*» ist aus dem alten »*Assavoir si . . .!*» abzuleiten. T o b l e r freilich (III N° 20) leugnet, dass man bei dem modernen Typus »*Savoir si . . .!*» (er bespricht nur diesen) das *savoir* zu *Reste à savoir* (*Il faudrait savoir*, oder ähnlich) ergänzen dürfte. Allein er hat weder die mittelfranzösischen Beispiele mit *Assavoir* (wie bei Villon) zitiert, noch neufranzösische mit *C'est à savoir si* und *Reste à savoir*, und auch das Beispiel aus G. Sand mit »*A savoir!*» (statt des gewöhnlichen »*Savoir!*») war ihm noch nicht bekannt. Ebensowenig, dass der Begriff 'nämlich' teils durch *c'est assavoir*, teils durch *à savoir*, teils durch blosses *savoir* ausgedrückt worden ist (s. oben). Im übrigen stimmen wir mit Tobler darin überein (s. Syntax III 174 f), dass man »*Savoir si . . .!*» auch erklären könne, ohne eine Ellipse anzunehmen: was vor *savoir* zu fehlen scheint (*Reste à . . .* oder *il faut . . .*), wird durch die S t i m m f ü h r u n g ausgedrückt.

*

Erst nachdem wir uns über die syntaktische Geltung von *assavoir* bei Villon Klarheit verschafft haben, können wir die Frage beantworten, wie der Schluss jener Strophe zu interpungieren sei. Wenn, wie wir gezeigt zu haben glauben, *assavoir* hier die Bedeutung '*Reste à savoir . . .*' hat, so eröffnet dieses Wort einen neuen, unabhängigen Satz, und es ist davor nicht ein Doppelpunkt zu setzen, sondern ein Punkt, oder noch besser ein Gedankenstrich.

Gehört endlich an den Schluss dieses Satzes ein Fragezeichen? — Von *assavoir* ist ein i n d i r e k t e r Fragesatz abhängig, und diese pflegt man heute nicht mit einem Fragezeichen zu versehen. Dagegen steht am Schluss der gleichbedeutenden neufranzösischen Sätze mit »*Savoir (si . . .)*» häufig ein A u s r u f z e i c h e n, und dieses ist durch den affektischen Charakter dieses Typus gerechtfertigt. — Freilich schreibt Villon *Assavoir mon se telz filletes . . . Ne furent ilz femmes honnes-*

tes, statt: . . . *Ne furent* (*pas*) *femmes honnestes*. Er hat also den indirekten Eragesatz, den er mit *se* ('ob') begonnen hatte, als einen direkten Fragesatz zu Ende geführt. (Eine Hs. bietet jedoch statt des *ilz*, das nach mittelfranzösischer Weise für *elles* steht, das Negationswort *pas*). Hält man aus diesem Grunde das Fragezeichen für berechtigt, so hindert nichts, ausserdem noch das durch den affektischen Charakter des Satzes geforderte Ausrufzeichen zu setzen:

Je prens qu'aucun dye cecy;
Si ne me contente il en rien.
En effect, il conclud ainsy
(Et je le cuide entendre bien)
Qu'on doit amer en lieu de bien.—
Assavoir mon se telz filletes
Qu'en parolles toute jour tien
Ne furent ilz femmes honnestes!

Köln EUGEN LERCH

Eine Stelle in Calderons Traktat über die Malerei

Calderons Malereitraktat ist von Curtius, Rom. Forsch. 50, S. 90 ff. trefflich ediert und kommentiert worden. Eine Stelle hat dem Herausgeber Schwierigkeiten gemacht (fol. 32, bei Curtius S. 93):

Tal es la eficacia de sus (sc. de la pintura) iluminadas, o obscurecidas sombras y lineas; y ya que lineas dixe, córralas la *Arithmética* en sus pautadas reglas. Es la Arithméthica, mathemático punto, a cuya enseñanza, uso y conocimiento se reducen, con las demás Mathemáticas, la Arquitectura y la Escultura, y tan superior a todas, que todas necesitan de ella, y ella no necesita de ninguna . .

Curtius übersetzt:

So gross ist die Wirksamkeit ihrer erleuchteten oder verdunkelten Schatten und Linien; und da ich schon Linien gesagt habe, so mag die A r i t h m e t i k sie in ihren geregelten Rechnungsarten durchmessen. Die Arithmetik ist ein Punkt der Mathematik, auf dessen Unterweisungen, Gebrauch und Erkenntnis sich neben den anderen mathematischen Wissenschaften auch die Baukunst und die Skulptur zurückführen . . .

und kommentiert:

»Die Arithmetik macht Schwierigkeiten. Der sprachliche Ausdruck ist unklar. *Pautadas reglas* könnte auch 'gradlinige Regeln' übersetzt werden. Ich habe für *reglas* die Bedeutung 'die vier Rechnungsarten' vorgezogen, weil mir das der Arithmetik zu entsprechen schien. Aber ich vermag keine befriedigende Erklärung zu geben. Erwiesen werden soll jedenfalls, dass auch die Zahlentheorie der Malerei ihren Tribut zollt.«

Zunächst sei die Übersetzung von *mathematico punto* durch 'Punkt der Mathematik' [1] richtiggestellt: es handelt sich um den 'mathematischen Punkt', d.i. den rein idealen, nicht räumlich ausgedehnten Punkt der Mathematik, der durch das Sichschneiden verschiedener Graden zustandekommt: ist auch die Ausdrucksweise *a cuya enseñanza . . . se reducen* (wobei man *enseñanza* nicht durch 'Untersuchungen', sondern durch 'Unter-

[1] *Mathemáticas* scheint bei Calderon die weitere Bedeutung zu haben: 'jede Wissenschaft, die Berechnung einschliesst', daher *arquitectura* und *escultura* zu den *demas Mathemáticas* gehören, vgl. auch die sonderbare Stelle: »la Escultura, la S metria, la Arquitectura, la Oratoria, la Poesia y otras mathemáticas» (in § 30, vielleicht zu verstehen nach dem grammatischen Typus; *el oro y la otra plata*?) — wie sehr geweitet ist der Umfang der Mathematik seit der Antike (Gellius: Mathematik, Astronomie, Musik, Geographie, Optik) und selbst Oresme (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astrologie, vgl. Godefroy)! Das Wort war also nicht geeignet, als Oberbegriff bloss von Geometrie und Arithmetik zu dienen. Dazu wird gelegentlich sogar die Geometrie benützt, vgl. frz. *géomètre* 'celui qui est versé dans les mathématiques' (Z. B. »Newton(!) fut un grand géomètre»; auch der *esprit géométrique* Pascals ist im Grunde ein *esprit mathématique*).

richt' wiedergeben muss) nicht besonders klar noch bildhaft, so schwebt doch offenbar der Gedanke vor, die Arithmetik sei der Schnittpunkt der übrigen mathematischen Disziplinen, der Architektur und der Skulptur. Die Unterscheidung des Punkts, den man mit einem Schreibegerät macht, vom mathematischen Punkt war ein ständiges Monitum der Renaissance-Schriftsteller, die sich der angewandten Mathematik widmeten und »die Praktiker jeder Art auf die mathematische Abstraktion aufmerksam zu machen» sich verpflichtet fühlten (Olschki, Gesch. d. neusprachl. wissenschaftl. Literatur I, 230): so sagt Luca Pacioli (15./16. Jh.) in »De divina proportione» (Olschki S. 230): »Die mathematischen Wissenschaften und Disziplinen sind abstrakt und es ist niemals wirklich möglich, sie sichtbar darzustellen. Deshalb kann die Hand niemals den Punkt, die Linie, Oberfläche und jede andere Figur bilden. Und obgleich wir Punkt jenes Zeichen nennen, das man mit der Spitze der Feder oder eines anderen Stiftes macht, so ist es doch nicht ein mathematischer Punkt, wie ihn unser Euklid in den ersten Worten seiner Elemente definiert» (etwas ungenaue Anspielung auf Euklids Satz: *Σημεῖον ἐστὶν οὗ μέρος οὐδέν*).

Wissenschaftlich abstrakte Termini technici (so z. B. der Astronomie) metaphorisch zu nehmen, ist durchaus innerhalb des Calderonschen Stilbereichs. Der angenommene conceptismo ist nicht härter, als wenn die *concordancia* der Grammatik auf die Farbenharmonie gedeutet und ein Verstoss gegen diese letztere als grammatischer Verstoss, als 'Solözismus' aufgefasst wird (S. 118/19) oder wenn von der *consonancia* der Farben zur musikalischen Konsonanz Beziehungen gesponnen werden (S. 193). — Von echt Calderonianischem Stilgut in unserm Stück (bei Curtius S. 116 kurz erwähnt) wäre noch das von Hatzfeld sogenannte »Calderonianische Résumé» zu erwähnen, wie z. B.:

(Curtius S. 92) . . de modo, que para argumento de ser la Pintura inspirado Numen de sobrenatural aliento, baste saber, que fuese su taller primero la luz, su primer bosquejo la sombra, su primer lámina la arena, su primer pincel el dedo, y su primer Artífice la joven travesura de un acaso. (S. 93) Con que contribuyendo à la

Pintura la Gramática sus concordancias; la Dialéctica sus conseqüencias; la Retórica sus persuasiones; la Poesia sus inventivas; sus energias la Oratoria; la Aritmética sus números; la Música sus consonancias; la Simetria sus medidas; la Arquitectura sus niveles; la Escultura sus bultos; la Perspectiva y Optica sus aumentos, y diminuciones; y finalmente la Astronomia y Astrologia sus caractéres, para el conocimiento de las im´genes celestes, quién duda que número transcendente de todas las artes sea la principal que comprehende à todas? —

wozu man poetische Stellen halte wie die aus dem Mágico prodigioso (Hatzfeld, 'Don Quijote' als Wortkunstwerk S. 108):

Al fin cuna, grana, nieve,
Campo, sol, arroyo, rosa,
Ave que canta amorosa,
Risa que aljófares llueve,
Clavel que cristales bebe,
Peñasco sin deshacer,
Y laurel que sale a ver
Si hay rayos que le coronen,
Son las artes que componen
A esta divina mujer

(vgl. *todas las artes . .contribuyen — artes . . . componen*).

Alle diese Résumés sind eigentlich Darstellungen des göttlichen Schöpfungsaktes, des einheitlichen und doch mannigfaltigen, vielfältigen und doch geordneten.

Es ist hier dieselbe Freude am »Hof von Allegorien» um einen herrschenden Begriff, die schon Walter Benjamin, Der Ursprung des deutschen Trauerspiels, als barock aufgezeigt hat: ein majestätisch weit ausladendes Begriffsspiel statuiert Über- und Unterordnung, Autorität und Abhängigkeit.

Es ist übrigens interessant zu beobachten, dass Calderon in dem pomphaften Résumé die seit der Antike 'avancierten' Wissenschaften und Künste mit den artes liberales auf eine Stufe zu setzen wagt: sie alle übergreift die Malerei.

Nun zu dem Satz: *y ya que lineas dixe, córralas* (las lineas) *la*

Arithmética en sus pautadas reglas. Curtius hat wohl recht, *reglas* auf die Rechnungsarten zu beziehen, nur wird durch *pautadas* 'vorliniiert, vorgezeichnet' ein Wortspiel mit *reglas* 1. Rechnungsarten, 2. Lineale vorliegen; *correr* würde ich nicht 'durchmessen', sondern faktitiv deuten: 'laufen machen', (Linien) ziehen' (vgl. sp. *correr una cortina* 'einen Vorhang vorziehen'). Der Sinn wäre dann: 'möge sie (sc. die Linien, Akk.) die Arithmetik ziehen nach (mit) ihren geregelten Operationen', d. h. also die Arithmetik ist selbst eine Art Lineal, nach dem die Linien der Malerei gezogen werden, vgl. etwa den Beleg aus Hippel (18. Jh.), den das 'Fremdwörterbuch' von Schulz-Basler s. v. *Lineal* erwähnt: »Die Mathematik ist das Lineal und lehrt sich bei allen Wissenschaften gerade halten.» Derselbe Gedanke wird nochmals in unserm Texte etwas weiter so ausgedrückt: »es tal el vasallage que rinde (la Arithmética) á la Pintura, que no dará perfecto rasgo sin Arithmético precepto que la asista».[1] Der *precepto* der Arithmetik ist die *pauta* der Malerei.

Noch ist zu dem Nebensatz *y ya que lineas dixe* etwas zu bemerken: er ist ein rein stilistischer Übergang von dem Kapitel der Rhetorik zu dem der Arithmetik, nach dem antikisch-zeitgenössischen Prinzip der suavitas, über das ich aus Anlass La Fontaines in »Publications of the Modern Language Association» 1938 handle: der Leser soll s a n f t von den erhabenen Gegenständen der Malerei (die eine 'rhetorische' Wirkung ausüben) zur Arithmetik geführt werden: dies geschieht, indem an den rückblickenden Satz *Tal es la eficacia de sus iluminadas, o obscurecidas sombras* ganz zwanglos *y lineas* (lichte und dunkle

---

[1] Zu Calderons Ausdruck: »Pues sabiendo que es un manchado lino de minerales, y licores, (la pintura) hace creer . . que se vé presente lo historiado» vgl. Lope, Barlaán y Josafat I, V. 416 ff.: »Este, seňor, es pintor, Opera un lienzo, en una tabla, haze con estas colores vivas las cossas passadas.» Daselbst auch (V. 429) die Malerei der *cosas sacras* wie bei Calderon die der *mas arcanos Misterios de la Fe.* Die unsterblichkeitsverleihende Funktion der Malerei betonten in Italien bekanntlich Lionardo und Aretino (Zilsel, Die Entstehung des Geniebegriffs S. 148).

Flächen — Linien) angeschlossen wird und nun das Wortspiel mit den *lineas — pautadas reglas* zu den Rechnungsarten hinüberführt. Ebenso führt im Folgenden von der Optik zur Musik ein Wortspielweg: el tercero (término 'Plan'), que, apenas perceptible, le ofrece tan cabal como el primero, con tanta consonancia templados sus diseños, que unísonos no dejan de carcarse con la Música: von *templados* 'gemildert', »gestimmt' zweigt die Vorstellung der *consonancia* ab, die von der Zeichnung zur Musik hin geleitet und eine Art Synaesthesie schafft.[2]

Was ist nun mit der Arithmetik als Dienerin der Malerei gemeint? Offenbar die durch Lionardo und Dürer bekannte Lehre von den Proportionen (vgl. Curtius S. 107).[3] Olschki l. c. S. 186 spricht über sie anlässlich der »Summa» des italienischen Mathematikers Luca Pacioli (15. Jh.), des Anregers Lionardos:

»Der pythagoräische Gedanke der musikalisch-mathematischen Weltharmonie hatte durch das Studium platonischer Schriften, besonders aber durch die Pflege Plotins, bei den Humanisten der Florentiner eine Wiederbelebung erfahren, die bekanntlich für das geistige Leben der Renaissance massgebend wurde. Die Harmonie wird metaphysisches Prinzip als 'Coincidentia oppositorum' schon bei Nicolaus von Cusa, wird als 'concinnitas' bei Alberti aesthetischer Kanon, als kausal-teleologische Norm bei den Florentiner Neuplatonikern zum Naturgesetz, bei den sogenannten 'Renaissancemenschen' zum ethischen Vorbild, zum Lebensideal. Damit nahm das mathematische Interesse am Studium der Proportionen

---

[2] Nach Lionardos »Trattato della Pittura» beruht das Augenschöne auf 'una armonia delle bellezze' oder 'un dolce concento'. Über die willkürliche synaesthetische Spielerei des Barock vgl. A. Wellek, »Renaissance- und Barock-Synaesthesie» (DVLG. IX. S. 543) — Wie konzeptistisch Calderon denkt, zeigt dann die Fortführung des Gedankens: die höchste Leistung der Malerei sei die 'Krönung des Horizonts durch Wolken und Himmel, die die Phantasie nach sich zieht zur Erforschung der Gestirne und Planeten' — die pythagoräische musikalische Sphärenharmonie wird hier ins Malerische versetzt.

[3] Gerade diese hätte 'Geometrie' heissen können (vgl. die Bossuet-Stelle bei Littré s. v. géométrie: »Il y a en nous une géométrie naturelle, c'est-à-dire une science des proportions . . .»

in der Überzeugung zu, dass die Mathematik bald die symbolische Äusserung, bald die praktische Berechnung, immer aber die allgemeingültige Norm für diese Harmonie im grossen und kleinen gewähre . . . Dies ist in jenem Zeitalter das wesentlich neue und zukunftbestimmende Element der neuen Geistes-, Forschungs- und Lebensrichtung. Verhältnismässigkeit, Konkordanz, Symmetrie und Harmonie waren ja als Erbstück der antiken in die mittelalterliche Philosophie und in die Theologie übergegangen, wobei weder mathematische Berechnungen noch aesthetische Prinzipien zur Festsetzung der Gesetzmässigkeit und Ordnung der Welt herangezogen wurden.»

Hierzu die wichtige Anmerkung:

»Die Zahlenmystik und Symbolik hat nicht direkt mit der Proportionalität als Erkenntnismittel zu tun. Sie gehört in eine andere Sphäre hinein . . . Zahlenmystik und Proportionalität stehen in ähnlichem Verhältnis zueinander wie Arithmetik und Geometrie. Das Mittelalter hat die Weltharmonie nach Zahlen, die Renaissance nach geometrischen Linien berechnet und zum Ausdruck gebracht.»[1]

Nach Pacioli (Olschki S. 189), dem »treuen Berichterstatter der Ansichten zeitgenössischer Künstler», ist in der Kunst die Proportion 'Mutter und Königin'. »Die Linear- und Farbenperspektive geht auf ihre Berechnung zurück, sowie die naturwahre Darstellung des menschlichen Körpers» (Äusserungen Paciolo's: »Wenn man der menschlichen Figur nicht die ihr zukommenden Verhältnisse gibt, wird sie in den Augen des Betrachtenden nicht als passend erscheinen»; »Wenn eine Figur unter einem Bogen sitzend dargestellt werden soll, müssen die Proportionen derart sein, dass, wenn sie sich erheben sollte, sie nicht mit dem Kopf gegen die Decke stösst»). Pacioli erinnert an die Behauptung in Platos Timäus, »dass Proportionen nicht nur in Zahlen und Messung, sondern auch in der Musik, in der

[1] Vgl. hierzu etwa Keplers Renaissance-Ausspruch: 'Die Wurzeln der Harmonielehre liegen nicht in den Zahlen, sondern in den Gesetzen der räumlichen Anschauung' (zitiert von Wellek l. c. S. 539).

Geographie, in der Zeitbestimmung, in der Statik und Dynamik, in allen Künsten und Wissenschaften also, vorkommen». In seiner Schrift »De divina proportione» polemisiert Pacioli, mit Lionardo gleichgestimmt, gegen die Auffassung der Schulwissenschaft, die die Musik zu den mathematischen Wissenschaften, die Optik zu den Hilfsfächern, die Perspektive überhaupt nicht zu den Wissenschaften zählt:

»in den Schulen war die Musik als Lehrfach des Quadriviums der Mathematik unterstellt, weil eben Rhythmus und Harmonie zahlenmässig berechnet werden. Die Renaissance hatte mit ihrem erneuerten und begeisterten Verständnis für die Aussenwelt die bildenden Künste mit wahrer Leidenschaft zur schrankenlosen Oberherrschaft über alle andern gebracht und in der Symmetrie und den Verhältnissen die Richtschnur für die Beobachtung und die Wiedergabe der Naturobjekte erkannt . . . Was die Musik in Zahlen ausdrückte, regelte bei den bildenden Künsten die Geometrie. — So hatte im Lauf des 15. Jahrhunderts das Studium der geometrischen Verhältnisse das Studium der arithmetischen abgelöst, und die Tätigkeit der Laien . . . gab der Geometrie jene dominierende Stellung unter den in den Ständen gepflegten Wissenschaften, die sie im 16. Jahrhundert bei den selbständig denkenden Gelehrten errang.»

Zilsel, Die Entstehung des Geniebegriffes I S. 147 betont noch das Moment des sozialen Aufstiegsstrebens bei den bildenden Künstlern vom 15. Jahrhundert an, die ihre Kunst an die Wissenschaft anlehnen, um sie von den artes mechanicae zu lösen:

»So betont Alberti um 1440, dass kein Maler ohne genaue Kenntnis der Geometrie gut malen könne und beruft sich hierbei auf Pamphilos, der an der Wende des fünften vorchristlichen Jahrhunderts wirklich die gleiche Argumentation in der gleichen sozialen Absicht vorgebracht hatte. Ebenso beruft sich auf Pamphilos zwanzig Jahre später Filarete und auch Raffael's Vater beweist die nicht-mechanische Natur der Malerei durch den Hinweis auf die Geometrie . . . Aus den gleichen, d. h. aus sozialen Motiven stellt noch Lionardo um 1500 gleich an die Spitze seines Traktats die Behauptung, die Malerei sei eine scientia, eine Wissenschaft.»

Nun haben wir die Materialien beisammen, die uns gestatten, die Eigenartigkeit der Calderonschen Auffassung zu verstehen: er steht unter dem Einfluss der Renaissance-Höchstwertung der Kunst, der alle Wissenschaften dienen — aber er passt diese doch ein in das — gelockerte — mittelalterliche Schema der sieben freien Künste: er denkt wie die Renaissance-Mathematiker sehr hoch von der Proportionslehre, nur nennt er sie — mittelalterlich — Arithmetik, nicht — renaissancemässig — Geometrie. Diese Arithmetisierung der Geometrie ist, wie mir Freund R. von Mises sagt, an und für sich nicht widersinnig: wenn Lionardo oder Dürer menschlichen Körperteilen Dreiecke oder Kreise einschreiben, so sind diese geometrischen Figuren doch durch Zahlenverhältnisse bestimmt (gleiche Entfernungen beim Kreis, gleiche Seiten und Winkel beim Dreieck). Calderon ist aber vor allem sprachlich konservativ-mittelalterlich, bei gewandeltem Renaissance-Denken: er spricht noch von der »perfección de los números« der Arithmetik, wo er die »líneas« der Geometrie meint. Man beachte die linkische Art der Einführung der Geometrie (und, im Ms., der Symmetrie), deren Eigenwert gegenüber der Arithmetik nicht recht ausgedrückt ist. Und vielleicht liegt Calderon mehr an der Zahl der der Malerei dienenden Wissenschaften als an deren genauer Abgrenzung (daher auch die von den Italienern ausgeschaltete Musik ebenfalls auftritt, obwohl er sich zum Echo der Abneigung gegen die Schulbevorzugung der Musik macht: »a no menos acordes clausulas le suspende la Pintura con las ventajas que lleva el sentido de la vista al del oido», vgl. oben die Ansicht Pacioli's und Lionardos).[1] Der Hof von Allegorien soll möglichst prächtig ausfallen, nicht müssen die ein-

[1] Ähnlich ist bei Lope vorhanden »la constante referencia a pintores — asi abundante que la relativa a músicos o escultores» (Rennert-Castro, Vida de Lope de Vega S. 428) — bekanntlich ist der geringere Wert der Musik (ebenso wie der Skulptur) gegenüber der Malerei auch eine Anschauung Lionardos (vgl. Zilsel, Die Entstehung des Geniebegriffs S. 152.)

zelnen »Höflinge» individualisiert werden[1]; die Hierarchie soll eindringlich gezeichnet werden (die Arithmetik Herrin der mathematischen Wissenschaften, übrigens auch der Skulptur und Architektur, gleichzeitig Dienerin der Malerei), ohne dass die einzelnen Dynasten ganz klar abgegrenzt würden (so Malerei gegen Skulptur und Architektur, die als Diener bald der Malerei, bald der matemáticas erscheinen) — Ordnung ist dieser Zeit ja wichtiger als Eigenart: in diesem Licht erscheinen die Calderon'schen Résumés als Erzeugnisse des hierarchischen Ordnungsstrebens mit ihrer Pracht und Fülle, aber auch mit ihren Gewaltsamkeiten und barocken Verzerrungen.

The Johns Hopkins University, Baltimore.

Leo Spitzer

La source polonaise du conte *Jettatura* de Théophile Gautier

Il nous manque toujours, hélas, un livre intitulé *Théophile Gautier folkloriste*, livre qu'on devrait pourtant bien écrire un jour pour mettre en pleine lumière le rôle du folklore dans le romantisme français. Car s'il est avéré que le folklore en tant que science historique doit son origine au mouvement romanti-

[1] Benjamin l. c. S. 187: »Allegorie . . . führt in ihrer ausgebildeten Form, der barocken, einen Hof mit sich; ums figurale Zentrum .. gruppiert die Fülle der Embleme sich. Sie scheinen willkürlich angeordnet: 'Der verwirrte Hof' — der spanische Trauerspieltitel — liesse als Schema der Allegorie sich ansprechen. 'Zerstreuung' und 'Sammlung' heisst das Gesetz dieses Hofes. Die Dinge sind zusammengetragen nach ihrer Bedeutung; die Anteillosigkeit an ihrem Dasein zerstreute sie wieder. Die Unordnung der allegorischen Scenerie stellt da ein Gegenstück zu dem galanten Boudoir. Der Dialektik dieser Ausdrucksform gemäss hält einem Fanatismus der Versammlung die Schlaffheit in der Anordnung die Wage.» — In der Lope-Stelle, die Curtius S. 118 anführt mit der Bemerkung: »Begriffliches Ordnen ist nicht seine Sache», haben wir einen noch ungeordneteren Hof von Allegorien — eine Art allegorische Panoptikumsschau.

que, il n'en est pas moins certain qu'il ne s'est pas montré ingrat vis-à-vis de la poésie. L'œuvre de Théophile Gautier suffit à elle seule à le démontrer.

Le conte *Jettatura*, publié, sous le titre de *Paul d'Aspremont*. en 1857[1], s'avère à première vue un fruit du voyage de Gautier en Italie. La croyance au mauvais œil, à la *jettatura*, n'est-elle pas, comme le nom l'indique, une superstition nettement italienne, voire napolitaine? Le lieu de l'action du conte n'est-il pas la région enchanteresse qui s'étend autour de la baie de Naples? Disons-le tout de suite, les apparences sont ici plus trompeuses qu'elles ne le sont généralement. Quand il s'agit de poètes romantiques, que ce soit Victor Hugo[2], Honoré de Balzac[3] ou Théophile Gautier, il convient de se tenir sur ses gardes. Il y en a peu d'une habileté égale pour brouiller leurs traces.

Constatons d'abord que la croyance au mauvais œil, très répandue dans l'Italie méridionale, ne l'est guère moins dans d'autres pays de l'Europe: l'Espagne, le Portugal, l'Irlande, les Balkans, l'Orient et les pays slaves. On en trouve même des indices dans les littératures du Nord.[4] Théophile Gautier le savait d'ailleurs, ainsi qu'il ressort de quelques remarques mises dans la bouche du comte napolitain, rival de Paul d'Aspremont.[5] En sorte qu'il n'est pas permis de conclure sans plus à l'origine italienne du conte.

---

[1] Je me sers d'une édition postérieure: Th. Gautier, *Romans et contes*, Paris, 1882, p. 137—270; voir H. P. Thieme, *Bibliographie*, I, 813. On connaît le fragment d'un poème sur le même sujet, écrit par l'auteur quelque temps avant le conte, mais publié seulement en 1876 dans le tome II des *Poésies complètes* de Théophile Gautier; voir Spoelberch de Lovenjoul, *Histoire des œuvres de Théophile Gautier*, Paris, 1887, II, 115, 395 et suiv.

[2] K. Nyrop, dans *Mélanges Baldensperger*, Paris, 1930, II, 141 et suiv.

[3] *Leuvensche Bijdragen*, XIX, 29—35; XXII, 71—73.

[4] F. von der Leyen, *Das Märchen in den Göttersagen der Edda*, Berlin, 1899, p. 49; voir aussi J. M. McPherson, *Primitive Beliefs in the North-East of Scotland*, Londres, 1929, p. 191; 220; 225 et suiv.

[5] *Éd. cit.*, p. 185 et suiv.

En second lieu, une superstition, si pittoresque soit-elle, ne fournit pas à un auteur romantique une intrigue toute faite. Or le conte de Gautier en a une, nettement accusée et, soit dit en passant, un tantinet absurde.[1] Le conte se termine tragiquement, par le sacrifice héroïque — du reste inutile — fait par l'infortuné *jettatore*, qui se prive de ses yeux qui ont fait le mal. On aurait beau fouiller la vaste littérature sur le mauvais œil en Italie et dans les autres pays méditerranéens[2]; on ne trouverait pas d'exemple analogue de dévouement héroïque. Non pas qu'on y adopte le point de vue que les *jettatori* sont méchants de nature; au contraire, ils sont généralement innocents, n'étant pour rien dans l'effet néfaste de leurs yeux (le pape Pie IX en est peut-être l'exemple le mieux connu), c'est pourquoi les récits se contentent de mentionner le fait et les sages précautions prises pour en éluder les désastreuses conséquences.

Il n'en est pas de même du folklore polonais. En Pologne aussi on craint le mauvais œil et l'on prend certaines précautions pour s'en garder. En même temps il y court une tradition d'une ressemblance frappante avec le conte de Théophile Gautier: dans les deux, le héros se prive de ses yeux, dans le texte polonais pour éviter les pires conséquences, la mort de sa femme, dans le français plutôt par expiation.

Résumons maintenant la légende polonaise.[3]

---

[1] Comme l'a dit un critique moderne: . . . La plupart des lecteurs ont quelque peine à se prêter longtemps à des suppositions trop extraordinaires: le spiritisme, le mauvais œil . . . peuvent être des hypothèses ingénieuses; mais dans un récit, au bout de quelques pages, ces hypothèses risquent de paraître artificieuses ou invraisemblables et ne vont pas sans froideur. Voir Adolphe Boschot, *Théophile Gautier*, Paris, 1933, p. 225.

[2] Voir là-dessus: Frederick Thomas Elworthy, *The Evil Eye*, Londres 1895; S. Seligmann, *Der böse Blick und Verwandtes*, Berlin, 1910.

[3] K. W. Wojcicki, *Polnische Volkssagen und Märchen*, übers. v. F. H. Lewestam, Berlin, 1839. De l'original polonais il n'existe en Amérique que la deuxième édition: *Klechdy, starożytne podania i powieści ludowe*, Varsovie, 1851—1852.

Au bord de la Vistule vivait une fois un riche gentilhomme ayant le mauvais œil et qui répandait la terreur autour de lui: ses troupeaux mouraient dès qu'il les regardait, et s'il louait la beauté de quelque chose, il était sûr de la voir tomber en ruine à l'instant. Ses parents étaient déjà morts de chagrin; tous ses voisins et ses paysans l'évitaient, sauf un seul domestique, le seul être à l'abri du mauvais œil du seigneur. Même quand il regardait les bateaux qui remontaient et descendaient le fleuve, une maladie saisissait promptement les bateliers ou une tempête avariait leurs navires.[1]

Un soir d'hiver, un étranger avec sa femme et sa fille demanda l'hospitalité au château. On leur fit un accueil chaleureux, et ils y restèrent quelques jours pour se reposer. S'étant épris de la jeune fille, le seigneur demanda sa main à son père, qui donna son consentement sans trop se laisser prier, d'autant que le baron avait fait une impression favorable sur la jeune fille.

Les noces ont lieu, mais, hélas, peu après l'effet du mauvais œil se fait sentir: les domestiques prennent la fuite, la jeune femme tombe malade peu avant la naissance d'un fils. Alors l'infortuné prend une décision héroïque: il se prive de ses yeux avec un couteau. L'effet ne se fait pas attendre: désormais tout va bien au château; la jeune femme et son fils prospèrent, les voisins n'évitent plus le site hospitalier.

Le vieux domestique a enseveli les yeux de son maître près du mur du jardin. Un jour, pris de curiosité, il les déterre mais meurt à leur vue. Auparavant ils n'avaient pu lui nuire, leur effet destructeur ayant été neutralisé pour ainsi dire par l'amour que lui portait son maître.

Il nous reste à dire quelques mots sur la façon probable — car il ne peut s'agir ici que de probabilités — dont Gautier a pu connaître le récit polonais. K. W. Wojcicki était en son temps un savant assez éminent dans sa patrie, ce qui explique suffisamment la publication, longtemps avant sa mort, d'une traduction allemande de son recueil de traditions populaires. Cela ne veut pas dire, bien entendu, qu'il ait été connu et apprécié dans la France de Louis-Philippe et du second Empire; tant s'en faut. Il y avait pourtant, surtout à Paris, des intermédiaires polonais qui le connaissaient assurément et à qui ses écrits

[1] Comparer l'épisode de la vague provoquée par l'effet du mauvais œil dans le conte français, *éd. cit.*, p. 144.

étaient familiers: les membres de l'émigration polonaise, établis depuis 1831, soit à Paris, soit en province, et qui, quoi qu'on en dise, n'étaient pas tous des Krapülinski et des Waschlapski, comme le voulait Henri Heine, mais dont plusieurs s'étaient distingués comme savants et comme littérateurs. Parmi ces derniers il y en avait qui, très liés avec certains hommes de lettres français tels que Gustave Flaubert et Théophile Gautier, étaient les intermédiaires indiqués entre la pensée polonaise et la française. Un des mieux connus parmi ces intermédiaires — grâce à une excellente étude de M. Z. L. Zaleski[1] — est Chojeski, qui écrivait en français sous le nom de plume de Charles-Edmond. Polygraphe génial, homme d'esprit et d'une rare hospitalité, il recevait chez lui les hommes de lettres français les plus en vue, entre autres Théophile Gautier. Il est au moins possible que ce soit par lui, ou par quelque compatriote moins connu, que l'œuvre de Wojcicki, ou telle partie de celle-ci, ait été portée à la connaissance d'un écrivain, toujours à l'affût, comme l'était Gautier, de quelque trait pittoresque, frappant, nouveau dans l'Europe Occidentale, tel que l'épisode du sublime sacrifice de Paul d'Aspremont et de son prototype polonais, affligés tous les deux du mauvais œil. Que Gautier transportât l'action des rives de la Vistule, peu connues de son public, aux rivages de la Méditerranée, intimement liés, dans l'esprit des lecteurs français et anglais, à la superstition du *malocchio*, cela se comprend sans peine. C'est là le privilège des poètes et des romanciers.

Elizabeth, N. J., États-Unis.

ALEXANDRE H. KRAPPE

---

[1] Z. L. Zaleski, *Les relations polonaises de Flaubert*, dans *Revue de littérature comparée*, XI (1931), p. 647 et suiv.

Contribution à l'étymologie de »baraque»

La question de la provenance du mot espagnol *barraca*, mot passé ensuite dans toutes les langues civilisées, a donné lieu à toute une série d'étymologies. Aucune, toutefois, ne semble soutenable.

L'espagnol *barraca* semble être propre au dialecte de Valence. Le *Diccionario general valenciano-castellano* de Martí y Gadea (1891) donne là-dessus les indications suivantes, d'ailleurs essentiellement identiques avec celles qui se lisent dans le *Diccionario de la Academia Española*: »*Barraca* 'choza, habitación rústica, propia de las huertas de Valencia y Murcia, y heredada de los árabes; tiene base ó planta cuadrilonga, formada por cuatro paredes de adobes, con techo de caña, cubierto con paja de arroz, que remata en ángulo, á cuyos dos extremos de su vértice (*sic*) ostenta una pequeña cruz de madera, signo que en otro tiempo distinguía las de los cristianos de las de los moriscos. Estas viviendas, que dan un sello característico á la frondosa y rica vega de Valencia, están condenadas á desaparecer por lo expuestas á incendios y la poca seguridad que ofrecen, habiendo prohibido la autoridad construirlas, ni reedificarlas en lo sucesivo'». Ce mot se retrouve en catalan proprement dit et en portugais (*barraca*); on a en ital. *baracca*, en franç. *baraque*, en holl. *barak*, en allem. *Baracke*, dans les langues scandinaves, slaves, finno-ougriennes également des formes avec une seule *r*, mais en anglais: *barrack*. Le sens est, dans ces différentes langues, généralement identique au français: 'hutte construite par les soldats à défaut de tentes . . . ; réduit couvert pour les pêcheurs; boutique faite de planches' (Littré, s.v.).[1] Pour les langues médiévales respectives, voir plus bas.

---

[1] Pour ce qui est du français, on trouve en outre: 'maison où tout est mauvais (les salaires, p. ex.); toute sorte de maison (même grande et belle), lieu où on habite; ensemble d'individus d'un même métier ou liés par tout autre lien (pris en mauvaise part); qqf. parties sexuelles'; H. Bauche, *Le langage populaire*, Paris 1929, p. 197[a]. Cf. encore *ALF*, 190 cabane; v. Wartburg, *Franz. etym. Wörterb.*, I. p. 260[b].

Comme terme de langue militaire, ce mot a passé de l'espagnol (et peut-être aussi de l'italien?) en français aux XV^e^ et XVI^e^ siècles (voir dictionnaires). »Terme militaire servant, jusqu'à la fin du XVII^e^ siècle, à désigner des abris destinés à la cavalerie» (*La Grande Encyclopédie*). En Angleterre (voir Murray, *Engl. Dict. on Historical Principles*) il se rencontre dès le XVII^e^ siècle, emprunt manifeste au français, la double *-rr-*, toutefois, pouvant dénoter une influence directe facultative de l'espagnol: Minsheu 1617 »a souldier's tent, or a booth, or such like thing made of the sayle of a shippe, or such like stuffe»; 1686 Lond. Gaz. n° 2107/2: ». . . greatest part of the Garison is still lodged in Baraques»; 1706 Phillips: »Barrack or Barraque: a Hut . . . for soldiers . . . when they have no tents». — En allemand, qui l'a emprunté au français, notre mot semble être attesté pour la première fois chez Freitag, *Archit. Milit.* [Kluge, *D. Et. Wörterb.* 1934, p. 39^a^, prétend ramener ce texte à 1631, mais, dans les éditions plus anciennes de son livre, à 1665 (?)]: »vor di Soldaten werden di baracken nahe an Wall angeordnet»; cf. Besoldus 1666 *Thesaurus pract.*, 369^a^. — En suédois, emprunté probablement au français, dès la guerre de trente ans, semble-t-il; attesté toutefois seulement dès 1710. Pour le détail, voir *Svenska Akademiens Ordb.*, II (1903) B 295. — En finnois, langue des soldats »hakkapelites» de la guerre de trente ans, présence vraisemblable du mot (*parakki*) dès la même époque qu'en suédois. — En russe, *баракъ* pourrait être postérieur à 1847, le dictionnaire de l'Académie de cette année l'ignorant encore.

La plus ancienne des étymologies scientifiques de *barraca* que nous connaissions est celle de Fr. Diez, *Etymologisches Wörterbuch d. roman. Sprachen*, 1853^1^–1887^5^, I, p. 43^1^, qui rattache notre mot, en opérant avec un suffixe *-acca* inconnu ailleurs et en relevant l'it. *trabacca* de *trabs*, à un celtique *barra* 'stange'.

R. Dozy et W. H. Engelmann, *Glossaire des mots espagnols et portugais dérivés de l'arabe* (1869), p. 236, font la tentative de ramener notre mot au berbère *búgu* 'intérieur d'une tente',

bugô 'boutique', *pogadee* 'tente', *bogâ* 'gourbi', d'où **barga* > **barca* > *barraca*!

R. Dozy, *Supplément aux dictionnaires arabes* (Leyde, 1881), I, p. 74, croit toujours à l'origine berbère du mot en le dérivant de برغة *bárġa* 'sandale de corde', plur. برغات *barġāt* 'cabane construite de paille, hutte, baraque'. — Dozy cite déjà, d'après les épreuves, Simonet (v. plus bas), p. 271 (lire: p. 36). Le dictionnaire espagnol-hispanoarabe de Pedro de Alcalá (Grenade, 1505), éd. de Lagarde, p. 142, auquel renvoient ces deux auteurs, donne: »casa pagiza pequeña *bárga*, pl. *barguát*.«

Émile Littré, *Dict. de la langue française*, I (1883), p. 294, s'en tient à l'étymologie de Diez, *barra*, en citant un gaél. *barrachad*, une hutte de *barrach* 'branches d'arbres'.

M. Devic, dans son *Supplément* à Littré (1883), p. 34[b], relève l'étymologie de Diez.

Francisco Javier Simonet, dans son *Glosario de voces ibéricas y latinas usadas entre los mozárabes* (Madrid, 1888), p. 36, sub voce *bárga*, fait remonter *barraca* à ce »*bárga*, antiguo cast., gallego y port. 'casa pequeña con cobertizo de paja'» avec référence à Pedro de Alcalá, à un dictionnaire inédit de F. de Berganza, à Ducange, à Diez (1ère éd.) et à Scheler (1862), et en relevant ital. *trabacca* ainsi qu'une forme lomb. et émil. signifiant 'cercado'.

Le *Dictionnaire général de la langue française* d'A. Hatzfeld, A. Darmesteter et A. Thomas (1890—1900), I, 196[b], relève it. *baracca*, »qui a sans doute même radical que le franç. *barre*», et, à ce mot, déclare d'origine inconnue ce radical commun aux langues romanes: »Le celtique *barr*, auquel on a voulu le rattacher, signifie extrémité, ce qui ne convient guère au sens de *barre*».

Pianigiani, *Vocabolario etimologico della lingua ital.* (1907), I, p. 128[a], opère toujours avec le celt. *barracad* 'capanna', de *bar* 'ramo d'albero', d'où également *barra* 'stanga', ainsi qu'avec le suffixe *-acca*.

Gottfried Baist, dans *Romanische Forschungen*, XXXII (1913), p. 894, en retenant la définition donnée par l'Académie

Espagnole, croit devoir poser pour *barraca* l'étymologie de *barro* 'Lehm'. De même, W. Meyer-Lübke, dans son REW (3e éd., 1935), 965, part de **barrum* 'Tonerde' pour arriver à *barraca* 'Lehmhütte mit Strohdache'.

J. Brüch, dans *Wörter und Sachen*, 7 (1921), p. 157, en appelant l'attention sur une citation de l'an 1276, trouvée par Baist (citation que nous donnerons plus bas), rattache *barraca*, 'Hütte mit Wänden oder seitlich abfallendem Dache aus Binsengeflecht', à catal. *barac* 'Binsenhürde'.

v. Wartburg, *Franz. etymologisches Wörterb.*, I (1928), p. 260b, dit: »span. *barraca* stammt möglicherweise aus **barrum* 'Lehm' (Baist . . .)»; toutefois, étant donné les incendies de baraques qu'il trouve mentionnés au XIVe siècle dans le Midi de la France (Ducange; mais cf., plus bas, une série de mentions analogues pour l'Est de l'Espagne), il est porté à préférer en fin de compte, comme étymologie de *baraque*, *barra* à *barrum*.

O. Bloch, *Dict. étymol. de la langue francaise*, I (1936), p. 66b: »emprunté de l'it. *baracca* ou de l'esp. *barraca*, d'origine obscure».

A. Dauzat, *Dict. étymol. de la langue française* (1938), p. 73a: »*baraque* . . . paraît avoir désigné d'abord les huttes en torchis (radic. *barro*, 'limon', d'origine probablement ibère)».

E. Hellquist, *Svensk etymologisk ordbok*, 2e éd. (en cours de publication), p. 51b: »av span. *barraca*, av omtvistat urspr. (till span. *barro*, 'lera', eller mlat. osv. *barra*, 'tvärslå' . . .)».

Plus d'un des auteurs cités ci-dessus ont opéré avec un mot *barga*; Dozy va jusqu'à y voir la forme primordiale de notre mot *barraca*, comme nous l'avons vu. Cette étymologie inadmissible a d'ailleurs été contestée par d'autres: ainsi Eguílaz y Yanguas, *Glosario etimológico de las palabras españolas de origen oriental* (1886), p. 341: »Dozy se esfuerza con más ingenio que fortuna en dar á esta voz un origen berberisco». Cf. aussi Lokotsch, *Etym. Wb. der europ. Wörter orient. Ursprungs* (1927), p. 243: »Ar. *barga* . . . durch romanische Vermittelung aus dem Baskischen». Nous croyons devoir reconnaître ce mot chez Gröhler, *Über Ursprung und Bedeut. der franz.*

Ortsnamen, II (1933), p. 50: »*Barga* . . . ein vorgallisches Wort 'Schuppen, Hütte' . . . = nfranz. *barge, barche* 'Stroh- bzw. Heuschober». Connu par des noms de lieux dès 1234. On nous signale un dérivé en *-itta* de l'an 954: »villa quae dicitur *Bargitas*» (Bargettes, Haute-Loire). — Or comment passer de *bárga* à *barráca*!

Somme toute, l'argumentation, chez ces étymologistes, même les plus autorisés, manque de fermeté, de portée; les plus avisés s'abstiennent de se prononcer. On ignore l'étymologie de *barraca*.

* * *

Voici maintenant quelques données pour élucider l'histoire de notre mot en tant qu'attesté dans les anciens textes.

Le plus ancien exemple que nous en connaissions se trouve dans un texte latin de 1249, cité d'une façon imparfaite chez Murray, *English Dictionary on Historical Principles*, s.v. *barrack*, puis chez Baist, *Rom. Forsch.*, XXXII, p. 894: »*Ord.* in *Privilegia Valentiae* in [George Perkins] Marsh, *Wedgwood*, s.v.: Concedimus vobis . . . habentibus baraquas sive (Baist: = 'und') patua (Baist: »unklar ob mlat. *pactuum* oder *patulum*») aut loca determinata ad edificandum . . .»; puis, toujours chez Murray, pour 1276: »*Conq. Valencia* ibid.: Barraques de tapits e vanoves» (Baist: 'Bettbehang'). Viennent ensuite les passages catalans, tous postérieurs à ceux-là, qui sont cités, partie dans le *Diccionari Balari, inventario lexicográfico de la lengua catalana, compilado por J. Balari y Jovany*, éd. Montoliu (en cours de publication), p. 158: *Cron. de Jacme I* (1213—76), texte postérieur à ce roi, manuscr. de 1343, c. 131: »tornavense'n a les tendes, e a les barraques per lo fret que havíen»; *ibid.*, c. 377: »e qui no podía haver cases, faya bona barraca»; et partie chez A. Alcover & F. Moll, *Diccionari català-valencià-balear*, II (1935), p. 286[a]: Desclot, *Crònica de Pedro III* (vers l'an 1300), c. 146: »meseren foch a les baraques» (*sic*); *Crón. de Jaime I*, c. 100: »pero en les barraques que els hauien feytes, en algunes d'aqueles podien tirar pedres»; Muntaner (1265—

1336), *Crón.*, c. 123: »vaerets tendes derrocar e metre foch a barraques»; en outre, une charte de 1381 de la *Tabul. Massil.*: »pro equitibus missis per nos pridie ad castrum de Pennis pro comburendo Baracas . . . illic sistentes», cité chez Ducange, éd. 1937, I 565^{c}. Quelques passages ultérieurs, tous postérieurs à ceux-là, se trouvent cités chez Alcover & Moll.

Pour l'anc. espagnol, nous regrettons qu'il soit actuellement impossible de recourir aux trésors lexicologiques du Centro de Estudios Históricos de Madrid.

Pour l'italien, Tommaseo & Bellini (1ère édition) ne donne que peu d'exemples, sans portée, le plus ancien de l'an 1676.

Pour l'ancien franç., on lit chez Godefroy, *Dict.*, *Complém.*, I 288^{c}: »Les Genvois bruslerent leurs loges et barraques puys myrent leur artillerye en mer et s'en allerent», Auton, *Chron.*, ms. Bibl. Nat. 5083, f° 35 v° (fin du XV^{e} siècle).

Pour l'anc. provençal, aucun exemple chez Raynouard, II (1836), ni chez Emil Levy.

Et voici, avant de passer à la discussion étymologique proprement dite, une série de noms de lieux qui semblent se rattacher à notre mot et dont quelques-uns nous semblent susceptibles de jeter quelque lumière également sur la question de l'origine. Baist, *l.c.*, a déjà relevé chez Madoz *Barracas*, prov. de Castellón de la Plana, attesté dès 1479. Alcover & Moll mentionne une *Barraca del lladre*: dolmen existent prop d'Agullana (Empordà), puis *Barrac d'en Dayna*: dolmen existent prop de Romanyà de la Selva (terme de Sta. Cristina d'Aro); ces deux excluant toute possibilité de ramener *barraca* à *barra* et sembl. En Portugal, on trouve un *Albarraque* un peu au Nord-Est de Lisbonne (Andree R 121 B 2), nom qui, certes, en tant que nom de »aldea» et nom de fleuve, pourrait être compatible avec une vieille étymologie proposée par João de Sousa, *Vestigios da lingoa arabica em Portugal*, Lisb. 1830, p. 21: de l'ar. البرّاق *al-barrāq* 'brillant, éclatant, resplendissant'. En Belgique, une série de noms correspondants sont inutilisables, car nous n'en connaissons pas les plus anciens exemples attestés: *Baraque-de-Fraiture*, Andree 85/86 D 4;

Baraque-Michel 85/86 E 4; *Baraques (Les)*, (R 85) D 6. Relevons, enfin, en Argentine, un *Barracas*, Andree R 214, F 1; au Missouri, près St. Louis, un *Barracks* Mo., *Encycl. Brit.* 24—141, G 3. Un *Barrackpore* à 25 km de Calcutta »contains a cantonment and its name is said to be derived from the fact of troops having been stationed here since 1776» (*Encycl. Brit.* 3—135a, 12—243a); etc.

* * *

Les textes ci-dessus sont, on le voit, assez peu instructifs concernant l'importante question de savoir quelle aurait pu être la forme primitive de la *barraca* et surtout quels étaient les matériaux de sa construction. On apprend que la *barraca* du XIII^{e} siècle, du XIV^{e}, telle qu'elle était construite à cette époque dans la région lévantine et ailleurs, était particulièrement inflammable; c'est le cas aussi, comme nous l'avons vu, de la *barraca* moderne de Valence et de Murcie. Or ce n'est pas le seul type de *barracas* que nous connaissions et les étymologistes ont eu tort, semble-t-il, de le mettre à la base de leur argumentation.[1] En dehors de ce type de *barracas* au plafond en torchis et couvertes de paille, maisonnettes confortables et pittoresques — et quelle qu'en fût d'ailleurs la genèse — un autre type beaucoup plus primitif de *barracas* en pierres, conservé aux îles Baléares, attire maintenant notre attention.

Nous le connaissons grâce au grand dictionnaire, en cours de publication, cité ci-dessus, d'Alcover et Moll, qui consacrent deux pages in-quarto, illustrées, à l'article *barraca*.[2]

---

[1] Ce défaut de méthode est bien mis en relief par Brüch, *l. c.* Hugo Schuchardt, lui, s'en rendait compte; car on lit BDC 1921, p. 115: »Von Mallorca weiss ich überhaupt in dieser Hinsicht nichts».

[2] Une série de détails ultérieurs concernant les différents types de *barracas*, avec profusion de gravures et à grand renfort de renvois à des travaux espagnols introuvables à Helsinki (Rubio, Lampérez y Romea, Dantín Cereseda, Michavila, Almela y Vives, Martorell, etc.), se lisent dans le très bel ouvrage *Folklore y cos-*

Aux îles de Majorque et de Minorque, un type de *barracas* en pierre, très primitives, prend, entre autres, la forme pyramidale: »... la barraca de porchs de Mallorca ès de pedres, coberta de volta, ab la cuculla de pedres y els vessants exteriors de terra; la barraca de bestiar de Menorca també ès

Fig. 1. *Barraca* pour le bétail, en usage dans l'île de Minorque, d'après une gravure d'Alcover & Moll, *ouvr. cité*, p. 286

de pedra seca, de planta redona o quadrangular, y està formada exteriorment per una sèrie de parets sobreposades, simulant diferents pisos, que van minvant de diàmetre així com més amunt se fan, y a un costat sol tenir una pendent que passa per pujar cómodament fins al cim de la cúpula».

---

tumbres de España (Director: F. Carreras y Candi), Barcelone 1931—33, tome III, p. 217—231. Le type précis qui nous intéresse n'y est toutefois présenté que par quelques lignes (p. 220). La typologie génétique de toutes ces *barracas* devrait un jour faire l'objet d'une monographie méthodique.

Une gravure accompagnant cette description de la *barraca de bestiar* de Minorque (fig. 1) frappe l'esprit parce qu'elle ressemble d'une manière aussi parfaite que possible au type de temple-tour sémitique que nous connaissons en Babylonie, type qui, tout comme celui de Minorque, se distingue par le détail des sept étages superposés en pyramide. Certes, ce nombre de sept pourrait n'être qu'accidentel dans l'île de Minorque. Nous tâcherons de démontrer que malgré la distance chronologique et géographique énorme qui sépare le temple-tour mésopotamien de notre *barraca* de Minorque, une tentative d'établir entre les deux un lien d'ordre génétique n'est peut-être pas fantaisiste.

Car tout comme la Mésopotamie nous offre un point de repère permettant de rapprocher la *barraca* baléare, comme type de construction, comme »chose», de certaines données de l'architecture orientale, nous devons compter en outre avec l'existence d'un mot oriental *parakku*. Mon maître Knut Tallqvist, dans son grand travail *Akkadische Götterepitheta* (*Studia Orientalia*, VII, Helsinki, 1938), p. 51, signale entre autres, une épithète du dieu Marduk (et d'autres): »Herr des Thronsitzes (*bēl parakki*), der inmitten des Himmels und der Erde ist». Nous savons d'autre part que le plus notoire des temples-tours de Babylone fut précisément celui qui se rattachait au temple Ê-sagil de Marduk. Cf. Meissner, *Babylonien und Assyrien* (Heidelberg, 1920), I, 310 et suivv. Par le symbolisme astronomique connu, cette construction avait également sept étages! Voir aussi Hérodote, I, 181. Ce mot assyrien *parakku* semble avoir le sens fondamental de 'chambre', d'où ensuite 'habitation d'un dieu', 'temple', 'salle du trône', 'résidence royale', et ainsi de suite. Cf. Delitzsch, *Assyrisches Handwörterb.* (Leipzig, 1896), p. 540, et Muss-Arnolt, *Assyrisch-englisch-deutsches Handwörterb.* (Berlin, 1905), p. 830[a].

Nous reproduisons une gravure représentant le *parakku* de Marduk en reconstruction hypothétique d'après les textes conservés (fig. 2) ainsi qu'un relief authentique qui, hélas! est d'un tracé bien sommaire comme le sont toutes les représentations de ce genre (fig. 3).

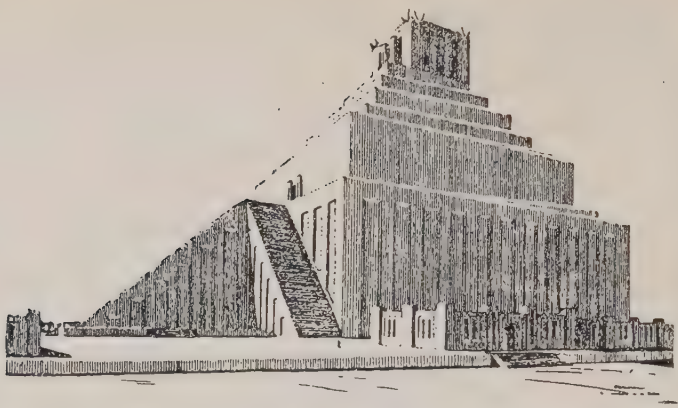


Fig. 2. Le temple Ê-sagila, reconstruction d'après les textes, par Dombart (Meissner, *Babylonien und Assyrien*, p. 315)

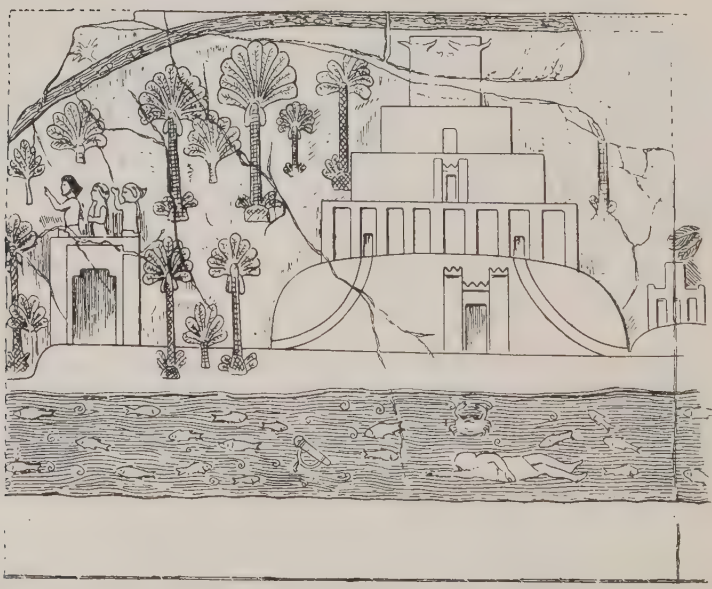


Fig. 3. Relief de l'an 650 environ av. J.-C. (Dombart, *Der babylonische Turm*, 1930, planche III)

Un détail fort intéressant est que l'accad. *parakku* se rencontre aussi comme nom de lieu dans un texte relatif à la vie des Juifs en exil sous Artaxerxès I^er^ (464—424 av. J.-C.), *Babylonian Expedition*, 1898, IX. 28: URU*pa-rak-ku*, donc nom muni d'un déterminant de nom de ville.

L'accad. *parakku* est un emprunt au sumér. *bárag* (Tallqvist, *l.c.*, p. 490, ainsi que Streck, *Vorderasiat. Bibl.*, VII. 3. 550, et Schott, *Zeitschrift für Assyriologie*, XL, 19 suivv.)[1]; à son tour, il a passé en syriaque sous la forme *pərakkā* et en mandéen sous celle de *pərikkā* (cf. Zimmern, *Akkadische Fremdwörter*, 2^e^ éd., 68). Par cette trajectoire, le mot aurait pu passer ensuite en arabe tout en restant inconnu des lexicographes arabes, ou encore en p h é n i c i e n.

En effet, si le mot espagnol *barraca* est d'origine orientale, est-il inévitable d'admettre qu'il ait passé par l'arabe? par une langue de l'Afrique du Nord? Dozy a voulu l'y faire remonter. Or en fait de textes capables d'appuyer quelque peu cette hypothèse nous ne connaissons, à part Pedro de Alcalá cité plus haut, que deux passages, peut-être pas très dignes de confiance, cités eux aussi par Dozy, *Supplément aux dictionnaires arabes*, *l.c.*: Dan, *Histoire de Barbarie* (1637), p. 59: »Ils (les Arabes) demeurent sous les tentes . . . ce qu'ils appellent en leur langue une Barraque et toutes ces tentes jointes ensemble un Douar», puis un *Voyage dans les États barbaresques* (1785), p. 127: »Ils appellent cette habitation Douar et chaque tente baraque». Cf. Dozy & Engelmann, *Gloss.*, p. 236.

Autant vaut dire que notre mot est inconnu en arabe.

* * *

Nous venons de relever les faits qui nous semblent pouvoir être allégués en faveur de l'opinion que *barraca* est

[1] Il semble que le sens primitif de *bárag* ait pu être celui de 'podium', de 'soubassement' d'un temple. Un des attributs du dieu accadien est *āšib parakki* 'celui qui est assis sur le *parakku*'.

d'origine orientale non arabe. Mais nous ne saurions présenter qu'une simple hypothèse concernant l'acheminement qu'aurait pris ce mot de Mésopotamie pour parvenir en Espagne. On songera à y voir un article d'importation phénicienne ou carthaginoise. Chose connue, l'expansion sémitique se fit sentir de bonne heure sur les côtes de la péninsule ibérique, sur les Baléares. Cette expansion n'aurait-elle pas pu amener jusqu'aux Baléares, notamment, la *baraque* sous la forme de temple, de demeure, de vocable susceptible de survivre? Il semble possible et il est vivement à souhaiter que l'avenir puisse jeter une lumière un peu moins indécise sur cette question d'un grand intérêt historique, culturel et philologique. OMNE PRAESENS IMPERFECTUM, PERFECTUM FUTURUM.[1]

PENTTI AALTO

Les seigneurs de Broyes et la date de la »Bible» de Guiot de Provins

Pour l'intelligence de la *Bible* de Guiot de Provins, qui est d'une part une violente diatribe contre les prélats et les religieux de différents ordres, d'autre part un éloge du temps passé, la magistrale étude de Ch.-V. Langlois [2] est d'un secours incomparable. Elle n'a cependant pas rendu inutile la dissertation

[1] Je saisis l'occasion pour remercier mon ami M. Armas Salonen, assyriologue, de m'avoir un jour suggéré l'idée de rechercher si quelque rapport étymologique pourrait être établi entre l'accad. *parakku* et les mots européens signifiant la baraque; et je suis redevable à M. O. J. Tuulio d'une série de renvois bibliographiques ainsi que de la traduction en français de mon manuscrit rédigé en finnois.

[2] Elle a paru d'abord, en 1908, dans le volume intitulé *La vie en France au moyen âge d'après quelques moralistes du temps* et réimprimé plusieurs fois sans changements. Enrichie de quelques notes nouvelles, elle est passée dans la grande édition illustrée de 1925, où elle occupe les pages 47—87 du tome II.

de M. Arthur Baudler [1], à laquelle Langlois dispense des éloges bien mérités et qui contient notamment une édition critique de la partie de la *Bible* (les v. 313—475) où Guiot donne la liste — d'une importance capitale pour l'histoire de la littérature française — des hauts personnages qui ont été ses protecteurs ou que tout au moins il prétend avoir connus. Du texte même de la *Bible* de Guiot, qui pour cette partie est une sorte de *regret*, il ressort avec évidence que tous les personnages nommés [2] étaient morts à l'époque où Guiot écrivait son poème. Du fait que d'entre les personnages identifiés jusqu'à présent, celui qui est mort le dernier est le comte Hugues de Saint-Pol, décédé à Constantinople en 1205, on a tiré la conclusion que cette date constituerait le terminus a quo pour la composition du poème. Or, l'un des deux seigneurs de Broyes identifiés ici même, Simon de Commercy, étant mort seulement en 1208, il s'ensuit que l'œuvre de Guiot de Provins est postérieure à cette dernière date. Le terminus ad quem proposé par Ch.-V. Langlois, le 30 juillet 1206, date de la mort du cardinal Gui de Parai, personnage que Langlois croit pouvoir identifier avec le cistercien devenu cardinal, mentionné au v. 1316 comme vivant encore, n'est donc plus admissible.[3] Cependant, le poème est nécessairement antérieur à 1209, époque où les Convers de Saint-Antoine de Viennois furent autorisés à se faire bâtir une chapelle particulière, car (au v. 2038) Guiot dit d'eux expressément: *il n'ont eglise ne chapele*.[4] Le cardinal visé au v. 1316 est sans aucun doute le second personnage proposé alternativement par Langlois: Girard, cistercien, abbé de Pontigni, fait cardinal du titre de

[1] *Guiot von Provins, seine Gönner, die »Suite de la Bible« und seine lyrischen Dichtungen*, Halle, 1902.

[2] Ces personnages s'élèvent à une centaine à peu près: en réalité Guiot ne cite que quatre-vingt-six noms de famille, mais neuf fois l'auteur, en se servant du pluriel, vise en même temps deux, peut-être même plusieurs seigneurs d'une même famille.

[3] Voir l'éd. de 1925, p. 74, note 2.

[4] Voir Ch.-V. Langlois, *o.c.*, p. 52.

Saint-Nicolas *in carcere Tulliano* en 1198 et mort »vers 1210». La *Bible* de Guiot a donc été écrite entre deux dates assez bien déterminées, savoir celle de la mort, en 1208, de Simon de Commercy et cette autre date, en 1209, où a émané la bulle pontificale autorisant la construction de la chapelle des Convers de Saint-Antoine.

M. Baudler a identifié presque tous les personnages mentionnés dans la liste des anciens protecteurs et amis de Guiot de Provins. Dans le nombre très restreint de seigneurs non identifiés se trouvent ceux qui sont nommés (v. 467) dans cette exclamation qui interprète le regret et l'admiration du poète: *Et qui refurent cil de Broiies!* Pour ceux-ci, M. Baudler[1] a dû se contenter de la remarque, juste, mais sommaire, que voici: »*Cil de Broiies*, probablement Broyes (B r i a s, B r e c a s; Marne, arr. Épernay, cant. Sézanne), l'une des seigneuries les plus considérables de la Champagne.»

M. Baudler a en effet déterminé exactement la localité dont il s'agit ici. A vrai dire, il y a deux localités du nom de Broyes:[2] une commune du département de l'Oise, arrondissement de Clermont, canton de Breteuil, et l'autre Broyes, celui qu'a relevé M. Baudler, commune du département de la Marne, arrondissement d'Épernay, canton de Sézanne. Mais comme le Broyes de l'Oise ne semble pas avoir d'histoire suffisamment

[1] *O.c.*, p. 47.

[2] Un troisième »Broyes» tient à un malentendu. M. Pierre Marot a démontré (*Identifications de quelques partenaires et juges des »unica» des jeux-partis du chansonnier d'Oxford*, dans la *Bibliothèque de l'École des Chartes*, t. LXXXVIII, 1927, p. 269) l'inexactitude de la leçon *Haibrant de Broies*, nom du juge proposé par Roland dans le jeu-parti CLXXXI (voir A. Långfors, *Recueil général des jeux-partis français*, Paris, 1926, t. II, p. 298), erreur qui remonte à Franz Fiset, *Das altfranzösische Jeu-parti*, dans *Romanische Forschungen*, XIX, 1905, p. 510, et à F. Lubinski, *Die Unica der Jeux-partis der Oxforder Liederhandschrift* (Douce 308), *ibid.*, XXII, 1908, 518 et 571. Au lieu de *Broies* le ms. a *brui es*, et le texte critique doit porter *Bruies* ou plutôt *Bruiés*, qui correspond au moderne Briey (B r i a d a, P o t e s t a s B r i a c e n c i s, ch.-l. d'arr. du dép. de Meurthe-et-Moselle).

ancienne [1], c'est à coup sûr de l'autre qu'il s'agit ici. Le village de Broyes (Marne) domine, grâce à sa situation sur une colline haute de 230 m., d'ailleurs entièremont plantée de vignes, l'immense étendue de la Champagne Pouilleuse. Du fait qu'on retrouve le nom des seigneurs de Broyes parmi ceux de la brillante liste de Guiot de Provins où sont énumérés les personnages les plus illustres de son temps, il résulte que cette seigneurie se distinguait de la grande masse de fiefs plus ou moins obscurs et qu'elle a dû être riche et puissante. Voici ce qu'on sait concernant la situation de cette seigneurie dans le grand système de fiefs de la Champagne.[2] Dès le règne de Henri I^er^ le Libéral (de 1152 à 1181), le comté de Champagne se composait de deux sortes de terres, les pays d'obédience, soumis à l'autorité immédiate du comte, et les simples fiefs, dont il n'avait que la suzeraineté. Quant à ces derniers, ils étaient très nombreux (il y en avait plus de deux mille vers 1152) et la seigneurie de Broyes en était. Elle figure ensemble avec, par exemple, celles de Brienne, de Bar-sur-Seine, de Roucy, de Grandpré, de Rethel, de Dampierre, de Montmirail, de Montfort, de Choiseul, de Ligny, de Joigny, de Clefmont, de Joinville, de Reynel, de Vignory, etc., dans une liste où sont énumérés les plus considérables de ces fiefs. Quelques restes de l'ancien château-fort, fossés, créneaux, pont-levis, salle des gardes, oubliettes et murailles d'une épaisseur extraordinaire, se voient encore de nos jours, dominant la plaine. L'ancienne magnificence des seigneurs de ce château est attestée par le grand nombre de prêtres officiant dans la collégiale du château, fondée en 1081 par Hugues Bardoul, seigneur de Broyes: elle était, à

---

[1] Ni la *Topo-bibliographie* du *Répertoire* de U. Chevalier, ni le *Dictionnaire géographique de la France* de P. Joanne ne font mention de monuments historiques d'aucune sorte: seule la *Grande Encyclopédie* fait savoir que la »seigneurie» appartint au XV^e^ siècle à la maison d'Estouteville et passa plus tard à celle d'Hocquincourt.

[2] Voir la *Grande Encyclopédie*, l'article *Champagne* par A. Tausserat.

l'origine, desservie par non moins de douze chanoines. En 1567, l'église fut pillée par les protestants, et, en 1581, le château fut incendié par les troupes du duc d'Anjou. De l'ancienne seigneurie de Broyes sont sorties les maisons seigneuriales de Châteauvillain, de Baye, de Pleurs, d'Arc-en-Barrois, de Luzy et de Boissy.

Les seigneurs de Broyes que Guiot rappelait dans le vers cité, il faut les chercher, nous l'avons déjà dit, parmi les membres de la famille qui étaient morts avant 1209, mais qui d'autre part, cela va de soi, n'appartenaient pas à des générations trop anciennes. Or, le premier des seigneurs de Broyes qui s'impose[1] est Hugues III, seigneur de Broyes, de Châteauvillain, etc., mort en 1199 après un règne assez long. On ne connaît ni la date de l'avènement de Hugues III de Broyes ni celle de la mort de son père Simon I^er^. Comme cependant ce dernier confirma en 1136 les dons qu'il avait faits au monastère d'Andecies, près de sa terre de Baye, fondé par lui avant 1131, et que d'autre part Hugues III apparaît comme seigneur de Broyes dans une charte de 1140, on peut en conclure que celui-ci a succédé à son père entre 1136 et 1140. Hugues III fut marié deux fois, premièrement avec Estiennette de Bar, fille de Renaud I^er^, comte de Bar (mort en 1149 ou 1150). Elle avait eu en 1140 — probablement comme dot en se mariant — la seigneurie de Commercy,[2] fief relevant des évêques de Metz et dont le premier possesseur connu est justement son père, Renaud de Bar. Jusqu'à sa mort, en 1178, elle en portait le titre. Le fils né de cette alliance, Simon, qui avait épousé

[1] Voir le P. Anselme, *Histoire généalogique de la maison de France et des grands officiers de la couronne*, t. II, 1726, p. 337 et suiv.

[2] Commercy est aujourd'hui chef-lieu d'arrondissement du département de la Meuse. Voir pour l'histoire de la seigneurie, Simone François-Vivès, *Histoire des seigneurs et de la seigneurie de Commercy des origines à 1415* (dans *Positions des thèses de l'École des Chartes*, 1932), ouvrage dont j'ai pu me servir grâce à M. G. Lozinski, à Paris, qui, avec son obligeance accoutumée, a fait pour moi de nombreuses vérifications.

Nicole de Salins,[1] hérita Commercy de sa mère et figure sur la liste des seigneurs de ce fief sous le nom de Simon I^er^, régnant de 1178 à 1208. Ce titre de seigneur de Commercy, il l'avait cependant déjà en 1173 où il confirma la donation du village de Prébéliart, faite à l'abbaye de Boullencourt [2] par Simon, seigneur de Beaufort,[3] son oncle paternel. Cette date, indiquée par le P. Anselme, si elle est exacte, donne à croire qu'Estiennette de Bar avait abandonné, déjà plusieurs années avant sa mort, à son fils l'administration de son domaine, dont il ne fut formellement le seigneur qu'en 1178. Il est nommé dans plusieurs actes, dont l'un lui attribue la fondation, en 1186, de la collégiale de Commercy. C'est lui qui, en 1199, succéda à son père dans la seigneurie de Broyes, portant dans la liste des seigneurs de ce fief le nom de Simon II, mais gardant pour sa propre personne, même après son avènement, son ancien qualificatif de seigneur de Commercy à côté de son nouveau titre. L'année de sa mort, 1208, nous permet de voir en lui un autre des seigneurs de Broyes rappelés par Guiot de Provins. Ajoutons ici que, des fils de Simon II, l'aîné, Hugues, succéda à son père comme seigneur de Broyes sous le nom de Hugues IV (mort peu après 1225), et que son deuxième fils, Gaucher, hérita de Commercy, dont il fut le seigneur jusqu'à sa mort, en 1248. — Il y a encore un troisième personnage à qui nous

[1] Salins, chef-lieu de canton de l'arrondissement de Poligny (Jura).

[2] Boulancourt (B o d i l o n i c u r t i s), ancienne abbaye d'hommes située sur le territoire de la commune de Longeville (Haute-Marne, arr. de Wassy, cant. de Montier-en-Der). Fondée vers 1095, cette abbaye atteignit, grâce aux générosités des comtes de Champagne et des seigneurs de Joinville, de Brienne et de Broyes, ses bienfaiteurs, dès la fin du XII^e^ siècle une grande prospérité qui dura pendant tout le siècle suivant.

[3] Il s'agit de l'ancienne seigneurie champenoise de Beaufort, érigée en duché par Henri IV pour Gabrielle d'Estrées, en 1597. Après son acquisition par la maison de Montmorency-Luxembourg, Beaufort eut son nom changé en Montmorency, actuellement commune du dép. de l'Aube, arr. d'Arcis-sur-Aube, cant. de Chavanges.

devons nous arrêter un moment pour voir s'il y a lieu de l'englober dans les regrets de Guiot. En 1178, Hugues III avait contracté un nouveau mariage avec Élisabeth de Dreux, dame de Baudement[1], qui devait décéder en 1239. Elle était fille de Robert de France, comte de Dreux († 1188), frère du roi Louis VII, et de sa troisième femme Agnès de Baudement. L'alliance avec la maison royale de France témoigne de la situation brillante qu'occupaient les Broyes dans la société de l'époque. Le fils né du mariage de Hugues III et d'Élisabeth de Dreux reçut bizarrement — mais le fait est loin d'être unique — le même prénom que son demi-frère, Simon. Simon le Jeune, qui après la mort de son père avait eu en partage la seigneurie de Châteauvillain, devint l'ancêtre d'une famille assez connue dans l'histoire du temps. Guiot de Provins a-t-il voulu comprendre Simon le Jeune dans la mention globale *cil de Broiies*? Il est aisé de répondre à cette question par la négative, puisque le seigneur de Châteauvillain n'est mort qu'en 1258, ou peut-être même l'année suivante, et que Guiot n'a mentionné que des disparus. Il aurait donc voulu rendre hommage à deux chefs de la maison de Broyes, père et fils, disparus à peu d'années d'intervalle.

Cette solution du petit problème de »ceux de Broyes» serait sans doute convaincante, si elle ne comportait une irrégularité d'un ordre tout à fait particulier. Si réellement il faut comprendre dans le pluriel de la formule employée par l'auteur le fils aîné de Hugues III, ce fils se trouve ainsi mentionné par deux fois dans la *Bible* de Guiot, car le personnage du v. 418: *Qui fu Symons de Commarchis!* n'est autre que le fils aîné de Hugues III. Jamais ailleurs Guiot ne mentionne deux fois le même personnage. Y a-t-il une explication plausible à cette exception?

Supposons (sans refaire, au point de vue du mètre, le vers 467) que Guiot ait parlé au singulier: *Qui fu cil de Broiies!*

---

[1] Baudement, commune du dép. de la Marne, arr. d'Épernay, cant. d'Anglure.

ou *Qui fu li sire de Broiies!* Qu'aurait alors entendu le lecteur? Il aurait évidemment été dans l'embarras pour savoir s'il devait entendre Hugues III, mort en 1199, ou son fils Simon II, qui ne fut chef de la maison de Broyes que pendant neuf ans (de 1199 à 1208). Supposons que le poète ait écrit *Qui fu Hues de Broiies!* Il aurait alors été obligé d'ajouter, pour que le lecteur ne l'accusât pas d'omission, qu'il avait déjà mentionné, sous un autre qualificatif [1], le fils de Hugues, également seigneur de Broyes et mort peu après son père et prédécesseur. On dirait que c'est pour se couvrir d'avance contre toutes critiques de ce genre que Guiot, après avoir nommé, pour une raison qui nous échappe, le fils avant le père, et se souvenant plus tard du père, signale celui-ci par une formule qui indique qu'il tenait à rappeler, à propos de Broyes, aussi bien le père que le fils. Si l'on acceptait cette explication, *cil de Broiies*, que Baudler n'a su identifier et que Langlois, dans son étude précitée, ne fait que nommer, seraient, selon toute probabilite, Hugues III et son fils Simon de Commercy.

Quelque plausible que soit ce résultat obtenu, il se heurte, comme nous venons de le voir, au fait de la double mention de l'un des seigneurs de Broyes: Guiot, toujours très exact, même dans les plus menus détails, aurait commis ici une inadvertance. A vrai dire, nous sommes à même de proposer, bien qu'avec hésitation, une solution où l'inconvénient mentionné se trouve éliminé. Ce sont les faits suivants, rapportés par Mas Latrie [2], qui nous l'ont suggérée. La mère de Hugues III de Broyes, Félicité de Brienne, fille du comte Érard I[er] de Brienne, devenue veuve et remariée avec Geoffroy III, dit le Vieux, seigneur de Joinville de 1132 à 1184, eut de son second mari un fils, Geoffroy IV, le Jeune, qui devint sire de Joinville en 1188 et mourut devant Acre en août 1190. Or,

---

[1] Que Guiot rappelle Simon II de Broyes sous le nom de *Symons de Commerchis*, il n'y a là rien que de naturel, puisque c'est ce titre qu'il porta la plus grande partie de sa vie.

[2] *Trésor de chronologie, d'histoire et de géographie*, Paris, 1889, col. 1615—16, *s. v.* Sires, puis princes de Joinville.

chose curieuse, ce seigneur — ce sont les termes mêmes de Mas Latrie — »porta presque toujours le titre de *frère d'Hugues de Broyes*». Nous n'avons pas le moyen de savoir les vraies causes de cette dénomination, nous n'avons qu'à nous contenter de la constatation du fait lui-même. Puisque tout le monde en appelant ce seigneur le frère de Hugues de Broyes, et en se servant évidemment, en parlant des deux frères à la fois, d'expressions comme »les deux frères de Broyes», »les deux de Broyes» et, sans doute, »ceux de Broyes», avait consacré cet usage, il n'y aurait rien d'étonnant à ce que Guiot en fît de même. C'est ainsi qu'il aurait pu, en effet, par son expression *cil de Broiies*, viser Hugues III de Broyes et le frère utérin de celui-ci, Geoffroy IV, le Jeune, seigneur de Joinville.

Holger Petersen Dyggve

Besprechungen

Carlo Battisti, *Fonetica generale.* Cinquanta illustrazioni in nero e a colori. Mailand, Hoepli, 1938. VIII u. 487 Seiten.

Battisti tritt mit einer allgemeinen Phonetik auf den Plan, dem ersten Werke auf italienischem Boden von so weit ausgreifender Anlage. Hingebungsvoll hat Battisti sein Feld bestellt und er schüttet eine Fülle von reifen Früchten vor den Leser hin. Die einzelnen Kapitel sind sorgfältig durchgearbeitet. Das Buch steht durchaus auf der Höhe moderner Wissenschaft, deren neueste Forschungen umsichtig bis ins Jahr 1937 hinein verfolgt sind. Allenfalls könnte man anmerken, dass Rohrachers Untersuchungen über hirnelektrische Ströme fehlen (Z. f. Psychologie 136 (1935), Pflügers Archiv 238 (1937) und Contributi del Laboratorio di Psicologia VII, Bd. X S. 25 ff.)

Seine Einteilung ist: I Physiologische Phonetik, d. i. die Beschreibung der Sprachorgane und ihrer Verwendung, inbegriffen die Hirnfunktionen. II Die Lautung innerhalb der Reihe. Silbe. Akzent. III Die phonetischen Veränderungen: Angleichung, Ungleichung, Wechselwirkung von Sprechen und Hören. Wie jede Einteilung hat auch diese vieles für sich und manches gegen sich. Da fällt vor allem die Einordnung des

Akzentes auf, der ja gewiss nur innerhalb der Reihe erfassbar ist, andrerseits aber von der Hirnfunktion der Aufmerksamkeit kaum getrennt werden kann. Akzent im weitesten Sinne (Hervorhebung jeder Art, Intonation) zeigt die Richtungslinie der Aufmerksamkeit an, die Anteilnahme des Sprechers am Inhalt seiner Mitteilung, die Absicht des Sprechers in bezug auf die im Hörer zu erregende Wirkung. Wenn irgend ein Gebiet der sprachlichen Funktion, so gehört der Akzent in den psychologischen Teil der Phonetik. Dem hat nun aber Battisti weder ein Sonderkapitel noch eingestreute Bemerkungen gewidmet. Nur bei der Behandlung der Metathese sagt er S. 414, sie sei »*un fenomeno troppo psichico(!)*», als dass man sie in der Phonetik erschöpfen könnte. Jede Veränderung oder vielmehr jede Hervorbringung ist psychisch, entweder müssen sie in der Phonetik erklärt werden oder sie gehören alle nicht hinein. Battisti geht aber von dem Standpunkt aus (S. 63), »*La funzione linguistica cerebrale non è direttamente un capitolo interessante la fonetica*». Dementsprechend wird darüber denkbarst kurz gehandelt (6 Seiten). Genau genommen ist doch aber die psychisch-physiologische Tätigkeit für das Sprechen wichtiger als die Kehlkopfapparatur, der Battisti 18 Seiten widmet. Es ist eben alt hergebracht, die Phonetik mit der anatomisch-physiologischen Beschreibung des Kehlkopfes zu beginnen, obzwar heutzutage unter »Sprachlaut» auch das nicht nach aussen aufs Gehör wirkende Ergebnis artikulatorischer Vorgänge verstanden wird (z. B. beim stillen Lesen, bei innerlichem Sprechen). Der Sprachlaut kann ohne Einschaltung der Kehlkopftätigkeit zustande kommen, aber niemals bei Ausschaltung der Hirntätigkeit. Nicht notwendig wären in der Tat die Bestimmung des Stimmumfanges (S. 78), die Stellung der Stimmlippen bei Falsettstimme und den anderen Registern, oder die gesanglichen Unterweisungen (S. 86 ff.). Dagegen fehlt — um diesen Punkt gleich zu erledigen — eine Abbildung der Flüsterstellung, und die Stimmbehandlung beim Sprechen konnte in ihrem schärferen Gegensatz zu der beim Singen charakterisiert werden.

Der Abschnitt III stösst auf die prinzipielle Schwierigkeit, dass er sich notgedrungen mit einzelsprachlichen Vorgängen befassen muss, die streng genommen in das Gebiet der Phonologie gehören. Die allgemeine Phonetik kann sich eigentlich nur mit den irgendwie möglichen Veränderungen befassen, besser gesagt: mit den Möglichkeiten der Veränderung. Wenn Battisti beschreibende und »evolutive»

Phonetik einander gegenüberstellt, so ist dagegen zu bemerken, dass die Phonetik immer beschreibend ist, dass dagegen die Evolution, die Veränderung der Lautungsstellung, die Lautungsverschiebung, die Entwicklung eines Sprachzustandes aus einem anderen, gar nicht allgemein phonetisch »*senza riguardo ad una speciale lingua*» (S. 3) dargestellt werden kann, weil wir nichts anderes tun können, als Einzelerfahrungen aneinander zu reihen. Die allgemeine Phonetik ist nie historisch, während die Evolution umgekehrt nur innerhalb der Sprachgeschichte erfassbar ist. Der Unterschied, den Battisti zwischen *fonetica storica* und *grammatica storica* macht, ist nicht aufrecht zu halten.[1]

Der Inhalt des III Kapitels ist in Wahrheit vergleichende Phonologie, vgl. Battistis eigne Definition der Phonologie S. 2. Um die Metathese, die Angleichung usw. zu erläutern, kann er ja nicht anders, als die Vorgänge einzelner Sprachen heranzuziehen, er reiht Sonderphonetik an Sonderphonetik. Die Rekonstruktion (S. 171) gehört nicht in die physiologische Lautkunde, sondern in die historische. Es liegt nun freilich im Wesen des Gegenstandes, dass die Scheidung nicht streng eingehalten wird, weil wir die geschichtliche Entwicklung nur auf Grund der physiologischen Bedingungen verstehen können, die Möglichkeiten aber an der Hand wirklich geschehener Vorgänge studieren müssen.

Diese Mängel zugegeben, ist Battistis Leistung höchst anerkennenswert. Zuverlässig und kritisch in der Wahl seiner Quellen (vgl. z. B. die Entscheidung gegen Stetsons und Hudgins' Silbenerklärung, S. 201), bietet er einen guten Führer durch alle Gebiete der Phonetik, mit grosser Reichhaltigkeit der Beispiele und weitem Gesichtskreis. Die Abbildungen sind gut gewählt und — die Kurve S. 103 ausgenommen! — klar gedruckt. Eine Neuerung sind die Indices in drei Sprachen, die eine Art phonetisches Wörterbuch des Französischen, Deutschen, Italienischen ergeben. Nur ausnahmsweise wäre in der Anwendung der Ausdrücke eine kleine Änderung erwünscht; z. B. S. 98 steht deutsch »L a g e» statt »H a l t u n g» (*tenue*). Besonders erwähnt sei etwa: die Bezeichnung von *w y* als Halbkonsonanten und nicht als Halbvokale, wie ich das schon seit Jahr und Tag befürworte; die vortreffliche Zusammenfassung über das bilabiale *b* (S. 137 ff.); die Beobachtungen über den

[1] Vgl. Richter, »Über unterbewusste Vorgänge im Sprachleben.» Mélanges Bally. Im Druck.

deutschen Umlaut, der vom Norden nach Süden zu abnimmt und bei *e* fehlt, wo er in den romanischen Sprachen am stärksten auftritt (335 ff.). Sehr wichtig ist auch die Bemerkung, dass der Umlaut nicht gleichzeitig mit palatalisierten Konsonanten vorkommt, woraus Battisti schliesst, dass der Umlaut nicht auf Grund einer »Durchjotazierung» entsteht (339). Mit Recht scheidet er vom Umlaut die Veränderung von *e, i* > *ie, uo* im Anlaut bei folgendem geschlossenem Auslaut (340). Es ist keine Frage, dass hier trotz ähnlicher Ergebnisse verschiedene Vorgänge anzunehmen sind. Von vornherein ist die Gleichmacherei abzulehnen, die alle Umlauterscheinungen auf dieselbe Formel bringen will. Dasselbe gilt natürlich auch für die Diphthongierungen u. a. Ferner ist auf den Gedanken »konsonantischer Diphthongierung» hinzuweisen, die Battisti z. B. bei *w* > *gw* annimmt. Er belegt sie auch im Bretonischen und Armenischen. Zu bedenken bleibt aber: Während die vokalische Diphthongierung innerhalb des Entwicklungssystems der Sprache verhaftet ist, fehlt bei german. *w* zu roman. *gu* jede Begründung innerhalb des Systems. Nach wie vor haben wir eine phonetische Erscheinung vor uns, die nur auf mangelhafter Wiedergabe eines neuartigen Gehörseindruckes beruht. Aus der geistreichen Erklärung der Tatsache ist vorläufig für das Verständnis ihres Eintrittes nichts gewonnen.

Kein Werk dieser Art wird allen Wünschen gerecht. Für eine zu hoffende baldige Neuauflage folgen hier ein paar Randbemerkungen.

Zur phonetischen Umschrift: S. 94 Franz. *leçòm*, span. *loçonores*. Das Zeichen *ç* ist so verbreitet für den Lautwert des deutschen *sch*, frz. *ch*, dass es nicht für stimmhaftes *s* verwendet werden sollte. Ausserdem sind die *s* der beiden Beispiele keineswegs gleich (vgl. Navarro Tomás § 109), und eine »allgemeine» Phonetik, die verschiedene Sprachen vergleichend behandelt, kann eben nicht umhin, für jeden Lautwert ein eignes Zeichen zu verwenden.

S. 11. In der kleinen Geschichte der Phonetik hat sich Battisti gerade einen besonderen Ruhmesposten der italienischen Wissenschaft entgehen lassen, die phonetischen und lautphysiologischen Untersuchungen von Leonardo da Vinci, Raccolta Vinciana IV, 1908 S. 67, vgl. C. L. Vangensten, Leon. d.V. og Fonetiken, Videnskapssel. Forhandlinger, Christiania 1913.

S. 99 »In einer Lautgruppe kann die Implosion fehlen, z. B. *ampa, anta*». Nicht genau ausgedrückt. Die Implosion

fehlt nicht, der Anglitt des *p* ist durch die *m*-Bildung schon ausgeführt. Es liegt, wenn man so sagen darf, Haplologie des Anglittes vor. Dasselbe gilt natürlich für *nt* u. a.

S. 118. Die Bezeichnung *vibranti* (Zitterlaute), meint Battisti, könnte schliesslich auf alle Laute passen, bei denen *vibrazioni* vorkommen. Das ist nur vom Standpunkt der italienischen und französischen Sprache aus denkbar, wo *vibrazione* zugleich »Schwingung» bedeutet, und Schwingungen erzeugt überhaupt jeder Laut.

S. 126. Die Annahme, dass die Vokale *u- o- a- e- i-* je eine Oktave voneinander abstehen, ist nicht zutreffend, und die Naturhöhe selbst ist wesentlich zu hoch angesetzt, vergl. dazu Battisti selbst S. 420 für *i*, und die Messungen von Stumpf, Fletcher[1], Miller, Crandall[2] u. a.

S. 187. Die Annahme, dass der italienische Auslaut »normal kurz» ist, wird durch neuere Untersuchungen widerlegt, vgl. Gemelli-Pastori, L'Analisi elettroacustica und Richter, »Länge und Kürze» (Archiv für vergleichende Phonetik, II, S. 12 ff., insbesondere S. 22).

S. 217. Der Grund, warum *kt* »zugelassen ist», *tk* aber nicht, wäre, deutlicher ausgedrückt, der, dass *kt* innerhalb einer Silbe stehen kann, *tk* aber Zweisilbigkeit bewirkt: Während die Zunge aus der *k*-Stellung in die *t*-Stellung geht, strömt die Explosionsluft des *k* in die *t*-Verschliessung. Wenn aber erst die *t*-Stellung eröffnet und dann die *k*-Verschliessung gebildet wird, bleibt die akustische Wirkung der *t*-Eröffnung unbeeinflusst von der folgenden Lautung und daher hat *tk* unter allen Umständen zwei Schallgipfel.

S. 221. Die Erklärung *latrocinium* über **latrcin*, **latrercin* > *larrecin* ist entschieden abzulehnen. Battisti verrät da seine eigne mit Belegen gestützte Theorie von der Sonisierung der Verschlusslaute, die der Synkopierung vorausgeht. Nichts berechtigt uns zu der Annahme eines »silbischen *r*» im Vorgalloromanischen und einer Lautreihe, die weder lateinisch noch französisch gestützt ist. Die Annahme eines Stadiums **latrercin* ist eine überflüssige Erschwerung, da ja daraus ***larrercin* zu erwarten wäre. Auch hat Meyer-Lübke, den Battisti zitiert, diesen Ansatz nicht gemacht.

---

[1] Harvey Fletcher, Speech and Hearing 1929, S. 58, 56 (höchste erreichte Frequenz von i 4800 s.).

[2] Irving B. Crandall, The Sounds of Speech, Bell Telephone Laboratories, 1925 Nov.

S. 247. Bei der Besprechung der drei Hervorhebungsmöglichkeiten wird gesagt, dass der Quantitätsakzent als eine Unterart des Druckakzentes angesehen werden kann. Wie wir heut alle wissen, lässt sich keine der drei Akzentarten von der anderen vollkommen sondern. Insofern könnte man jeden Akzent als dem anderen eingeordnet erklären. Beim Quantitätsakzent liegt die Sache nun so, dass die Dehnung insofern nicht vom Druck abhängt, als sie weder im geraden noch im umgekehrten Verhältnis zu ihm regelmässig fällt oder steigt. Es handelt sich aber beim Quantitätsakzent gar nicht nur um Dehnung (Kürzung) zu Hervorhebungszwecken, sondern um absolute Silbendauer, die von der Zusammensetzung der Lautreihe abhängt und mit der Hervorhebungsabsicht in gar keinem Zusammenhang steht. Wenn wir heutzutage die Einteilung in die drei Akzentarten überhaupt noch beibehalten, so ist wohl das Massgebende, welche Art in einer bestimmten Sprachgemeinschaft zu einer bestimmten Zeit im Vordergrund der Auffassung steht.[1] Die Akzentwertung ist an die Einzelsprache gebunden. Sie gehört zum phonologischen Bewusstsein der Sprachgemeinschaft. Will man aber zwei Akzentarten als einander besonders nahe bezeichnen, so ist viel eher der musikalische dem Druckakzent einzuordnen als der quantitative.

S. 291. Battisti scheint anzunehmen, dass *dj* > *dz* geworden wäre, z. B. in *oze*, *Zomedes*, *zebus* usw., während diese Belege nur umgekehrte Schreibungen vorstellen (vgl. Chronologische Phonetik des Französischen § 58). Weder ist die Entwicklung des Französischen noch die des Italienischen und des Spanischen aus einer Grundlage *dz* verständlich. Die italienischen Mundarten, in denen *dz* dem italienischen *ž* entspricht, zeigen jedenfalls spätere Sonderentwicklung.

S. 295. Es ist schade, dass Battisti bei den überalterten Ausdrücken »progressive« und »regressive« (Assimilation) stehen bleibt, während die Franzosen schon längst mit den Bezeichnungen »vorausnehmend« und »nachwirkend« (*Anticipation — Inertie*) das Richtige getroffen haben.

S. 317. Unter Assimilation ist nicht die Entwicklung von *-b-* > *-v-* einzureihen, noch weniger die von *-d-* > *-r-*. Kann man im ersten Fall noch von Annäherung sprechen, so ist das im zweiten Fall kaum möglich. Vgl. dagegen die wirkliche

[1] Vgl. »Die Einheitlichkeit des Hervorhebungsdruckes und die Mannigfaltigkeit seiner Äusserungen.« Actes du 3e Congrès Intern. de Linguist., Genf 1933.

Angleichung von *g* an *e*, *i*, von *v* an *u*. Anderseits ist zwar der sogenannte »Ausfall» ein Angleichungsvorgang, aber keine »Lenition».

S. 364. Ebenso wenig befriedigt die Einreihung der Übergangslaute unter die Differenziationserscheinungen. Eine Übergangslautung findet immer statt, nur dass wir sie gewöhnlich nicht erfassen, entweder weil sie zu kurz dauert, um über die Bewusstseinsschwelle zu kommen, oder wir überhören sie, weil wir gewohnheitsmässig die Aufmerksamkeit auf den typischen Periodenabschnitt der Lautung richten (vgl. Arch. vergl. Phonetik II a. a. O. S. 27). So wie uns (sprechend oder hörend) das Übergangsstück ins Bewusstsein kommt, ist die Möglichkeit gegeben, dass es zu eignem Wert und zu einem selbständigen Glied der Lautungsreihe erwächst. Notwendigerweise ist die Übergangsstellung als solche keine Differenziation. Sie entspringt den Bewegungen, die entweder der Abglittstellung des endenden oder der Anglittstellung des kommenden Lautes zunächst liegen. Ebenso wenig kann der epenthetische Vokal unter Differenziation (S. 370) eingereiht oder die Epenthese in die Metathese gezwängt werden. Die Erklärung von aretin. *in somma* > *unsombra* u. ä. über *u* aus silbischem *n̥* ist nicht ganz überzeugend, und inwiefern sard. *lau* < *laurus* u. ä. eine »parallele» Erscheinung zu *brenti* < *ventre* (S. 406) sein sollen, bleibt durchaus unklar.

S. 408. Frz. *chevanne* kommt gewiss nicht über *s* zu *n:*. Vgl. Chronol. Phonetik § 144 A.

S. 416. Die Voraussetzung, dass die Ausführung einer Lautung auf »*sincronismo perfetto*» beruhe, bestätigen die Experimente nicht, weder der Röntgensprachfilm noch Menzeraths Versuche in »Koartikulation und Steuerung». Wir beobachten gerade umgekehrt die verwirrende Fülle von Organbewegungen, die sich auf verschiedene Lautungen beziehen. Die Organe lauten nicht ein Phonem, sondern eine ganze Reihe von Phonemen. Und nicht zu den geringsten Wundern der Sprache gehört es, dass wir gesonderte Laute zu hören meinen.

S. 473 wird Bündnerisch, S. 474 Sardisch als italienische Mundart bezeichnet.

Elise Richter

Carlo Battisti, *I nomi locali dell' Alta Venosta.* Dizionario toponomastico atesino I. Band. 1 —2, 992 S., Bd. 1 mit 5 Karten, 1936. Bd. 2 mit 6 Karten, 6 photographischen Nachbildungen, 1938. Indices von Berengario Gerola. Florenz, Rinascimento del Libro.

Ein seit vielen Jahren vorbereitetes Unternehmen hat hiermit begonnen, in die Erscheinung zu treten, »das grösste Ortsnamenlexikon in- und ausserhalb Italiens», darf der Verfasser mit Recht sagen. Es enthält für das obere Etschgebiet rund 48,000 Namen. Es will sämtliche Örtlichkeiten der Landschaft erfassen. Das Werk wird in sieben Bänden erscheinen, für deren sechs eine geographische Einteilung zugrunde liegt: I Obervintschgau, II Untervintschgau, III Meran (das Burggrafenamt), IV Bozen und das südliche Eisackgebiet bis Salurn, V das Eisacktal, VI Pustertal und Gadertal. Der siebente Band ist Generalindices und Karten gewidmet. Um möglichste Vollständigkeit zu erreichen, wurden archivalische Studien im weitesten Ausmass zugrundegelegt. Dadurch konnte die Untersuchung an Ort und Stelle rascher bewerkstelligt werden. Zu der Durchforschung aller erreichbaren Dokumente tritt nun das persönliche Abhorchen wie für einen Sprachatlas, und die phonetische Umschreibung stützt nicht selten die von Battisti aufgestellte Etymologie, die aus der offiziellen Schreibung nicht ersichtlich, keinesfalls überzeugend werden könnte. Wer z. B. *Weittal* (S. 19) liest, kommt nicht auf das Etymon, das sich bietet, wenn man [betôl] hört, nämlich ABIET — ALE. Battisti, der dem sprachwissenschaftlichen Institut der Universität Florenz vorsteht, hat zwar mehrere Mitarbeiter neben sich, tritt aber alle n für die Verantwortung — und, so darf man hinzufügen, für den Ruhm — des Werkes ein, das ein Ehrenblatt wissenschaftlischer Tätigkeit und hingebungsvollen Fleisses füllt. In der Vorrede beleuchtet Battisti die innerlichen und äusserlichen Schwierigkeiten, die jeder solchen Veranstaltung anhaften. Die ersteren sind besonders gross in einem Gebiet, das mehrere Siedlungsschichten umfasst, wie hier: die vorrömische Schicht (etruskisch, illyrisch, rätisch), die gallische, die römische mit alsbald eintretenden germanischen Durchwanderungen, so dass die erst kurz romanisierte Sprache kaum ohne frühgermanische Einschläge zu denken ist. Denn die 15 v. Chr. durch die Legionen eroberten Gebiete erleben schon seit dem 2. Jarhundert germanische Einfälle[1], stehen dann unter ost-

[1] Vgl. zu der reichen Bibliographie Battistis noch E. Gamillscheg, »Altladinien» S. 127 ff. in Grabmayer, »Südtirol» 1919

gotischer, seit der Mitte des 6. Jahrhunderts unter langobardischer Herrschaft, werden im 8. Jahrhundert zur fränkischen Provinz, daher die Einteilung *Finsgowe* (*in Venustis*, Vintschgau), *Pustrissa* (Pustertal) usw. Das südliche Tirol gehört zu den Bistümern Säben (später Brixen), Trient, Verona, das westliche zu Chur. Nach dem Aussterben der Karolinger kommt der Süden auch politisch an die Mark Verona; die Bischöfe von Brixen belehnen mit den einzelnen Gebieten weltliche Herren, vor allem die Grafen von Tirol, womit die deutsche Kanzleiführung und so die offizielle Eindeutschung der Namen beginnt. Diese Eindeutschung ist offenbar ein zweiter Germanisierungszustand, dem eine germanische Beeinflussung in früherer Zeit voranging. Wie haben also: seit der Zeit der Romanisierung eine romanische — und zwar in allererster Linie eine rätoromanische — Schicht, germanischen Einschlag, neue Romanisierung, neue Germanisierung und neueste Italianisierung. Aus diesen äusserst verwickelten Voraussetzungen erwächst die Zuteilung der ON zum lateinischen, ladinischen, italienischen, germanischen Sprachgebiet als eine der heikelsten Untersuchungen. Mit Recht betont Battisti, die Aufgabe des ON Lexikons sei, das Material für die Siedlungsgeschichte vorzubereiten, nicht diese zu schreiben. Dennoch kann er nicht der Versuchung widerstehen, diesbezügliche Ergebnisse zu verzeichnen und für jeden Verwaltungsbezirk Tabellen (S. 863 ff.) über den Verhältnissatz deutscher und nichtdeutscher Namen aufzustellen. Er bestrebt sich grösster Vorsicht, vgl. die Richtlinien seiner Zählmethode S. 858 ff. Er scheidet z. B. alle Namen aus, die die moderne Alpinistik bisher unbenannten Örtlichkeiten gegeben hat. Hier erhebt sich sofort ein grundsätzliches Bedenken. Gewiss, diese Namen sind von Einzelnen »willkürlich» einer Örtlichkeit beigelegt, die auch anders genannt werden könnte. Aber war das nicht in alten Zeiten auch der Fall? Worin unterscheidet sich, linguistisch genommen, 3979 *Payerhütte* von 3446 *Gilgenacker* (Aegidius), 3476 *Madeismöser* (Matthias), a. 1475 *Matheisshof*, 876 *Julesackerle* (Julius), 3104 *Wötzlhof*, *Wötzlmöser* (*Wozilo*), 3471 *Leschhof* (Alexius)? Oder 3934 *Payerspitze* von 2452 *Pralinaz* (*pratum* + *Lien* = Leonhard + *-accio*), 2665 *Kaschpol Knot* (Kasparfelsen, mit Zärtlichkeits-

(»Männer und Völker» Bd. 21), K. Lechner, »Besiedlung und Volkstum der österreichischen Länder» in Srbik-Nadler, Oesterreich, 1936, S. 23 ff, Rudolf Egger, »Die Oesterreichischen Länder im Altertum», ebd. S. 13 ff.

suffix, also *Kasperl*), 1476 *Francisknott* (Franzosenstein, wo ein Soldat der französischen Armee den Tod fand)? Nicht einmal darin, dass der Personenname in älterer Namengebung den Besitzer anzeigt, denn schon in dem letztgenannten Beleg handelt es sich um Bezeichnung nach einem denkwürdigen Umstand, und auch *Kasparfelsen* wird kaum einen »Besitz», sondern Verknüpfung des Namens mit dem Stein aus irgendeiner anderen Ursache anzeigen. Während nun Battisti die *Payer*-Bezeichnungen ausschliesst, hat er *Francisknott* gezählt. Letzteres mit Recht. *Francisknott* und *Payerspitze* unterscheiden sich in nichts von *Leopoldsberg* (bei Wien). Der Name haftet am Ort aus dem oder jenem Grunde und fasst in der Umgangssprache Fuss, heut wie vor 1,000 Jahren. Die Gletscherspitzen waren nicht benannt, weil nicht bestiegen, nicht in den Verkehr einbezogen. Jetzt sind sie es, und ihre Namen reihen sich dem Alltagswortschatz ein. Nicht anders die Schutzhütten. Wenn sie nach dem Gründer benannt sind — und es ist grundsätzlich kein Unterschied zwischen gründender Person oder erbauender Sektion des Alpenvereins — so war das bei den alten Höfen und Weilern ja auch der Fall. Wie sollte man z. B. bei den amerikanischen Namen vorgehen, z. B. Washington, Pennsilvanien, oder bei Petersburg, oder Constantinopolis und zahlreichen anderen? Wird der Name einer Person einem Orte ehrenhalber beigelegt, so ist dieser Vorgang durchaus der Widmung, der Weihe an einen Heiligen gleichzustellen. Gewiss kann man einwenden, dass die alpinistischen Namen nicht aus dem Gesichtskreis der Einheimischen heraus stammen, dass sie von fremden Zuwanderern dem Orte angeheftet werden. Liegt aber nicht darin ein Charakterzug der Zeit? Wer ermisst heutzutage die Fremdartigkeit der Namen, die die einst Zuwandernden den Örtlichkeiten gaben, die bis dahin unbewohnt und unbenannt gewesen waren? Und wird nicht in 100 – 300 Jahren die Einbürgerung eben so vollkommen sein für die heut »neuen» wie für die damals neuen? Es liegt kein Grund vor, auf dem Gebiet der Namengebung grössere Scheidewände aufzuziehen zwischen einst und jetzt als auf dem der syntaktischen Gebiete von früher und von heut. Daher ist auch kein Grund auffindbar, warum neueste Namengebungen von der Zählung ausgeschlossen werden sollten. Nur freilich ist die Zeitschichtung nicht zu übersehen.

Gleichartige Bezeichnungen zählt Battisti nur einmal, also nicht 27 *Korkopf*, weil mit 146 *Ochsenkar boden* identisch; Eigennamen nur, wo ihre Herkunft klar ist, also z. B. nicht *Toni*, das

sowohl deutsch als rätoromanisch sein kann, wohl aber 1391 *Ágatlin*, das in dieser Form sicher deutsch ist. Hier sind gewisse Unstimmigkeiten nicht vermieden worden, wohl auch kaum zu vermeiden gewesen. 794 *Kaminerwiese* geht auf ital. *Giacomino* zurück, aber sowohl dieses als *Ágathlin* und 831 *Faltelwiese* (Valentin) werden in den Tabellen — etymologisch — unter »vordeutsche» Namen eingeordnet, obzwar es weder bei dem einen noch bei dem andern aus Dokumenten ersichtlich gemacht werden kann, ob die Namengebung in einer romanischen bzw. vorgermanischen Form erfolgte. Bei vielen Heiligennamen lässt das Herüber und Hinüber der Form keinen Schluss auf die Bevölkerungsschicht, bzw. deren Umgangssprache zu. Doch sieht man das Prinzip der Anordnung nicht ein: Wenn *Faltel* unter *Valentinus* eingereiht ist und »vordeutsch», warum1948 *Prizzimuhrgraben* unter »deutsch»? Battisti stellt *Prizzi* gewiss mit Recht nicht zu germ. *Britz-* vgl. Förstemann — sondern zu *Briccius* – dem Namen mehrerer Heiliger — dem z. B. in Heiligenblut das berühmte Kirchlein gewidmet ist. Rein etymologisch erfasst, müsste es so behandelt werden wie *Faltel*. Aber auch bei ganz germanischen Namen stossen wir auf manche Knoten: z. B. 875 *Humbelhof*, a. 1584 zuerst erwähnt, von Battisti mit *Hummel* oder mit *Hunibald* in Verbindung gebracht. Gegen *Hummel* spricht die Einzahl, vgl. *Wespennest*, *Bienenhof* u. ä., für *Hunibald* die weitere Entwicklung zu *Humbald* (*-bolt*), dessen Kurzform *Humm(e)l*, *Humpel* Battisti belegt.

Battisti scheidet die gesamten Namen in zwei Gruppen, pretedeschi und tedeschi, von denen noch gesondert werden: Übersetzungen, »Dubbii», bei denen die Schichtung — nicht immer die Etymologie — zweifelhaft ist, und endlich die von der Zählung aus anderen Gründen ausgeschlossenen. Inwiefern diese Anlage geeignet ist, ein Bild der Siedlungsschichten zu vermitteln, mag die Analyse einer Tabelle andeuten. Es handelt sich im Folgenden um Tabelle I (Nauders).

Battisti zählt 288 ON, von denen er 28 als Dubbii ausscheidet. Dahin rechnet er z. B. 127 *Martinsbruck*, dem gegenüber auf Schweizer Seite a 1239 *ad pontem Martini* belegt ist, ferner 128 *Martinsweg*, 126 *Martha* (*Martasteig*, *in der Märtha*, ebenfalls auf *Martin* zu beziehen), letzteres also klar in der deutschen Akzentuierung des Namens. Ferner 104 *Hohe Trui* (< TROGIUM, M.-L. 8934: »*TROJU, Steig, Holzschleife, spezifisch rätoromanisches, wohl vorrömisches Wort»). Es ist also von der rätischen Bevölkerung zur deutschen gekommen. Battisti belegt auch *Trewen* a 1416, vgl. S. S. 159 und 983. Die Verbin-

dung mit dem deutschen Beiwort muss so gewertet werden wie ein aus zweierlei sprachlichen Elementen zusammengesetztes Wort[1], eine Zwitterbildung etwa vom Typus 238 *Stableshof*, 239 *Stableswiesen*, von denen Battisti das erste mit, das zweite ohne Fragezeichen in die Rubrik »pretedeschi» setzt. Der Entwicklungsweg war wohl: lat. *stabulu* »offener Schutzstand für das Vieh» mit der vorlateinischen auf dem rätischen Gebiete weitverbreiteten Endung *-es*, vgl. unten S. 4 8, an die später die deutschen Appellativa gehängt wurden. Auch 26 *Kar* rechnet Battisti unter die Dubbii, obzwar er den vorindogermanischen Ursprung des Wortes überzeugend hinstellt. Sein Dasein ist an Gegenden gebunden, die die Bedingungen für die Überlieferung geben. Es kann ebenso gut von den in diesen Gegenden sich ansiedelnden Germanen unmittelbar aus rätischem Munde übernommen sein als durch Vermittlung andrer Besiedlungsschichten. Das deutsche *Kar* entspricht der ladinischen Form *Krapp*. Wenn nun *Kar* unter die Dubbii gezählt wird, ist es nicht verständlich, warum 28 *Karwindertal* unter den pretedeschi steht, da es sich nicht nur um dasselbe Stammwort (M. L. 1673 b), sondern auch um das gleiche Siedlungsproblem handelt. Jedoch scheint die Einreihung von *Karwinder* die richtige und massgebend für die von *Kar*. 180 *Putz* (< PUTEUS) ist wohl nicht zweifelhaft als romanische Entwicklung, die erst später von der deutschen Bevölkerung übernommen wurde. Kein *pf*, kein *ü*.

»Von der Zählung ausgeschlossen» sind zwanzig verschiedenartige Bildungen, die besser nicht zusammengeworfen würden: Erstens Wiederholungen wie 102 *Hochfinstermünz*, 27 *Korkopf*, 30 *Kastelwiesen*, vgl. unten S. 4 7, u. ä. Zweitens Namen, deren unsichere oder mangelhafte Überlieferung die Zuweisung unmöglich macht, z. B. 83 *Grainserberg*, »vielleicht falsche Schreibung für *Kroanserberg* und dann zu CORONA gehörig». Oder 122 *Lujen*, das aber doch zu (AR)RUGIA zu gehören scheint. Battisti führt die im deutschen Vintschgau bestehenden Formen *rutsch*, *rîtsch* 'Wasserlauf' dazu an. Schwierig ist allerdings 279 *Verminzer Köpfl* < VALLE + mhd. MINZE. Die Zusammensetzung zeigt aber nicht die deutsche, sondern die rätoromanische Wortstellung[2], gibt also ein ganzes Nest von Fragen auf.

Unter den sechs »Deutschen Übersetzungen» ist 14 *Pifengg*, *Bifang* mhd *bîvanc* »broilo» eingehegtes Gehölz oder Ackerstück

[1] Vgl. Richter, Fremdwortkunde, S. 78.

[2] Vgl. Gamillscheg a. a. O. S. 135 ff.

zwischen zwei Furchen, a. 1353 Quadrellam *inter Ortos*, welch letzteres 148 gesondert gezählt unter den pretedeschi vorkommt, obzwar hier doch offenbar nur archivalische Latinisierung vorliegt. *Pifengg* ist allerdings erst a. 1613 belegt, aber die Form lässt auf viel frühere Bildung schliessen, um so mehr als die Bezeichnung nach der Bodenbeschaffenheit ganz unabhängig germanisch sein kann. Dass der Schreiber der Urkunde das in der Sprache lebende *bifang* mit *inter Ortos* wiedergeben konnte, bietet wohl keinerlei Schwierigkeit der Annahme. 34 *Kirchtal* (mit Fragezeichen) gehörte unter die Dubbii, ebenso 50 *Dreikreuzacker* a. 1529, und 123 *Mais*, verkürzt aus *Kitzmais*, wie die Bezeichnung der jenseit der Grenze befindlichen Fortsetzung der Lichtung, *Chiavra*, beweist. Aus den gegebenen Daten ist die Tatsache der Übersetzung nicht ersichtlich.

Ein wirklicher Übersetzungsname (s. unten S. 4 8) ist 179 *Pumerbrugg*, in dessen erstem Teile PONTE steckt und das Battisti von der Zählung ausschliesst.

Nun zu der eigentlichen Hauptteilung in pretedeschi und tedeschi. Damit ist die Siedlungsfrage nicht zu beantworten, da wir — nur auf linguistischem Wege — zu mindestens sechs verschiedenen Entwicklungslinien kommen, die jedenfalls verschiedene Siedlungsschichten voraussetzen. Wir sehen da eine vorrömisch-ladinisch-deutsche Schichtung: 250 *Tascha*, *Taschaloch* < DASEA (M.-L. *DASIA) mit Nadeln besetzter Fichtenast; 101 *Hochdeineberg* < *TINA = »Zwischenraum zwischen zwei Wasserläufen» u. a.

Eine vorrömisch-deutsche: vgl. die schon erwähnten *Kar*-Namen. Vielleicht gehört auch 63 *Gaisblais* < *BLESE »steiler Abhang» hierher, vgl. für *ei* < *e* 2226 *Plandacreida* < CRETA. Jedoch ist die Vermittlung der rätoromanischen Schicht wahrscheinlicher.

Eine lateinisch-ladinisch-deutsche: 17 *Botdoleit* (statt *Bodoleit*) < BETULLETUM; 164 *in der Pitschen*, *Pitsche* zu *piccolo* (*piccino*), Fortsetzung des engad. *piccen; Tschingels*, *Tschèngles*, engad. *cenghel* Felsen < CINGULU; 188 *Rivaira* < RIPA; 87 *Grigles* < CARRUCULA, engad. *chiarücla*; 234 *Spinatsch* < SPINACIA, gegen nordit.-trentin. *spinaz*, *spinas;* 153 *Pazeiwald* < PICETU.

Eine lateinisch-deutsche: 169 *Platz*, 112 *Lawauner*(bach, wiese usw.), *Labaun* < LABINA + RIPANUS; *Finstermünz* < VENUSTAE MUNITIO; 186 *Rifetsch* < RIPA + -ACEU neben engadin. *rivatsch;* 79 *Gifein* < CONFINE, 93 *Grstrinser Wiese* < *CAMPESTRINU, vgl. N:o 163 und 2684 [kũmbäštrin].

Als r e i n d e u t s c h e Namengebung muss 212 *Schanz* gelten, da die Etymologie von *Schanze* nicht mehr in Betracht kommen kann, nachdem es als eingedeutschtes Wort den Bedeutungswandel durchmachte, durch den allein es zur Ortsbezeichnung verwendbar wurde.

Sicher über das Italienische gehen hier nur die wenigsten Namen, z. B.:

L a t e i n i s c h-I t a l i e n i s c h (-D e u t s c h): 197 *Ober-, Nider-Salet* < SALICTU, 25 *Capplina* < CAPELLA, 309 *Falmötz* VALLE DI MEZZO.

V o r r ö m i s c h-I t a l i e n i s c h(-D e u t s c h): 230 *Selles, Selleserwald* u. a. < SELLA + vorröm. -ES.

Eine Aufteilung der Namen nach ähnlicher Methode schlösse nicht nur eine ausserordentliche Aufgabe in sich — der wäre Battisti gewiss gewachsen —, sondern eine ihrem Wesen nach unlösbare, weil die geschichtlichen Nachweise, wenn überhaupt, erst in viel zu später Zeit vorhanden sind. Gehört doch das fränkische *Finsgowe*, aus dem 8. Jahrhundert, zu den ältesten Belegen aus der Gegend. Andrerseits ist ohne Spaltung der Herkunftsnachweise für die Siedlungsgeschichte nichts Befriedigendes zu erbringen, und Battistis Prozentsätze der »deutschen» und der »vordeutschen» Namen sind eben durch diese Art der Teilung zu geringer Bedeutung verurteilt.

Selbstverständlich ist die Auslese merkwürdiger Etymologien überreich, und der Linguist kann in den erstaunlichsten Entwicklungsformen schwelgen, die mit sicherer Hand hingestellt werden. Z. B. 1023 *Tragwahl* < INTRA AQUALE, 1778 *Trauersan(g)* = TRAVERSAGNO < TRANSVERSU + -ANEU. 2127 *Aveschön* enthält AVERSUS = »nach Norden gerichtet», 308 *Falmirl* = VALLE MERULA, 296 *Bleischwerterkopf* das vorrömische *BLESE + VIRIDE, vgl. dazu *Plaislonga, Plaisverda*, 3725 *Schwarze Blais*, oder *Bären-Stein-Alp*-plais, *Plaiselwiesen* (S. 268). 1062 *Compitschwiesen* ist *campo piccolo*, vgl. oben S. 406. Die gleichbedeutenden 407 *Pofl*(bach) u. ä. und *Rastives* = RECIDIVUS stehen nebeneinander, ebenso 211 SCHALKL = SCHÖRGEN(hof). Von COSTA gibt es mannigfache Ableitungen: *COSTARIA > *Gstĕres* (Taufers), 524 *Gschtairs* (Curon); *COSTURA > 1515 *Gschtir;* COSTALE + -ICEU > 2666 *Castlitsches;* *COSTELLU verbirgt sich in 12 [Pęrkǫšl] = *Berg kastel* oder *Castelmundt* (der Berg war nie befestigt, S. 110) Der *Valdrigestei* Bach (269) wird erklärt »*Valle di Dietro il costeto*», 1315 *Closenwahl* ist »*chiusura aquale*», *Tschonderlabödera* (S. 95) = *camp*

de la peidra. 2195 *Long Ådes* zeigt uns die dem Grundwort ATHESIS nähere Form, in der Bildung wie *Lung'Arno.*

Sehr fesselnd sind die Besprechungen der vorrömischen Elemente, z. B. des Suffixes *-es*, das über ganz Tirol verbreitet ist: *Stilf-es Tel(fe)s* u. v. a., oder des Stammes von *Trafoi*, der möglicherweise mit dem des illyrischen Stadtnamens *Tribullum*, mit *Tribulaun* u. a. zusammenhängt. Ausdrücklich sei die bescheiden einsichtsvolle Zurückhaltung hervorgehoben, mit der diese weittragenden Aufstellungen vorgebracht werden. Bemerkenswert ist die Femininform der Wiesennamen: 88 *die Schmiedin*, 235 *Spitalerin*, 374 *Melcherin*, 789 *Bischöfinen* usw.

Sehr häufig finden sich naturgemäss die Mischbildungen aus verschiedensprachlichen Elementen, z. B. 1178 *Grabesgraben*, dessen erster Bestandteil GRAVA ist, also Kiesgraben; 4343 *Betschacker* entweder PICEA oder BESTIA in der engadinischen Entsprechung; 1804 *Valmaina* < lat. VALLE + dt. ALMAINE = Gemeindewiese, das ganze romanisiert (von Battisti bei der Zählung ausgeschlossen, da offenbar keine Entscheidung für die Zugehörigkeit möglich); 328 *Gampenwiesen* gehört zu dem weitverbreiteten Typus *Kempfeld*[1]; 2186 *Jansaunerboden* = Genziana; 924 *Pederacker* entspricht einem »*camp sut pedra*, usw. Das vorrömische Suff. *es* tritt an germ. Stämme, z. B. 2034 *Gruobes* < mhd. *Gruobe*, wie an lateinische, z. B. 96 *Gunggles* < CONCHULA, 1254 *Portles* und 1253 *Porgles* < PORTULA u.s.w.

Die Ausbeute an wirklichen Übersetzungswörtern[2] ist nicht sehr gross, vgl. das oben S. 406 erwähnte *Pumerbrugg*, oder 1123 *Avawasser.*

Volksetymologisch verändert ist 87 *Goldbüchel*, ursprünglich COLLE + BÜHL; andere Namen mit *Gold-* gehen auf mhd. *galt-golt* »dürftig, nicht einträglich» zurück; der *Goldbach* ist wasserarm, 2176 *Goldboden* nicht fruchttragend, dagegen die 84 *Goldseen* vermutlich goldfärbig (S. 125). Eine deutliche Volksetymologie zeigt 3933 die *Geisterspitze.* Sie war ursprünglich eine *Greisterspitze* = *craista* < CRISTA, das auch in den *Cristall*-Namen vorliegt. Der bis an die Spitze des Berges geisternde Hirte, dessen Geschichte im Trafoiertal erzählt wird, ist jedenfalls der Phantasie erst entsprungen, als die Bezeichung *Greister-* gänzlich unverständlich geworden war.

Überflüssig darauf hinzuweisen, wie reich die Ausbeute an phonetischen Beobachtungen ist. 309 *Falmötz* entspricht *Valle di mezzo* (italienisch), 1136 *Crappamatsch* = *crapp di mezzo*

---

[1] Fremdwortkunde S. 77. [2] ebd.

(ladinisch); 4265 *Patzleid* < PLATEOLA + -ETU zeigt Differenziation, 511 *Gampaney wiese* < CAMPU PINETA Haplologie der *p*-Silbe, 2169 *Gardöni*, a. 1394 *Cardonica* < CORTE DOMINICA, Haplologie der dentalen Silben; 2153 *Farmier* < *Farfarmier* < VALLE FORMICARIU Abfall durch Haplologie nach vorheriger Angleichung von *Fal farmier* zu *Farfarmier;* 98 *Gurdanatsch* neben 80 *Goldanatsch* Wechsel von *r* und *l;* 463 *Valgradunz* < CARDONE Metathese.

Die Wortbildung besteht häufig in einfacher Nebeneinandersetzung der nominalen Bestandteile, an sich weder deutsch noch romanisch, einerseits vom Deutschen beeinflusst, andrerseits in romanischer Wortstellung: 1251 *Plaun vaccias* = PLANU, VACCAS; 305 *Falmirl* = VALLE, MERULA usw.

Besondere Erwähnung verdienen die Indices aller Art. Bd. I bringt eine umfassende Bibliographie, Bd II. vollständige Register 1) der bearbeiteten ON, 2) ihrer etymologischen Grundlagen in bezug auf Appellative, 3) in bezug auf andere Ortsnamen, 4) auf Personennamen, wobei die Handwerksbezeichnungen ausgeschaltet wurden, während *Fischer, Meier, Schalk, Senne* u. ä. aufgenommen sind. Mit Leichtigkeit gelingt daher die Orientierung über die verschiedensten Fragen, die naturgemäss im Text nicht bearbeitet sein können, z. B. das verhältnismässig so seltene Vorkommen von Tiernamen (168 von 4950). Bei weitem am häufigsten ist das *Schaf* vertreten: 31 mal, dann folgen *Ross* 17, *Ziege* 15, *Bär* 13, *Schwein* 10 und *Sau* 2 mal, *Kuh* 11, *Lerche* 9, *Gans* 7, *Wolf* 5, *Rabe* 4, *Fisch* 2 mal (502 *beim Fischrechen*, 1514 *Gschtader* = Fischgader!) *Ameise* 2 mal, *Fuchs* 1 mal.

Als zusammenfassendes Urteil kann man daher über dieses grosse Werk nur sagen, es ist vortrefflich ausgestattet zum Ausgangspunkt für alle Studien, zu denen es anregen will; für linguistische Untersuchungen jeder Art, für Siedlungsgeschichte, Botanik, Geographie, nicht zuletzt für die Verschiebung der topographischen Beschaffenheit im Laufe der Jahrhunderte.

ELISE RICHTER

V. Kiparsky, *Fremdes im Baltendeutsch.* Mémoires de la Société néophilologique de Helsingfors XI. Helsinki 1936. 224 Seiten und eine Sprachenkarte.

Die klar aufgebaute und flott geschriebene Abhandlung von Kiparsky ist schon von mehreren Fachgenossen aner-

kennend besprochen worden und hat sicherlich auf das Studium des eigenartigen Baltendeutsch anregend gewirkt. Auch in dieser Zeitschrift haben zwei Forscher daraus Einzelfragen herausgegriffen (Paul Ariste, Mots étrangers en allemand balte, Jg. 1937, S. 250 ff., und Hugo Suolahti, Kritische Randbemerkungen, Jg. 1938, S. 188 ff.). In Anbetracht des anregenden Themas, das uns hierzulande ausserdem noch durch seine sozusagen geographische Nähe fesselt, ist es wohl angebracht, die Arbeit als Gesamtleistung nochmals zu würdigen.

Kiparsky beginnt mit der Feststellung, dass bisher keine wissenschaftlich befriedigende Gesamtdarstellung des fremden Einflusses auf das baltische Deutsch gegeben worden ist. Dies sei vor allem darauf zurückzuführen, dass das Baltendeutsch so schwer begrifflich genau abzugrenzen sei. Er gibt uns von dieser Schwierigkeit ein anschauliches Bild, indem er die bisherigen Definitionen kritisch durchmustert. Zu diesen fügt er eine eigene Begriffsbestimmung hinzu und umgrenzt dementsprechend seine Aufgabe. Es folgen einige Hinweise auf die benutzten Quellen und auf die Art der Lehnwortaufnahme, auch werden einzelne Punkte aus der Siedlungsgeschichte und der sozialen Schichtung der deutschsprachigen Bevölkerung des Baltikums gestreift.

Der Hauptteil der Darstellung ist der Behandlung der einzelnen Lehnwörter gewidmet. Diese werden nach den fremdsprachigen Einflusskreisen (estnisch-livischer, lettischer, schwedischer, russischer usw. Einfluss) in alphabetischer Reihenfolge gruppiert, und es werden Belege und Etymologien angeführt. Lehnwörter und Lehnübersetzungen werden getrennt betrachtet. In den Schlusskapiteln sind die Ergebnisse kurz zusammengefasst, u. a. die Entlehnungen nach Kulturkreisen vorgeführt. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis und eine schöne vielfarbige Karte bilden den Schluss. Die Kartenskizze stellt die verschiedenen Sprachgebiete dar, die durch Figuren bezeichneten Wohnsitze der Deutschsprachigen enthalten auch ungefähre Angaben über ihre Zahl (die Deutlichkeit der Karte leidet allerdings etwas darunter, dass sich einige Farben nicht klar genug voneinander abheben).

Kiparsky besass die besten Voraussetzungen zur Lösung seiner Aufgabe: er konnte sich als erfahrener Lehnwortforscher an die Arbeit machen, er beherrscht alle im Baltikum gesprochenen Sprachen in einem Masse, wie es nur bei wenigen Forschern dieses Gebietes der Fall ist, er war in der Lage, sich längere Zeit an Ort und Stelle aufzuhalten und also auch

im Felde zu arbeiten. Die Hauptaufgabe seiner Arbeit, das Sammeln, Sichten und Deuten des fremden Lehnguts hat er m. E. gut gelöst und ist dabei zu beachtlichen Ergebnissen gelangt. Wenn mehr Material vorliegt, lassen sich die Lehnwörter und ihre Belege wohl vermehren und ihre Chronologie, die jetzt ziemlich kurz geraten ist, genauer bestimmen. Vielleicht hat der Verf. bei seiner leichten Kombinationsgabe mitunter eine Erklärung zu rasch bei der Hand gehabt, wo ein einfaches »Ich weiss nicht» besser am Platze gewesen wäre. In einigen Fällen dürften sich auch seine Hypothesen sachlich und methodisch beanstanden lassen (vgl. Suolahtis obengenannte Randbemerkungen). Im grossen und ganzen wird aber die Arbeit Kiparskys ihren Wert behalten, und das in ihr von dem fremden Einfluss auf das Baltendeutsch gegebene Bild wird sich auch in der Zukunft nicht wesentlich verändern. Fest steht jedenfalls, dass sich der fremde Einfluss nicht in erster Linie im Lehnwortschatz bemerkbar macht (sondern in anderen sprachlichen Erscheinungen, auf die Kiparsky nur gelegentlich eingegangen ist). Bedenkt man nämlich, wie dünn die deutschsprechende Schicht der Bevölkerung im Baltikum immer gewesen ist und wie zerstreut sie gewohnt hat, wie starkem und langem fremdem Einfluss sie also ausgesetzt war, so erscheint die einige Hunderte umfassende Zahl der entlehnten Wörter eher gering als beträchtlich, um so mehr, als nicht wenige von den gebuchten Lehnwörtern vielleicht nur zufällig gebraucht worden sind und meist nicht zum zentralsten Gut der Sprache gehören, sondern mehr an der Peripherie liegen. In seinem Wortvorrat ist das Baltendeutsch somit auffallend wenig beeinflusst worden (allerdings mit dem Vorbehalt, dass man unter Baltendeutsch, wie in der vorliegenden Untersuchung, eine Art Hochsprache versteht). Die Gründe der Abneigung des Baltendeutsch gegen fremde Eindringlinge, die sich aus der Darstellung Kiparskys ergeben, sind einleuchtend: die Deutschen fühlten sich unter den anderssprachigen Einwohnern des Landes als Herrenvolk und brachten dies auch in ihrer Sprache zum Ausdruck. Sie waren aber andererseits in der Regel seit altersher auch der betreffenden Landessprache mächtig und dadurch imstande, die nichtdeutschen Elemente leicht zu erkennen und von ihrer eigenen Sprache fernzuhalten.

Die Zustimmung zu dem Hauptteil der Arbeit hindert jedoch nicht, im Einzelnen abweichender Auffassung zu sein. Besonders die Einleitung macht den Eindruck, als wäre der Verf. über gewisse Fragen zu flüchtig hinweggegangen.

Erstens vermisst man eine, wenn auch kurze, zusammenhängende Übersicht und Würdigung der bisherigen einschlägigen Arbeiten. Dabei dürften auch die kleineren »dilettantischen» Aufsätze nicht fehlen, weil sie u. a. gute Beobachtungen und somit wertvolles Material bieten können. Dann hätte die Aufzählung und Charakteristik der vorhandenen Quellen eingehender sein können. Der Verf. teilt mit, dass er sich auf schriftliche Quellen beschränkt hat, worunter er, nach dem Quellenverzeichnis zu schliessen, nur gedruckte Schriften versteht. Es fragt sich aber, ob für die Bestimmung der Chronologie der Wörter nicht eigene Archivstudien nötig gewesen wären und ob nicht die in dieser Beziehung knappen Ergebnisse gerade durch ein derartiges Versäumnis bedingt sind. Weiter würde das Verständnis des Entlehnungsvorgangs erleichtert, wenn der Verf. die siedlungsgeschichtlichen und sozialen Verhältnisse der Deutschbalten schärfer umrissen hätte. Die Kartenskizze sagt zu wenig und berichtet nur über den heutigen Zustand (das ihr zugrundeliegende Schrifttum hätte mehr ausgewertet werden können).

Dann zuletzt die vom Verf. S. 17 gegebene Definition: »man darf als Baltendeutsch nur dasjenige bezeichnen, was von Balten selbst ohne Stilisierungsabsichten schriftlich fixiert worden ist.»

Kiparsky hat (S. 15 f.) es Mitzka als methodologischen Fehler angerechnet, dass dieser unter dem Begriff des Baltendeutsch auch die stark gemischte Sprache der unteren Schichten, das sog. »Knotendeutsch», hat unterbringen wollen. Ich finde aber, dass er selbst in seiner Begriffsbestimmung in das andere Extrem verfallen ist, indem er die Grenze nach unten zu eng gezogen hat. Mir leuchtet nicht ein, warum man hier nicht wie gewöhnlich die Sprache nach ihren Trägern bezeichnen könnte: Baltendeutsch, was von den Deutschen im Baltikum als genuine Sprache gesprochen wird. Wie jede Gemeinsprache ist sie nicht nur zeitlich und landschaftlich differenziert, sondern auch sozial abgestuft (von der Hochsprache der Gebildeten bis zum Halbdeutsch der kleinen Leute, die schon im Begriff sind, im Lettentum bzw. Estentum aufzugehen). Diese weiter fundierte Einstellung hätte natürlich für die ganze Darstellung wichtige Folgerungen ergeben, vor allem die Heranziehung von Quellen der niederen Sprache (auch die diese beachtende schöne Literatur), weiter eine grössere Berücksichtigung der zeitlichen und sozialen Abstufung der entlehnten Wörter.

Der Verf. war natürlich durchaus berechtigt, bei dem heutigen Stande des Wissens vielleicht sogar gezwungen, seine Aufgabe so zu beschränken, wie er es getan hat. Aber war es darum notwendig, die Begriffsbestimmung so eng zu fassen?

PEKKA KATARA

Erik Rooth, *Huvuddragen av det tyska språkets historia.* Lund 1938. 208 Seiten. 2 Karten. Preis 6: 50 Kr.

In meiner Studienzeit, im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, diente den angehenden Germanisten als erste Einführung in die deutsche Sprachgeschichte das kleine, volkstümlich geschriebene Buch »Die Deutsche Sprache» von Otto Behaghel. Gründlichere Kenntnisse schöpfte man aus der in Anordnung und Darstellung vorzüglichen »Histoire de la langue allemande» von H. Lichtenberger. Das Behaghelsche Buch wird heute noch als Lehrbuch gebraucht. Es hat vor anderen knappen Einführungen vor allem den Vorzug, dass darin auch der Bedeutungslehre und der Syntax besondere Kapitel gewidmet sind. Doch genügt dieses Elementarbuch nicht, und zwar zunächst deshalb nicht, weil es ausgesprochen für deutsche Leser zugeschnitten ist und von ausländischen Studenten nicht vollauf ausgewertet werden kann. Darum hat man es als bedauerlichen Mangel empfunden, dass der schon längst vergriffene Lichtenberger noch durch keinen ebenbürtigen Nachfolger ersetzt worden ist. Die inzwischen erschienenen ähnlichen Arbeiten (die Sprachgeschichten von Kluge, Hirt, Sperber, Hammerich, Sverdrup u. a.) bieten nicht eine ebenso breit angelegte Gesamtdarstellung, sondern betonen bald die eine, bald die andere Seite (z. B. die Wortgeschichte wie Kluge und Hirt, oder die Lautlehre wie Hammerich). Behaghels grosse »Geschichte der deutschen Sprache» ist wiederum als Lehrbuch zu umfangreich.

Die in der Rubrik erwähnte Arbeit von dem Lunder Ordinarius der Germanistik, Prof. Rooth, vermag m. E. diesen Mangel zu beheben. Sie bietet (mit Ausnahme der Geschichte der Flexion, die eigentlich nicht mit berücksichtigt ist und deren Fehlen ich als einen empfindlichen Verlust ansehe) reichlich denselben Wissensstoff wie der alte Lichtenberger, behandelt aber darüber hinaus mehrere Fragen (Geschichte der mnd. Sprachperiode, Übersicht über die heutigen deutschen Mundarten u. a.), die auch in den jüngeren Sprachgeschichten kaum Beachtung gefunden haben.

Die Anordnung des Stoffes ist durch den geschichtlichen Charakter schon gegeben und folgt im grossen und ganzen einem allgemein gebrauchten Schema. Es werden behandelt: die ferneren und näheren Verwandtschaftsverhältnisse der deutschen Sprache, die verschiedenen Sprachperioden vom kulturgeschichtlichen und vom grammatikalischen Gesichtspunkte aus gesehen. Dann folgt noch eine eingehende Lautgeschichte, wobei die grossen zusammenhängenden Erscheinungen (Akzent, Ablaut, Lautverschiebung u. a.) der geschichtlichen Darstellung der Einzellaute vorangestellt sind. Als letzte Stufe der Entwicklung werden im Schlusskapitel kurz, aber recht instruktiv die heutigen Mundarten behandelt.

Die Vorzüge der Arbeit erblicke ich darin, dass die Erkenntnisse durchweg auf der Höhe der Forschung stehen und dass eine lobenswerte Objektivität die Berichterstattung kennzeichnet. In den Literaturangaben ist neben Reichlichkeit und Zweckmässigkeit offensichtlich auch auf die Aktualität Gewicht gelegt. Wie unparteiisch der Verfasser bleibt, geht u. a. daraus hervor, dass er auch in Fragen, über die ein ihn persönlich angehender Streit noch in vollem Gange ist, immer auch die gegnerische Auffassung beachtet (z. B. bei der Debatte über den i-Umlaut oder die ingväonischen Reste im As.). Der als sehr reger Forscher bekannte Verfasser erweist sich durch diese Arbeit auch als ein guter Pädagog. Davon zeugt sowohl der klare, dem Auffassungsvermögen des Anfängers angepasste Ausdruck der Darstellung als auch die Bemessung des Stoffpensums. Es ist übrigens interessant festzustellen, wie sich die Auffassung davon, was für den Unterricht mehr, was weniger wichtig ist, in Schweden und bei uns überraschend deckt.

Beim Durchlesen des Buches ist mir natürlich eines und das andere aufgefallen, was von der hiesigen Unterrichtspraxis abweicht. Ich führe hier zuletzt meine nicht zahlreichen Beobachtungen an.

Bei der Darstellung der alten indogerm. Sprachen (S. 7 ff.) würden Hinweise auf ihre modernen Ausläufer den Kontakt mit der heutigen Welt wiederherstellen.

Die Bedeutung des Sanskrit in der Geschichte der germ. Philologie (S. 7) könnte besonders hervorgehoben werden.

In dem sehr interessanten und nützlichen Kapitel über die Verzweigung des Indogerm. (S. 15) würden die bekannten graphischen Darstellungen des Stammbaums (Schleicher) und der Wellenbewegung durch konzentrische Ringe (Schmidt)

sowie die Sprachteilung durch Segmente (Meillet) von den Studenten gern als Stütze des Gedächtnisses aufgenommen.

Die Wichtigkeit der germ. Lehnwörter im Finnischen (S. 19) würden wir hier auch vom rein allgemeinwissenschaftlichen Standpunkt aus mehr unterstreichen. Es ist zu bedauern, dass über diese Sache nur veraltete Darstellungen vorliegen. Könnte nicht in irgendein deutsches Handbuch (etwa in Pauls Grundriss) darüber eine Monographie aufgenommen werden?

Die detaillierte Beschreibung der got. Überlieferung (S. 29 ff.) ist wohl zunächst für schwedische Leser bestimmt? Das grosse Gewicht, das auf das Gotische wegen seiner Altertümlichkeit sonst gelegt wird, ist selbstredend durchaus berechtigt.

Bei der Behandlung der mhd. Sprachperiode (S. 50 ff.) vermisst man die Erwähnung des französischen Einflusses.

In dem Literaturverzeichnis (S. 77) ist Mosers »Frühnhd. Grammatik» wohl versehentlich weggeblieben.

Dass die paar Seiten (S. 147 ff.), die der Geschichte der Flexionslehre gewidmet sind, nicht gut ausreichen, wurde bereits oben bemerkt. Diesen Abschnitt hat z. B. Sverdrup in seiner »Kortfattet tysk sproghistorie» ausführlicher behandelt.

Die Karte, die meiner Ansicht nach für den Unterricht sehr wichtig ist, könnte deutlicher sein, am liebsten farbig.

Das Gesamturteil über das in Rede stehende Werk kann trotz dieser Wünsche in die wärmste Empfehlung ausklingen. Es ist neben dem Kolleg ein ausgezeichnetes Ergänzungs- und Repetitionsbuch, kann aber auch von den jungen Studenten auf eigene Faust benutzt werden.

Es dürfte unter den Philologen eine allgemein anerkannte Auffassung sein, dass eine wissenschaftliche Einleitung für ausländische Schüler am besten von einem ausländischen Lehrer ausgearbeitet werden kann. Eine andere Frage ist es, ob nicht die philologischen Lehrbücher (etwa von der Elementargrammatik abgesehen) schon wegen der Terminologie in der Sprache des Faches abgefasst werden sollten. Soweit ich weiss, wird diese Frage bei uns allgemein bejaht. In den skandinavischen Ländern scheint eine andere Praxis zu herrschen. Von unserem Standpunkt aus gestatte ich mir deshalb den Wunsch zu äussern, dass das vorliegende Buch auch in deutscher Übersetzung erscheinen möchte.

Pekka Katara

Raphael Levy, *Répertoire des lexiques du vieux français.* New York, Modern Language Association of America; London, Oxford University Press, 1937. 65 pages in-8.

On lit dans l'avant-propos: »Cette bibliographie a pour objet de présenter d'une façon systématique les titres de toutes les listes alphabétiques des mots du vieux français qui ont été imprimées jusqu'ici. La période étudiée s'étend du début de la littérature française au XV^e siècle inclusivement, avec un appendice pour les auteurs modernes . . .» Il serait certes difficile d'établir dans une bibliographie des glossaires d'ancien français une distinction basée sur la qualité des glossaires. Une conséquence du système adopté par M. L. est que parmi les glossaires enregistrés figurent, p. ex., ceux de Barbazan et de Méon, datant de la fin du XVIII^e ou des premières années du XIX^e. Il va sans dire qu'ils ne peuvent présenter qu'un intérêt de curiosité. Une des sections de la brochure de M. L. porte la rubrique »principaux lexiques inexistants ou incomplets». On ne saurait trop rappeler aux jeunes philologues qui voudront combler les lacunes signalées dans cette section que s'il est parfois utile (et c'est le cas surtout lorsqu'il s'agit d'un texte très ancien ou très particulier par le dialecte ou le vocabulaire) qu'un lexique soit aussi complet que possible, il n'est pas moins important de signaler le contexte dans lequel se trouve le vocable enregistré. La méconnaissance de ce fait a été la cause de plus d'une omission regrettable.

Il me reste à signaler une liste que M. L. a ajoutée aux autres: celle des annonces récentes d'éditions et de lexiques en cours de préparation. Il va sans dire qu'elle est la bienvenue.

A. Långfors

Zur Interpretation Villons

(Nachtrag zu S. 357).

Faire assavoir, das im Französischen durch *faire savoir* ersetzt worden ist, ist im Provenzalischen erhalten geblieben. Eine amtliche Bekanntmachung hat dort folgende Form: »Lou maire de la commune *fai assaupré* à sei administra qué, din la montagne, li blà soun sau» (so zitiert von Germaine Picard, Au pays de Mistral, abgedruckt in *Le Journal français Langenscheidt*, Nov. 1938). Dagegen steht in der beigefügten französischen Übersetzung *faire savoir* (»Le maire . . . fait savoir à ses administrés que, dans la montagne, les blés sont dorés»). — E. Lerch.

Neuphilologische Mitteilungen

INHALT DIESES AM 15. MAI HERAUSGEGEBENEN HEFTES

Björn Collinder, Über Quantität und Intensität (S. 97). – **Adolf Kolsen,** Das Lied des Trobadors Arnaut de Tintignac, *Lo jois comens' en un bel mes* (S. 120). – **J. Straka,** D'où viennent les traîtres et les mauvais, dit satirique du XIII^e siècle (S. 131). — **Ole Reuter,** Some Notes on the Origin of the Relative Combination »the which» (S. 146). — Besprechungen: W. Hartmann, Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf, bespr. von **Hugo Suolahti** (S. 189); Elisabeth Back, Wesen und Wert der Lehnübersetzung, bespr. von **Emil Öhmann** (S. 193); Elise Richter, Beiträge zur Geschichte der Romanismen, bespr. von **Nils Lindholm** (S. 195); H. Heiss, F. Schürr, H. Jeschke, K. Jäckel, W. v. Wartburg, Die romanischen Literaturen des 19. und 20. Jahrhunderts, bespr. von **A. Långfors** (S. 199); A. Lombard, La prononciation du roumain, bespr. von **O. J. Tuulio** (S. 200). Schriftenaustausch (S. 203). — Mitteilungen (S. 208).

Nr. 3-4 **XXXVIII-1937**

Die nächsten Hefte werden u. a. enthalten:

Paul Ariste, Mots étrangers en allemand balte.

Erich Auerbach, Remarques sur le mot »passion».

John W. Draper, Robert Shallow, Esq., J. P.

Adolf Kolsen, Fünf provenzalische Dichtungen.

Osmo Mäkeläinen, Fr. *crapaudine* et quelques parallèles sémantiques.

D. Scheludko, Die Marienlieder in der altprovenzalischen Lyrik.

Leo Spitzer, Frz. »voter socialiste».

Neuphilologische Mitteilungen, herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors. Redaktion (seit 1926): A. Långfors, Prof. d. roman. Philologie, H. Suolahti, Prof. d. german. Philologie. Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Finn. Mark 35.—, bei der Redaktion Finn. Mark 30.— (nur für Finnland). Für die Mitglieder unentgeltlich.

Beiträge, Bücher und Zeitschriften an Prof. A. Långfors (Myntg. 3 B), Abonnementsbeträge und Bestellungen an Mag. phil. Åke Furuhjelm (Bergmansg. 23 b A) erbeten.

Inhalt der letzten Jahrgänge

XXXI (1930). — 272 S. FM. 35. — Holger Petersen Dyggve, Chansons françaises du XIIIe siècle, II; A. Långfors, Notice sur deux manuscrits de Gautier de Coinci; Ph. Aug. Becker, La Dame à la Licorne; H.-F. Rosenfeld, *Geschächzabelt;* U. Lindelöf, Late Middle English *Waffore;* A. Långfors, Fragments de trois miracles de Gautier de Coinci (Bibl. Nat. nouv. acq. fr. 11.198); H. Spanke, Tanzmusik in der Kirche des Mittelalters; G. Lozinski, Recherches sur les sources du *Credo* de Joinville; A. Långfors, La vicomtesse de Thouars et la dame d'Audenarde (Bibl. nat. fr. 847); E. Öhmann, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, I; A. Långfors, Le français à Genève; Le deuxième congrès international de linguistique romane.

XXXII (1931). — 288 S. FM. 35. — W. Söderhjelm, Disciplina Clericalis in Italien; A. Jeanroy, L'ancienne poésie provençale, V; H. Suolahti, Die späthochdeutsche Evangelienübersetzung; Ders., W. Söderhjelm in memoriam; U. Lindelöf, Einige Fälle von schwankender Aussprache eines vortonigen *i* im Engl.; Ders., Engl. *dapple*, isl. *depill*, finn. *täplä*; O. J. Tallgren-Tuulio, Passages de Pero Guillén de Segovia remontant à Lucain; K. S. Laurila, L'esthétique de Dubos; E. Öhmann. Frz. Wörter in Ulrich von Füetrers »Iban»; Ders., Der frz. Einfluss auf die deutsche Sprache im Mittelalter; E. N. Setälä, Finn. *tarhila, tarhilo*, 'Halfter'; E. K. Neuvonen, El pasaje bilingüe de Juan Ruiz; W. O. Streng-Renkonen, Quelques théories de sémantique; Å. Furuhjelm, Note on a Passage in Beowulf; R. Bossuat, Un fragment de la Chanson d'Antioche; F. Brunot, Un bouquet de mots cueillis dans les jardins d'autrefois; M. Roques, Correspondance de K. Bartsch et G. Paris; O. Prosciutti, Bimillenario di Virgilio; M. Vloberg, La Cour de Paradis; F. Lot, Estourmi de Bourges; L. Spitzer, Kat. *baluerna* 'Ungetüm'.

XXXIII (1932). — 272 S. FM. 35. — H. Spanke, Zum Thema »Mittelalterliche Tanzlieder»; E. Schröder, Eine unbenutzte Quelle des mittelhochdeutschen Sprachschatzes; H. Petersen Dyggve, Notes sur la version en prose française de la Vie

de saint Eustache et sur son modèle latin; Madeleine Dillay, Quelques données bio-bibliographiques sur Claude Fauchet; D. Scheludko, Über den Ursprung und die Geschichte des rumänischen Suffixes *-ie;* G. Langenfelt, Sweden, a Monograph of the Name of a Country; W. Krogmann, Zur zeitlichen Bestimmung der Faustkonzeption; A. H. Krappe, Deux notes sur les *Châtiments* de Victor Hugo; O. Basler, Eduard Sievers, zum Gedenken; H. Suolahti, Bemerkungen zu einigen mhd. Fremdwortbelegen; E. Öhmann, I. Lahti, Kyllikki Kallio & Anna Lundqvist, Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch, II; Y. M. Biese, Die neuenglischen Ausdrücke des Werdens in sprachgeschichtlicher Beleuchtung; G. L. van Roosbroeck, A neglected Source of *Zadig.*

XXXIV (1933). — 272 S. FM. 35. — U. Lindelöf, The Subject of the Gerund in present-day English; A. Haggerty Krappe, La légende d'Œdipe est-elle un conte bleu? La légende de Persée; W. Krogmann, Das Ziel des »Urmeister»; L. Spitzer, *Bersilieren;* A. Långfors, A. Wallensköld, in memoriam; P. Verrier, Le rondeau et formes analogues; E. Öhmann, Zur Chronologie zweier Lehnsuffixe im Deutschen; A. G. Krüger, Die Handschuhepisode im Rolandsliede; H. Spanke, Zu den lyrischen Einlagen in den Versmirakeln Gautiers von Coinci; G. Tilander, Chansons inédites; A. S. C. Ross, The 1st. sg. pres. *-e* in Old English; J. P. Keins, Gott und Welt in den ersten religiösen Dramen Frankreichs; M. Alessandrini, Giosuè Carducci.

XXXV (1934). — 272 S. FM. 35. — D. Scheludko, Über den Frauenkult der Troubadours; Lyydia Alén, Über die Ausbildung der Neuphilologen; L. Karl Lettres de Paul Meyer à Hugo Schuchardt; P. Katara, Das Deutsche Bibelarchiv in Hamburg; Ph. Krämer, Warum lernen wir fremde Sprachen?; G. Krause, Das Verhältnis der Menschen zum Besitz in Galsworthys »Forsyte Saga»; P. S. Pasquali, D'un gruppo di voci provenzali designanti uccelli di rapina; Ancora dei nomi italiani d'uccelli derivati da *dardu;* Appunti etimologici; A. S. C. Ross, The pl. pres. ind. in English and Low German; L. Spitzer, Kat. *malaguanyat;* Das Neinj des Märtyrers; L. J. Vaganay, Le jeune Anatole France et Volney; P. Verrier, Metrische Fragen.

XXXVI (1935). — 312 S. FM. 35. — Holger Petersen Dyggve, Personnages historiques figurant dans la poésie française des XIIe et XIIIe siècles; Les personnages du *Tournoiement aus dames;* D. Scheludko, Die Marienlieder in der altprovenzalischen Lyrik; Leo Spitzer, *Tipse;* Zum Kommentar Villons, En lisant le *Burlador de Sevilla; Abasourdir, basir,* etc.; A. Lasch, Das altsächsische Taufgelöbnis; M. L. Wagner, Anlässlich *panporcino;* P. S. Pasquali, Il problema di *vignoble;* Eeva Riikonen, The Gerundial Constructions in Jane Austen's Novels; U. Lindelöf, English Agent-nouns with a suffixed Adverb; G. L. van Roosbroeck, An Unpublished Letter of Voltaire.

XXXVII (1936). — 344 S. FM. 35. — A. Långfors, A propos des explicit des mss. de la Bibl. de Bruges; D. Scheludko, Marienlieder in der altprovenz. Lyrik; H. Impiwaara, »La portentosa memoria de Cervantes»; K. Lewent, Zu einer neuen provenzalischen Cobla u. einem Liede des Gaucelm Faidit; L. Spitzer, Zum Text und Kommentar der »Flamenca»; Zu Victor Hugo's »Le Rouet d'Omphale»; Nochmals *Tipse;* E. Lerch, Flaubert et Baudelaire et les »hauts lieux»; L. Salvini, Development of Modern Ital. Lit.; P. Katara, Älteres deutsches Sprachgut u. Urkundenmaterial in Finnland; H. Spanke, Musik. Einlagen im Fauvelroman; P. de Luz, Colette et la langue franç.; H. Petersen Dyggve, Personnages hist. figurant dans la poésie lyrique franç. des XIIe et XIIIe s., V—VI; A. Kolsen, Sirventes-Canzone des Bertran de Born lo filh; G. Alessio, Un antico termine di cucina: *veru ustulare* (fr. *brûler,* it. *abbrustolare*): H. Marchand, Das engl. Ordinal *second;* T. E. Karsten, Zur Frage nach der Friesenzeit in Finnland; V. Kiparsky, Rapprochement artificiel des langues littéraires apparentées; Ph. Krämer, Über das Verhältnis von Wissenschaft u. Leben.

Ausserdem erschienen im Verlage des Vereins die *Mémoires de la Société Néo-philologique de Helsingfors,* Bde I—XI, 8:o, und zwar in zwangloser Folge seit 1893.

Folgende Personen haben es gütigst übernommen, die Anmeldung neuer Abonnenten sowie die Einsendung der Abonnementsbeträge an die Redaktion zu vermitteln:

Hanko (*Hangö*): Mag. phil. Lahja Selänne.
Hämeenlinna (*Tavastehus*): Mag. phil. Laina Viluksela.
Kajaani:
Kotka: Mag. phil. K. A. Aarnio.
Lahti: Mag. phil. A. Tähtinen.
Maarianhamina (*Mariehamn*): Cand. phil. Bruno W. Forss.
Oulu (*Uleåborg*): Cand. phil. Ebba Rosendal.
Pori (*Björneborg*): Lektor Anna Holm.
Porvoo (*Borgå*): Frau Tyyni Lindroos.
Rauma: Mag. phil. Siviä Harjama.
Sortavala: Lektor A. Lundelin.
Tornio: Lektor F. E. Arve.
Turku (*Åbo*): Cand. phil. Runa Nordenstreng.
Uusikaupunki (*Nystad*): Mag. phil. Veera Vesterinen.
Viipuri (*Viborg*): Lektor G. Lindberg.

Helsinki 1937 Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Kirjapainon Oy.